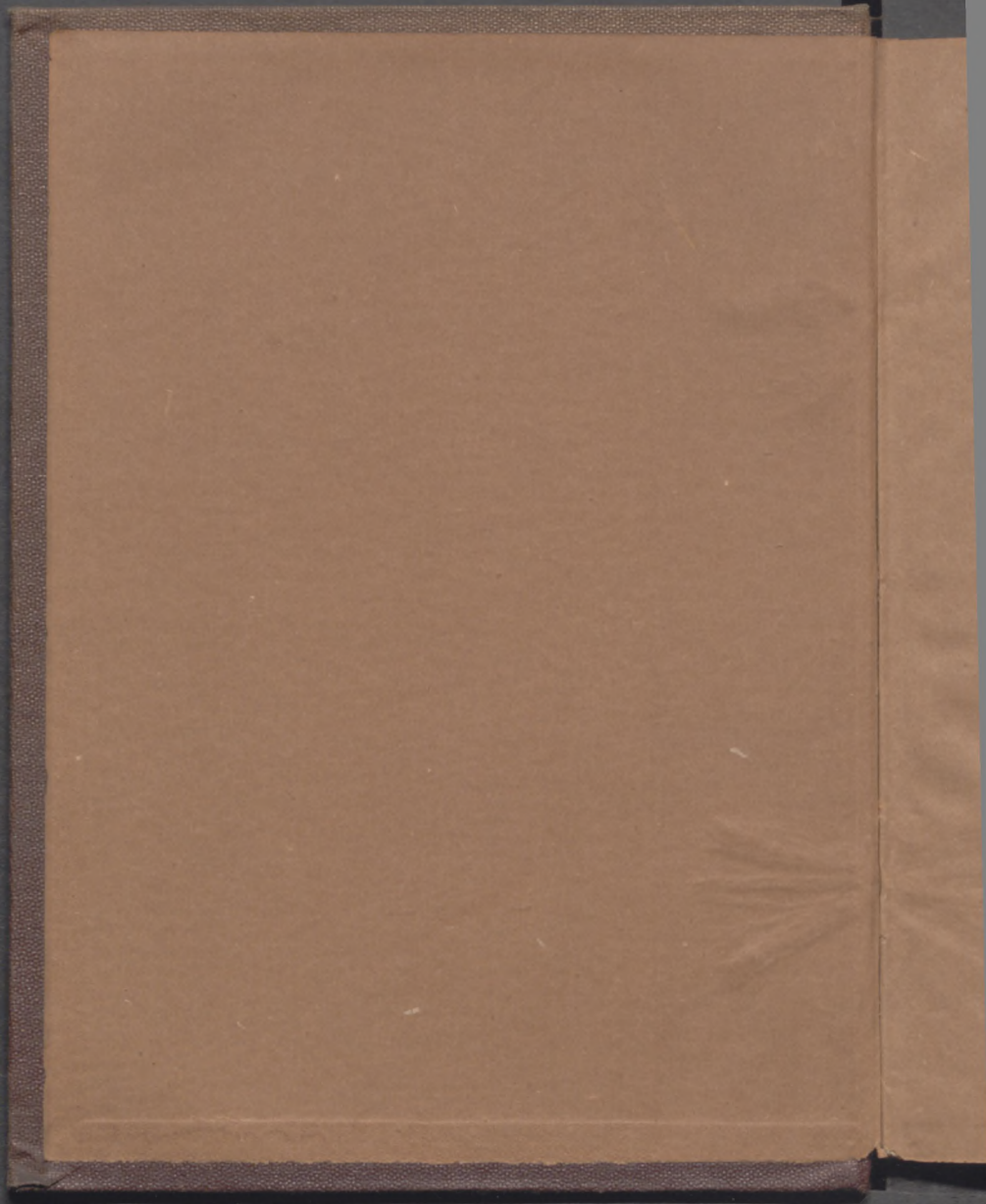


Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798
II 1878
12

Wydawnictwo
Książkowe
Toruń
1878
Str. 12



94



Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1878.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

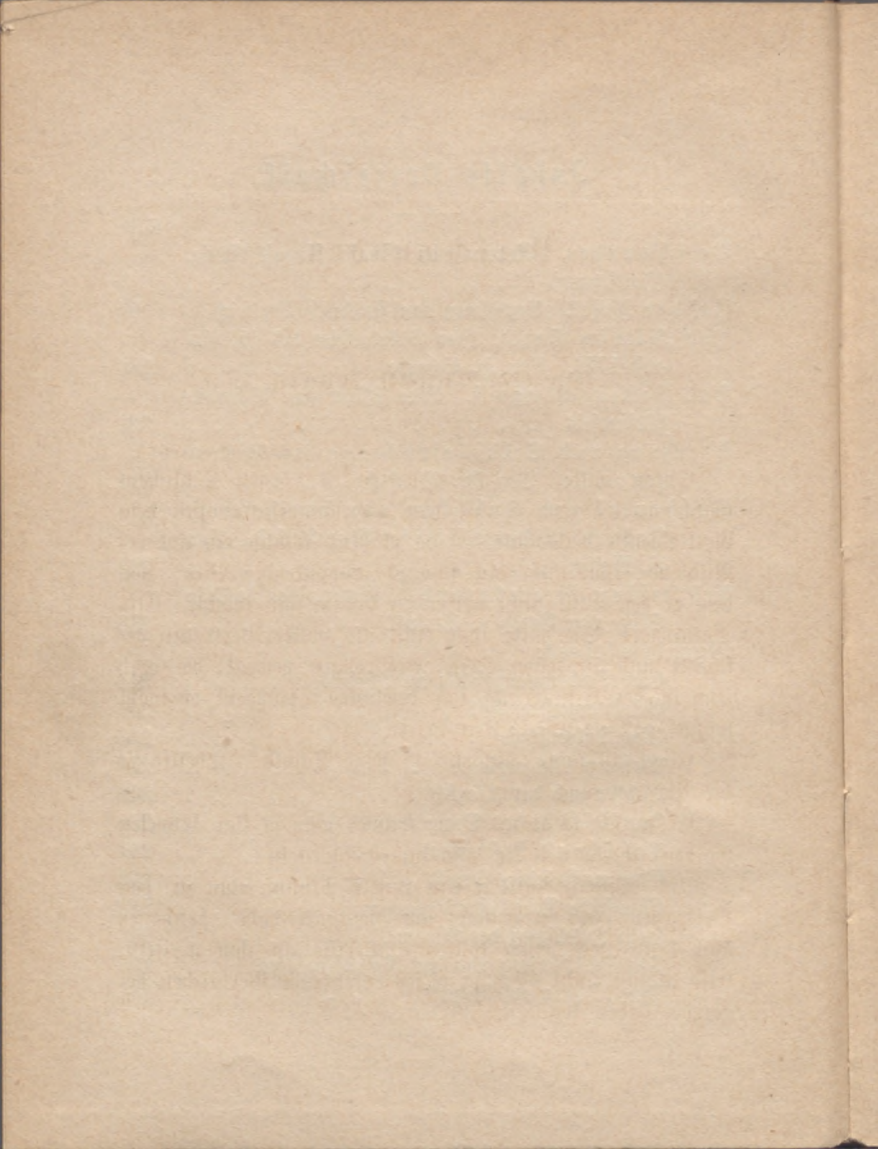
013798



II
—

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Verschwunden. Roman von Ewald August König. (Fortsetzung)	5
Auf der Insel. Erzählung von Friedrich Friedrich .	97
Der „Alte im Bart“. Zur Säcularfeier des 11. Au- gust 1778. Von H. Scheube	184
Das Zellengefängniß. Eine Skizze von Schmidt- Weißensels	203
Kreuzung und Selbstbefruchtung im Pflan- zenreiche. Von Dr. W. Heß	215
Buchhandel und Publikum vor dreihundert Jahren. Kulturgeschichtliches Charakterbild. Von C. Meißig	222
Auf tiefstem Meeresgrunde. Naturwissenschaftliche Skizze von Georg v. Stolp	235
Mannigfaltiges:	
Eine Verbrennungsstätte der Hindus	244
Gelehrtenzerstretheit	246
Eine Tulpenbörse	246
Moderne Meteorologie	248
Blücher und der Kranich	249
Zur Geschichte des Brammtweins	250
Das Ohr als Instrument	251
Eine merkwürdige Frucht	252
Chinesische Reichshistoriographen	252
Hohe Intelligenz der Bienen	254
Der Schäßflertanz und das Reifenschwingen . .	255
Der „Dollar auf Reisen“	256



Ver schwunden.

Roman

von

Gwald August König.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Solche düstere Gedanken waren es, denen Schlickum nachhing, während er mit seinen Gefängniß-Genossen dem Gottesdienste beiwohnte, — da plötzlich tauchte ein anderes Bild vor ihm auf, ein schönes, entzückendes Bild, von dem er den Blick nicht abwenden konnte und mochte. Elsa Berninger! Sie hatte ihm einst ihr volles Vertrauen geschenkt und in seiner Seele Hoffnungen geweckt, die noch jetzt in der Erinnerung ihn beseligten, trotzdem er wohl wußte, daß sie unerfüllbar waren.

Elsa! Glaubte auch sie an seine Schuld? Theilte sie die Ueberzeugung seiner Richter?

Er mußte es glauben, die Schuld war ja klar bewiesen worden, weshalb sollte Elsa an ihr zweifeln?

Und dennoch flüsterte eine innere Stimme ihm zu, das Vertrauen, das sie damals ihm geschenkt habe, besitze er auch heute noch, und sollten auch Alle an ihm zweifeln, Elsa glaube nicht, daß er dieses entehrende Verbrechen begangen haben könne.

Durfte er dieser Stimme Glauben schenken?

Noch ehe er eine Antwort auf diese Frage finden konnte, schrak er aus seinem Brüten empor. Die Predigt war beendet, der Geistliche sprach das Gebet.

Als die Sträflinge die Kapelle verließen, forderte der Schließer Bernhard auf, ihm in's Bureau zu folgen.

„Wird wohl wieder ein Wisch angekommen sein,“ fügte er hinzu, und ein hämisches Lächeln glitt dabei über sein gelbes Gesicht. „Mit Bettelbriefen wird man hier verschont, dafür gibt's Jammerbriefe, die aber auch nichts nützen.“

Bernhard preßte die Rippen auf einander. Was berechtigte diesen Mann, ihm das und noch dazu in einem so höhniischen Tone zu sagen? Was kümmerten denn den Schließer die Briefe, welche die Gefangenen empfangen?

„Nur gut, daß die Briefe im Bureau gelesen werden,“ fuhr der Schließer fort, während sie durch die langen hohen Korridore schritten, in denen jeder Schritt das schlummernde Echo weckte, „das hält Manchen ab, das gute Papier mit Albernheiten zu beschmieren.“

„Und was kümmert das Sie?“ fragte Bernhard, der seinem Gross nicht mehr gebieten konnte.

„Maul halten, guter Freund, werde Ihn anzeigen, wenn Er noch einmal ein Wort redet! Glaubt wohl, sich etwas mehr herausnehmen zu dürfen, wie die Andern, weil er ein Federfuchser, ein papierner Tagelöhner ist? Haben von dieser Sorte Manchen hier gehabt, sind Alle zahm geworden, das kann Er mir glauben. Wenn Er mehr gelernt hat, ist es um so schlimmer, daß Er die braune Jacke tragen muß, habe kein Mitleid mit Ihm!“

Sie waren vor der Thür des Bureaus angelangt, der Schließer öffnete sie und stieß den Gefangenen ziemlich ungsanft hinein.

Der hagere Inspektor stand vor seinem Schreibpult und kratzte mit den dünnen Fingern in den grauen Borsten seines Bartes, während die stechenden Augen mit durchdringendem Blick auf dem Eintretenden ruhten.

„Hä, hä, nur nicht mit der Thüre in's Haus fallen!“ spottete er, als Bernhard, von dem Stoß des Schließers getroffen, über die Schwelle stolperte. „Nicht so hastig, Bester, werden früh genug erfahren, was wir hier sollen. Denken wohl an die Mittagsuppe, wie? Hä, hä, einfache Kost, aber ausnehmend gesund.“

Der Inspektor lachte, und der Schließer stimmte pflichtschuldigst ein.

Bernhard schwieg, er hätte die Ursache seines Stolperns erklären können, aber dadurch würde er sich den Haß des Schließers zugezogen haben, und das wollte er, so lange er es konnte, vermeiden.

„Kennen wir einen Herrn Paul Berninger?“ fragte der Inspektor nach einer Pause, während der er seiner Habichtsnase eine reiche Ladung Schnupftabak zugeführt hatte.

„Paul Berninger?“ wiederholte Bernhard. „Gewiß, er ist ein Neffe meines früheren Chefs.“

„So, so, na, der Herr will mit Ihnen sprechen.“

Bernhard erinnerte sich in diesem Augenblick der Mittheilungen, die seine Schwester ihm gemacht hatte, es leuchtete freudig in seinen Augen auf, und dem scharfen Blick des Inspektors entging das nicht.

„Hä, hä, werden da wohl nichts Angenehmes zu hören bekommen,“ näselte der Letztere, „Familie Berninger ist keinesfalls sonderlich erbaut von dem ungetreuen Buchhalter.“

„Herr Inspektor, ich —“

„Schweigen! Weiß, was wir sagen wollen! Hä, hä, Redensarten, weiter nichts, kenne das, abgedroschene Dummheiten!“

„Ich wollte mir nur die Bemerkung erlauben, daß Herr Paul Berninger mein Freund ist.“

„Freund? Hä, wäre gegen alle Kleiderordnung! Uebri gens mir gleichgiltig, müssen selbst wissen, ob dem Freund zu trauen ist. Herr Berninger wird uns heute Nachmit tag besuchen, ist eigentlich eine unverantwortliche Vergünsti gung, aber da wir uns bisher gut geführt haben, ist die Erlaubniß gegeben worden.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Bernhard erfreut.

Ein ironisches Lächeln glitt über das Habichtsgesicht des Inspektors.

„Machen wir uns nur keine großen Hoffnungen!“ sagte er höhni sch, „Geheimnisse können da nicht verhandelt werden, denn wir werden nicht allein sein. Der Schließer ist zu gegen, und länger als eine halbe Stunde darf das Geschwäh nicht dauern. Hä, hä, wir thäten besser, wenn wir nicht so trotzig und verstockt sein wollten, hilft uns doch Alles nichts, es glaubt kein Mensch an die Unschuldsbetheuerungen. Einem reinigen Verbrecher steht der Weg zur Besserung offen, der verstockte trägt die braune Jacke, so lange er lebt! Weiß freilich nicht, ob uns die Jacke so sehr behagt, mir

thut es nur leid, daß wir guter Leute Kind sind, was die Sache eher schlimmer, als besser macht.“

Dem jungen Manne stieg das Blut heiß in die Wangen.

„Es ist nicht Verstocktheit,“ sagte er —

„Schweigen!“ rief der Inspektor. „Hä, hä, wir haben nur zu antworten, wenn wir gefragt werden. Der Herr Direktor hat's gut mit Ihnen vor, glaube aber, daß er keinen Dank dafür ernten wird, einem Sträfling Wohlthaten erzeigen ist immer eine mißliche Sache! Na, das muß er selbst wissen, übrigens bin ich auch noch da, werde Ihnen auf die Finger sehen und nichts durchgehen lassen. Wir kennen ja das Hausgesetz, wie?“

„Wissentlich werde ich es nicht verlegen!“

„Würde Ihnen auch schlecht bekommen. Hä, hä, sollen Schreiber werden, verstanden? Können morgen mit der Arbeit beginnen, hier im Bureau unter meiner speziellen Aufsicht.“

Bernhard konnte seine Freude nicht verbergen, er war dem menschenfreundlichen Direktor im tiefsten Herzen dankbar für dieses Wohlwollen, durch das seine Lage wesentlich verbessert wurde.

„Hä, hä, dürfen aber nicht glauben, daß wir hier faulenzeln können,“ nahm der Inspektor wieder das Wort, „Arbeit gibt's genug, und wenn die Güte mißbraucht wird, kehren wir in den Spinnstuhl zurück. Können gehen.“

Bernhard wollte einige Worte erwidern und seinen Dank aussprechen, aber der Inspektor winkte befehlend, und der Schließer öffnete schon die Thür, der Gefangene mußte diesem stummen Befehl gehorchen.

Er wurde in den Speisesaal geführt, in dem die Sträflinge bereits versammelt waren; aber heute fehlte ihm der Appetit, es war ihm nicht möglich, die Aufregung, in der er sich befand, zu bemeistern.

Dem Besuch Pauls sah er mit fieberhafter Spannung entgegen. Die Mittheilungen seiner Schwester konnten ihn ja nicht bezweifeln lassen, daß dieser Mann ihm freundlich gesinnt war, und dem persönlichen Besuch lag ganz gewiß ein besonderer Zweck zu Grunde.

Sodann, und dies war einstweilen das Wichtigste für ihn, wurde er durch den Schreiberposten der unangenehmen Gesellschaft seiner Genossen überhoben. Wenn er auch fortan unter der speziellen Aufsicht des Inspektors arbeiten sollte, so fürchtete er doch die boshaften Nadelstiche dieses Mannes nicht so sehr, wie die Rohheiten seiner Schicksalsgefährten, und die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, daß er sich durch Fleiß und Freundlichkeit die Zufriedenheit des Inspektors erwarb und ihn sogar von seiner Schuldlosigkeit überzeugte.

Nach dem Essen wurde der übliche Rundgang auf dem Hofe angetreten, und von diesem Spaziergange, wenn man den scharf überwachten Gänsemarsch so nennen konnte, führte der Schließer ihn in's Sprechzimmer.

Paul Berninger erwartete ihn bereits, er stand hinter dem Gitter, welches den Gefangenen von dem Besucher trennte.

„Ich weiß Alles, was Sie für meine arme Mutter gethan haben und danke Ihnen dafür von ganzer Seele,“ sagte Bernhard, ohne sich durch das höhnische Lächeln des

Schließers beirren zu lassen, „ich hoffe, daß eine spätere Zeit mir Gelegenheit geben wird, diesen Dank beweisen zu können.“

„Lassen wir das,“ erwiderte Paul, „die Zeit ist uns knapp zugemessen und Wichtigeres zu verhandeln. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so muß ich vorab erklären, daß ich im Auftrage einer Dame komme, die sich für Sie interessiert, vielleicht werden Sie ihren Namen errathen.“

Eine glühende Röthe überzog das Antlitz Bernhards.

„Ich wage nicht, den Namen auszusprechen, weil ich um eine schöne Hoffnung ärmer zu werden fürchte,“ sagte er mit zitternder Stimme.

„Einen Namen zu nennen ist ja auch nicht nöthig,“ fuhr Paul mit einem warnenden Blick auf den Schließer fort, „es wird Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß es dieselbe Dame ist, die schon vor Ihrer Verhaftung Ihnen Beweise eines ehrenden Vertrauens gegeben hat.“

„Und sie glaubt an meine Schuldlosigkeit?“

„Ja, indeß werden Sie begreifen, daß Ihre Verurtheilung mitunter doch Zweifel aufsteigen läßt —“

„Diese Zweifel sind unberechtigt,“ fiel Bernhard ihm erregt in's Wort, „ich schwöre Ihnen bei Allem, was einem Menschen heilig sein kann, daß ich mir keiner Schuld bewußt bin.“

„Aber wie erklären Sie sich dann das Verschwinden der Papiere aus dem Depositenschränk und die Auffindung des Portefeuilles in Ihrer Wohnung?“

„Ich finde keine Erklärung dafür! Ich habe darüber nachgedacht, bis ich dem Wahnsinn nahe war, das Räthsel

wurde mir noch dunkler durch die Auffindung der Leiche Ihres Onkels.“

„Das war ein Irrthum.“

Bernhard blickte betroffen auf.

„Ein Irrthum?“ fragte er. „Bei der Gerichtsverhandlung gegen mich erklärte der Staatsanwalt —“

„Es hat sich erst jetzt herausgestellt, daß eine Vertauschung der Person stattgefunden hat. Die Leiche ist wieder ausgegraben und mit Bestimmtheit als die eines anderen Mannes rekonoszirt worden.“

„Dann behaupte ich auch heute noch, daß ich in jener Nacht Ihrem Onkel begegnet bin.“

„Und welche weiteren Schlussfolgerungen ziehen Sie daraus?“

„Die einzigen, die daraus zu ziehen sind.“

„Ich bitte, sie mir mitzutheilen.“

„Sie werden sie ein tolles Hirngespinnst nennen!“

„Vielleicht doch nicht,“ erwiderte Paul in ernstem Tone, „es sind in den letzten Tagen Ereignisse vorgefallen, die zu seltsamen Vermuthungen führen, ich darf Ihnen dieselben jetzt noch nicht enthüllen, da die Untersuchung dadurch erschwert werden könnte. Also reden Sie, ich bitte nochmals darum.“

„Nun denn, Ihr Onkel hat an jenem Sonntage das Portefeuille mit der bedeutenden Geldsumme mitgenommen, das steht für mich felsensfest. Es lag nicht in seiner Absicht, sich das Leben zu nehmen, so schwer es mir auch im Hinblick auf die junge Dame wird, es auszusprechen, darf ich Ihnen meine Ansicht nicht verschweigen. Klemens Ver-

ninger wollte mit dem Gelde entfliehen und sich durch den Sprung in's Wasser vor Verfolgung sichern. Er war ein tüchtiger, erprobter Schwimmer, und wenn dieses Wagniß auch auf Tod und Leben ging, er hatte ja nichts mehr zu verlieren.“

„Es wäre eine jämmerliche Komödie gewesen!“

„Zugegeben, aber zu welchen Mitteln greift man in solcher verzweifeltten Lage nicht! Das Wagniß gelang, was dann aber passirt ist, weiß ich nicht. Hat er das Portefeuille verloren, oder ist er erkannt und gezwungen worden, die Hälfte der Summe abzugeben, das zu erklären und festzustellen bin ich nicht im Stande. Ich kann mir nur denken, daß er zur Auswanderung nicht genug zu haben glaubte, und daß dies ihn hieher zurückführte. Das war in jener Nacht, in der ich ihm begegnete, und daß meine Behauptung doch nicht so ganz aus der Luft gegriffen ist, wie Untersuchungsrichter und Staatsanwalt behaupten, geht schon daraus hervor, daß jener Mann vor mir die Flucht ergriff.“

Paul schüttelte doch mit bedenklicher Miene das Haupt, Schatten des Unwillens umwölkten seine Stirne.

„Verstehe ich Sie recht, so wollen Sie behaupten, mein Onkel habe in jener Nacht selbst die Werthpapiere aus dem Depositenschrank genommen?“ fragte er.

„Außer mir besaß nur er den Schlüssel, und zwar nicht zu dem Schrank allein, sondern auch zur Hausthüre, die unverriegelt war.“

„Ich glaube doch, daß Sie da auf einer ganz falschen Fährte sind,“ sagte Paul achselzuckend, „auf diesem

Bege werden Sie Ihre Schuldlosigkeit nicht beweisen können, leuchtet es doch Jedem ein, daß dies ein aus der Luft gegriffenes Märchen ist. Sie wissen es selbst nicht zu erklären, wie das Portefeuille in andere Hände und überhaupt in weissen Hände es gekommen ist, nun wohl, wer dieses Portefeuille besaß, der kann auch die Schlüssel besessen und benutzt haben. Kann die Leiche nicht von gewissenlosen Menschen gefunden, beraubt und verscharrt worden sein? Ich glaube, wenn wir diesen Fall annehmen, kommen wir der Wahrheit bedeutend näher.“

„Die betreffenden Räuber würden mit dem Inhalt des Portefeuilles sich begnügt haben —“

„Sagen Sie das nicht —“

„Aber sie kannten die Schlüssel nicht —“

„Sie kannten den Todten, und die eigenthümliche Form der Schlüssel konnte sie über den Zweck derselben nicht im Unklaren lassen. Ich möchte Sie bitten, diese Möglichkeit in's Auge zu fassen und recht ernst darüber nachzudenken, vielleicht werden Sie dann irgend eine Person entdecken, auf die ein begründeter Verdacht sich lenken könnte. Dies ist auch die Ansicht der jungen Dame, der ich Ihre Vermuthungen nicht mittheilen werde, was Sie auch keinesfalls wünschen können.“

„Die halbe Stunde ist in einigen Minuten abgelaufen,“ sagte der Schließer in seiner rauhen Weise, „ich bitte, danach sich zu richten.“

„Ich werde darüber nachdenken,“ nickte Bernhard gedankenvoll, „bitten Sie die junge Dame, an ihrem Glauben festzuhalten, der mir ein leuchtender Stern in der

Nacht ist, die mich hier umgibt. Wenn je ein Mensch schuldlos diese Jacke getragen hat, so bin ich es, und ich bitte Gott täglich, daß er dies an den Tag bringen möge. Nicht so sehr meinethwegen, ob schon Freiheit und Ehre auch für mich die theuersten Güter sind, nein, um meiner armen Mutter willen —“

„Verlieren Sie Muth und Hoffnung nicht,“ unterbrach Paul ihn bewegt, „es kann sich Alles noch zum Besten wenden. Leben Sie wohl und ertragen Sie mit geduldiger Ergebung, was augenblicklich nicht zu ändern ist.“

„Er nickte ihm noch einmal zu, dann verließ er das Sprechzimmer, und der Schließer führte den Gefangenen mit seinen gewohnten beißenden Bemerkungen in den Schlaßaal zurück.“

Der erste Blick Bernhards fiel hier auf einen neuen Genossen, dessen Gesicht ihm bekannte Züge zeigte.

„Ein neuer Schlafkamerad,“ sagte der Schrankbrecher mit einer geringschätzenden Geberde, „drei Jahre, schwerer Einbruch, hat es so dumm wie möglich angefangen, dummer, als die Polizei es erlaubt.“

Bernhard trat auf ihn zu, unverwandt hielt er den forschenden Blick auf ihn gerichtet.

„Wären Sie nicht vor einem Jahre Kassendiener bei uns?“ fragte er. „Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie nicht Peter Jungblut heißen.“

„Das ist richtig,“ erwiderte der Angeredete, „ich habe Sie auch sogleich erkannt, thut mir leid, daß wir uns hier begegnen müssen. Als Sie mich damals vor die Thüre setzten, hatten Sie davon auch keine Ahnung.“

„Aber Sie werden sich erinnern, daß ich dieses Ende Ihnen vorausgesagt habe!“

„War kein Kunststück!“ spottete Jungblut achselzuckend. „Auf diese Art kann man sich den Ruhm eines Propheten leicht erwerben. Ich bin, wie der Mann da ganz richtig bemerkt, in meinem ganzen Leben zu dumm gewesen, sonst könnte ich heute ein reicher Mann sein. Ich hätte Sie und Ihren Prinzipal um große Summen betrügen können, es mußte nur schlau angelegt werden, aber ich nahm nur wenig und wurde dabei gefischt.“

„Und daß Herr Berninger auf Ihre Bestrafung verzichtete, dürfen Sie mir verdanken,“ warf Bernhard ein.

„Ach was, die Strafe wäre so groß nicht gewesen, und wenn der Gründer darauf verzichtete, so that er es feinetwegen, ich hätte vor Gericht Manches aussagen können, was ihm nicht lieb war.“

„Und von diesem Zeitpunkte ab sind Sie auf der Verbrecherbahn weiter geschritten?“

„Unsinn! Droschkentutscher bin ich geworden, ich habe ja beim Train gedient! Es war ein jämmerliches Leben, faullenzen konnte man wie ein Bär, aber was man verdiente, ging durch die Kehle. Damals hätte ich das Glück festhalten sollen, ich war zu gutmüthig, das ist auch immer mein Fehler gewesen. Der alte Berninger hätte mir auch noch mehr gegeben, er war verloren, wenn ich ihn verieth.“

„Berninger?“ fragte Bernhard auffahrend. „Klemens Berninger?“

„Zatwohl, unser sauberer Prinzipal, der als großer

Spitzbube auf und davon gegangen ist, während wir Beide gefangen werden.“

„Auf und davon gegangen?“ wiederholte Bernhard erregt. „Was wollen Sie damit sagen? Er soll ja ertrunken sein?“

„Wer's glauben will, mag's glauben, ich weiß es besser.“

Bernhard mußte gewaltsam an sich halten, er trug Bedenken, diesem Manne zu verrathen, wie wichtig für ihn die Mittheilungen waren.

„Bah, das sind Vermuthungen,“ sagte er, scheinbar geringschätzend, „man hat ja damals allerlei Gerüchte erfunden und ausgestreut.“

„Vermuthungen? Was ich mit meinen eigenen Augen sehe, wird doch wohl Wahrheit sein? Berninger hat sich aus dem Staube gemacht, und außer mir weiß das vielleicht Keiner.“

„Können Sie es beweisen?“

„Weshalb soll ich es beweisen? Wenn Sie meinem Wort nicht glauben wollen, lassen Sie es bleiben! Ich hab' ja selbst ihn hinausgefahren.“

„Das geschah wohl vor der Nacht, in der er in den Fluß sprang?“ fragte Bernhard spöttisch.

„Nein, nachher!“

„Am hellen Tage?“

„Morgens gegen vier Uhr.“

„Können Sie den Tag genau bezeichnen?“

„Es war am zweiten oder dritten Tage nach dem Sonntag, an dem er sich ertränkt haben soll. Ich weiß das

Bibliothek. Jahrg. 1878. Bd. XII.

ganz genau, in der Zeitung wurde ja schon eine Belohnung für die Auffindung der Leiche ausgesetzt."

"Und wo trafen Sie ihn?"

"In der Stadt. Ich hatte den Nachtdienst und war mit meiner Droschke am Bahnhofe gewesen, die paar Fremden, die der Nachtzug brachte, gingen zu Fuß, ich konnte wieder heimfahren. Ich war noch nicht weit gekommen, als ein Mann mich anrief und mich fragte, ob ich eine Fahrt machen wolle. Na, sonderlich elegant gekleidet war der Mann nicht, im Gegentheil, er sah wie ein Bauer aus, und zwar wie ein Bauer aus der alten Zeit, aber heutzutage haben auch die Bauern Geld, und mir konnt's ja gleichgiltig sein, wenn ich nur gut bezahlt wurde. Ich stieg also ab und fragte, wohin, und das Gesicht kam mir gleich bekannt vor. Der Mann hatte Eile, er nannte eine kleine Stadt in der Nähe und bot mehr als die doppelte Tage betrug. Wie ich nun mit ihm zur Stadt hinausfuhr, mußte ich immer an das Gesicht denken, und da ward es mir plötzlich klar, daß es der Gründer Berninger war und kein Anderer."

Bernhard rang mühsam nach Athem, die Aussagen dieses Mannes bewiesen, daß er die Wahrheit behauptet hatte.

"Und was weiter?" fragte er.

"Na, wie mir das klar geworden war, ließ ich auf der Landstraße den Wagen halten, um mir Gewißheit zu verschaffen. Er war es, und er erschraf furchtbar, als ich mich ihm zu erkennen gab. Viel haben wir nicht mit einander gesprochen, er bot mir fünfzig Thaler unter der Bedingung, daß ich keiner Seele von dieser Begegnung etwas sage, ich nahm's

an, es war für mich gefundenes Geld, und ein Schwäger bin ich nie gewesen.“

„Sie haben ihn dann in die Stadt gebracht?“

„Ja, an den Bahnhof, und mit dem Zug, der gleich darauf kam, ist er fortgereist.“

„Gott sei Dank, so habe ich doch Einen gefunden, der mir bezeugen kann, daß ich kein Lügner bin!“ sagte Bernhard tief aufathmend. „Sie hätten damals sofort Anzeige davon machen müssen.“

„Ich? Was ging's mich an!“

„Es war Eure Pflicht! Die Leiche Berninger's wurde gesucht, und Ihr wußtet, daß der Mann noch lebte, Ihr mußtet zum Staatsanwalt gehen —“

„Sollte mir auch noch einfallen!“ spottete Jungblut.

„Ich hatte versprochen, zu schweigen, und mein Versprechen hab' ich immer gehalten. Jetzt ist der Mann längst drüben in Sicherheit, es kann ihm nicht mehr schaden, wenn ich den Leuten erzähle, wie fein er seinen Gläubigern eine Nase gedreht hat.“

„Und wissen Sie auch, daß ich nicht verurtheilt worden wäre, wenn Sie diese Anzeige gemacht hätten?“

„Ach was, weshalb Sie verurtheilt worden sind, weiß ja Jeder, waschen Sie sich doch nicht rein,“ spottete Jungblut. „Was ging denn den Staatsanwalt die Geschichte an? Sie haben ja später eine Leiche gefunden —“

„Aber es war nicht die richtige?“

„So? Das weiß bis jetzt noch Keiner.“

„Es ist bereits festgestellt.“

„Na, meinetwegen! Ich wollte nur, ich hätte von dem

Gründer mehr für mein Schweigen gefordert, er würde mir auch tausend Thaler gegeben haben."

"Hatte er viel Geld bei sich?"

"Ich hab' ihm nicht in die Taschen gesehen, aber jedenfalls hat er etwas gehabt, ohne Geld konnte er die weite Reise nicht machen."

"Daß das Alles erst jetzt an den Tag kommen muß!" sagte Bernhard in furchtbarer Erregung. "Der Prozeß gegen mich würde eine ganz andere Wendung genommen haben; man hätte den Flüchtling verfolgt und wahrscheinlich auch eingefangen, vielleicht fand man die verschwundenen Papiere bei ihm und über das Portefeuille erhielt man auch Auskunft. Seid Ihr bereit, Eure Aussagen vor dem Richter zu wiederholen?"

"Wozu?" erwiderte Jungblut höhnisch. "Ihnen kann das jetzt nichts mehr nützen —"

"Das wird sich finden! Ihr habt dem Richter nur zu sagen, was Ihr wißt, und wollt Ihr das nicht, so berufe ich mich auf diese Zeugen."

"Spart Euch die Mühe!" spottete der Schrankbrecher, der schweigend und mit sichtbarem Interesse zugehört hatte und jetzt, wie aus einem Traume emporfahrend, mit der Hand über das Antlitz strich. "Die Aussagen dieses Mannes haben keinen Werth, und Sträflinge können nicht zeugen."

Bernhard sah ihn betroffen an — daran hatte er nicht gedacht.

"In diesem Falle muß der Richter das Zeugniß gelten lassen," sagte er, "wenn auch die Vereidigung der Zeugen nicht zulässig ist."

„Dummes Zeug!“ brummte der Schrankbrecher. „Der Richter wird behaupten, Ihr hättet das mit diesem Manne abgekartet, denkt doch nicht, daß er so dumm sein wird, Euch und ihm zu glauben. Und dann bedenkt, daß hier nicht gesprochen werden darf, somit würde bei der ganzen Geschichte nichts weiter herauskommen, als eine Strafe für uns. Und bringt Ihr uns in die Patzche hinein, dann habt Ihr hier keine gute Stunde mehr; jetzt macht, was Ihr wollt.“

„Ich habe nichts gehört,“ sagte Fernau ängstlich, „mich soll man aus dem Spiele lassen, ich kann nichts bezeugen.“

„Feigling!“ erwiderte Bernhard entrüstet. „Hier gilt es, einem Schuldlosen Ehre und Freiheit zurückzugeben —“

„Maul halten!“ unterbrach der Schrankbrecher ihn, wild auffahrend. „Ihr habt uns keine Vorschriften zu machen! Wenn ich den Schließer ruf' und ihm sag', Ihr hättet Euch gegen die Hausordnung vergangen, kommt Ihr acht Tage auf Latten! Es wird Keiner hier wagen, für Euch Zeugniß abzulegen, wenn ich gegen Euch bin. Hä, hä, auf den Schreiberposten braucht Ihr Euch nichts einzubilden, habt ihn noch nicht, und wenn Ihr ihn erhaltet, seid Ihr dadurch nichts mehr geworden!“

„Er wird's machen, wie die anderen Federsucher auch,“ sagte einer der Sträflinge, „er wird spioniren, um sich bei dem Inspektor liebes Kind zu machen.“

„Er soll's wagen!“ erwiderte der Schrankbrecher mit einem glühenden Blick auf Bernhard. „Ich schlag ihm den Schädel ein.“

„Habt keine Sorge,“ sagte Bernhard verächtlich, „zu solchen Diensten werde ich mich nicht hergeben, Eure Drohungen sind überflüssig.“

„Hat schon Mancher gesagt, der nachher der erbärmlichste Schuft im ganzen Hause geworden ist,“ versetzte der Sträfling. „Die Federsucher sind alle hinterlistige Bur-schen!“

„Abwarten! Werden ihm schon auf die Finger sehen!“ brummte der Schrankbrecher. „Und jetzt verlange ich Ruhe, kein Wort wird mehr gesprochen, das Geschwätz hat lange genug gedauert.“

Bernhard wandte achselzuckend ihm den Rücken und wanderte langsam auf und nieder.

Mochten sie auch sagen, was sie wollten und selbst mit dem Tode ihn bedrohen, die Mittheilungen Jungblut's waren für ihn zu wichtig, er durfte nicht mit Schweigen darüber hinweggehen. Der Richter mußte ja diesen Mittheilungen Glauben schenken und jetzt noch die Verfolgung Berninger's anordnen, er konnte und durfte das nicht unterlassen, weil der Mann, der die Aussage gemacht hatte, ein Sträfling war.

Nach langem Nachdenken beschloß Bernhard endlich, sich dem Direktor des Gefängnisses anzuvertrauen, er hatte von der Menschenfreundlichkeit und dem Wohlwollen dieses Herrn schon so viele Beweise erhalten, daß er wohl erwarten durfte, bei ihm geneigtes Gehör zu finden.

26. Ein seltsamer Fund.

„Nur immer hinein, Leute!“ sagte der Staatsanwalt, während er die beiden Schiffer, die ihn begleiteten, nöthigte,

in das Bureau des Untersuchungsrichters zu treten. „Wir können hier die Sache am kürzesten abmachen. Wir stören doch nicht, Herr College?“

„Durchaus nicht,“ erwiderte der Gerichtsrath mit einem forschenden Blick auf das ziemlich umfangreiche Bündel, das einer der Schiffer auf den Stuhl legte, „ich habe Ihnen ebenfalls eine Mittheilung zu machen, die Sie jedenfalls überraschen wird.“

Der Staatsanwalt nickte zustimmend.

„So, nun redet!“ wandte er sich zu den Schiffern. „Ihr habt dieses Bündel Kleidungsstücke also im Fluß gefunden?“

„Jatwohl,“ erwiderte einer von ihnen. „Wir fuhren gestern Abend mit dem Rachen aus, den Strom hinunter, und mußten auf dem Rückweg uns nahe am Ufer halten, da wir stromauf mit dem Ruder allein gegen die Strömung nicht ankunten. Da muß man mit Stangen gründlich nachdrücken, um vorwärts zu kommen, das werden die Herren wissen, auch daß an solcher Stange ein eiserner Haken ist. Nun blieb ich mit diesem Haken hängen, ich mußte kräftig ziehen und brachte endlich dies Bündel an Bord. Es waren schwere Steine darin, die wir nicht mitnehmen wollten.“

„Schön,“ sagte der Staatsanwalt, während der Aktuar des Untersuchungsrichters die Aussagen niederschrieb, „habt ihr das Bündel geöffnet?“

„Um, ja, wir wollten wissen, was darin sei.“

„Herausgenommen habt ihr nichts?“

„Wir sind ehrliche Leute, Herr Staatsanwalt!“

„Gut, gut, jetzt legt einmal das Bündel nieder und

pact aus, damit wir sehen, was darin steckt. Ich denke, es sind die Kleidungsstücke des Herrn Jonathan Mirbel," wandte der Staatsanwalt sich zu seinem Collegen, „damit bliebe dann freilich unentschieden, ob der Mann freiwillig den Tod gesucht hat, oder ob er verunglückt ist.“

Das Bündel enthielt allerdings einen vollständigen, und soweit sich dies noch erkennen ließ, eleganten Herrenanzug, aber der Gerichtsrath hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er bedenklich das Haupt schüttelte und dann nach kurzem Suchen einen Aktenstoß aus dem Repositorium hervorholte.

In den Taschen der Kleidungsstücke fand sich durchaus nichts vor, sie waren leer, und die Schiffer versicherten noch einmal, nichts daraus genommen, überhaupt an die Durchsuchung der Taschen nicht gedacht zu haben.

Sie wurden auf diese Aussagen vereidet, unterschrieben das Protokoll und verließen dann das Bureau wieder.

„Und wissen Sie, welche Kleidungsstücke das sind?“ fragte der Untersuchungsrichter, der jetzt in den Akten gefunden hatte, was er suchte. „Kein Gedanke an Jonathan Mirbel, Colleague, die Beschreibung paßt ganz genau auf den Anzug, den Klemens Berninger zuletzt getragen hat.“

„Sind Sie dessen sicher?“

„Ja, indessen könnte man, um volle Gewißheit zu erhalten, die Kleider einem oder auch mehreren Verwandten Berninger's vorlegen.“

„Gut, das muß jedenfalls geschehen. Wird Ihre Behauptung bestätigt, so ist das ein neuer Beweis, daß die Leiche Berninger's beraubt worden ist.“

„Glauben Sie? Ich möchte darüber jetzt nicht mehr so leicht hinweggehen.“

„Was haben Sie nur?“ fragte der Staatsanwalt be fremdet, „Sie sind ja plötzlich ganz umgewandelt!“

„Hol's der Henker, es ist eine ärgerliche Sache, wenn man seine Pflicht gethan zu haben glaubt und nachher —“

„Doch nicht eine Nase von Oben?“

„Einstweilen noch nicht, aber ich fürchte, sie blüht uns Beiden.“

„Wie so?“

„Weil wir in der Schlickum'schen Sache zu einseitig geurtheilt haben.“

„Bah, glauben Sie jetzt plötzlich, der Mann sei schuldlos?“

Der Gerichtsrath nahm achselzuckend ein Schreiben von seinem Tische und überreichte es dem Staatsanwalt.

„Lesen Sie diesen Brief,“ sagte er, „der Direktor des Zuchthauses ist uns Beiden persönlich bekannt, Sie werden meiner Ansicht beipflichten, daß man stets auf die Wahrheit und Zuverlässigkeit seiner Worte bauen kann.“

Der Staatsanwalt trat mit dem Brief an's Fenster, und je länger er las, desto ernster wurde der Ausdruck seines Gesichts.

„Hm, allerdings eine fatale Entdeckung,“ versetzte er, während er gedankenvoll das Schreiben zusammenfaltete, „indessen fragt es sich doch, ob dieser Jungblut die Wahrheit ausgesagt hat, und zweitens, ob die ganze Geschichte nicht abgefärbt ist, um das Gericht zu einer Revision des Schlickum'schen Prozesses zu zwingen.“

„Ich kann das nicht wohl glauben.“

„Sie haben Schlickum stets einen trotzigem und verstockten Verbrecher genannt!“

„Ich habe das auch geglaubt, und seine angebliche Begegnung mit Klemens Berninger hielt ich für ein Märchen. Man kann den Menschen nicht in's Herz sehen, und ich bin zu oft mit solchen Märchen und Lügen in die Irre geführt worden, als daß ich —“

„Ich fürchte, Sie sind auf dem besten Wege, sich jetzt wieder in die Irre führen zu lassen,“ unterbrach der Staatsanwalt ihn. „Der Gefängnißdirektor ist gewiß ein vortrefflicher Mann, aber er läßt es oft an der nöthigen Strenge fehlen, und die Humanität ist im Zuchthause eine gefährliche Sache. Schlickum hat vielleicht einen Stein bei ihm im Brette, wenn ein Sträfling zu heucheln versteht, erreicht er das leicht, und einmal so weit, hat er freies Spiel. Nun trifft es sich zufällig, daß der frühere Kassen-diener Berninger's mit Schlickum zusammenkommt, und die Phantasie des Letzteren erfindet sofort ein neues Märchen, das seine früheren Behauptungen bestätigen soll.“

Der Untersuchungsrichter wiegte gedankenvoll das Haupt, er schien dieser Ansicht nicht beipflichten zu können.

„Ich werde den Mann heute noch verhören,“ sagte er, „er ist bereits vorgeladen. Bleibt er dann bei seiner Aussage, dann muß die Verfolgung Berninger's sofort eingeleitet werden. Den Hausfired Thomas Wall habe ich ebenfalls vorgeladen.“

„Welches Resultat haben die Erkundigungen über ihn gehabt?“ fragte der Staatsanwalt rasch.

„Im Grunde genommen gar keines! Man behauptet allgemein, Ball sei ein ehrlicher Mann, der durch seiner Hände Arbeit sich ein kleines Vermögen erworben habe, ich muß dies glauben, so lange das Gegentheil nicht bewiesen wird.“

„Vielleicht hat der ermordete Matrose an jenem Abend ihn besucht, um ein unbedeutendes Geschäft mit ihm zu machen,“ erwiderte der Staatsanwalt. „Ich fürchte, Sie werden hier keinen Anhaltspunkt finden.“

„Wer weiß! Der Matrose ist im Besitz einer nicht unbedeutenden Summe gewesen, er hat Geheimnisse gehabt, die einem Anderen gefährlich werden konnten, und im Hause Ball's ist das Portefeuille Berninger's mit der Hälfte der vermißten Summe gefunden worden, daraus kann man immerhin Schlußfolgerungen ziehen, die dem Hausirer keineswegs günstig sind.“

„Eine Verkettung von Zufällen, die sehr leicht zu einem falschen Verdacht führen kann!“

„Könnte man diese Behauptung nicht auch auf Schlickum anwenden?“ fragte der Gerichtsrath, während er in einem Aktenheft blätterte. „Wäre Schlickum noch nicht verurtheilt, so würde ich die Akten nicht eher schließen, bis ich auch nach dieser Seite hin die Untersuchung beendet hätte.“

Der Staatsanwalt legte die Hände auf den Rücken und wanderte ein paarmal auf und nieder, die Zweifel des Untersuchungsrichters hatten sichtbar Eindruck auf ihn gemacht.

„Nun, es versteht sich ja von selbst, daß Sie diese Untersuchung streng und gewissenhaft führen werden,“ sagte er nach einer Weile, „und sollten Sie etwas ermitteln,

was die Revision des Schlickum'schen Prozesses nöthig macht, so werden wir sofort den Mann aus dem Zuchthause in Untersuchungshaft zurückführen."

Damit verließ er das Bureau, und eine halbe Stunde später stand der Hausvater mit troziger Miene vor dem Untersuchungsrichter, der den forschenden Blick fest auf ihn gerichtet hielt.

Die üblichen Vorfragen über Namen, Stand und Alter waren rasch erledigt.

„Haben Sie den Schiffer Hendrik Foller gekannt?“ begann der Gerichtsrath jetzt das Verhör, und der Ton, in dem er diese Frage stellte, klang so ruhig und gleichgiltig, daß in der Seele des alten Mannes keine Besorgniß erwachen konnte. Und dennoch spiegelte eine innere Angst sich in seinen Zügen, die dem scharfen Blick des Untersuchungsrichters nicht entging.

„Hendrik Foller?“ erwiderte er, „den kannte jedes Kind, er war berüchtigt wegen seiner Grobheit.“

„Sie waren befreundet mit ihm?“

„Nie!“

„Aber Sie machten Geschäfte mit ihm?“

„Geschäfte? Ich wüßte nicht, welcher Art sie gewesen sein sollten.“

„Handeln Sie nicht auch mit getragenen Kleidungsstücken?“

„Ich handle mit Allem, woran ich etwas verdienen kann,“ erwiderte der Hausvater trozig, „aber nur auf redlichem Wege, Niemand kann mir etwas vorwerfen, und ich habe die Gesetze stets geachtet.“

„Davon ist hier nicht die Rede,“ erwiderte der Untersuchungsrichter in schärferem Tone, „Sie stehen nicht als Angeklagter, sondern als Zeuge hier, somit ist keine Nothwendigkeit, nicht einmal eine Veranlassung zur Selbstvertheidigung vorhanden. Hat der Matrose Ihnen niemals Kleidungsstücke zum Kauf angeboten?“

„Nein.“

„Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?“

Thomas Ball stutzte, er blickte den Gerichtsrath betroffen an, diese direkte Frage machte ihm den Ernst des Verhörs klar, sie zeigte ihm die Gefahr, der er sich aussetzte, wenn er sich in ein Netz von Lügen verstrickte.

„So genau kann ich das nicht sagen,“ erwiderte er ausweichend, „es kommen viele Leute zu mir —“

„War es nicht am Abend vor der Nacht, in der er ermordet wurde?“

„Es kann sein.“

„Befinnen Sie sich, Sie müssen sich dessen doch sofort erinnert haben, als das Verbrechen ruchbar wurde.“

„Zawohl, an jenem Abend war er bei mir,“ nickte der Hausfrier, „aber er blieb nur kurze Zeit.“

„Wann kam er?“

„Das weiß ich nicht mehr, es war schon dunkel, aber ich hatte die Lampe noch nicht angezündet.“

„Was wollte er bei Ihnen?“

Der alte Mann fuhr mit der schmutzigen Hand über sein knochiges Gesicht und zuckte die Achseln.

„Es war eine Kinderei, auf die ich nicht eingehen konnte,“ sagte er. „Gendrik Foller wollte auswandern, er bot mir

sein Haus an, und ich glaube, ich hätte es billig haben können. Aber was sollte ich mit der Bretterbude draußen anfangen? Ich bin ein alter Mann und habe gottlob genug verdient, weshalb soll ich mir jetzt neue Sorgen aufladen? Ich habe weder Weib noch Kind, nur ein paar hungrige Verwandte, die längst auf meinen Tod lauern, soll ich mich jetzt noch für diese plagen? Ich sehe das nicht ein!"

„Aber Sie wollten ja ein Buchergeschäft gründen!"

„Wer sagt das?" fuhr der Hausfiker auf.

„Sie selbst," erwiderte der Untersuchungsrichter, indem er die Brille dichter vor die Augen schob. „Sie haben Schlickum zu diesem Zwecke engagiren wollen."

„Glauben Sie doch nicht Alles, was Schlickum Ihnen gesagt hat, der hat das Blaue vom Himmel herunter gelogen," spottete der alte Mann, dessen Mundwinkel ein höhnischer Zug umzuckte. „Ich hatte Mitleid mit ihm, ich warnte ihn vor schlechter Gesellschaft, ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er bald brodlos sein werde. Dann habe ich ihm Arbeit angeboten, kam auch nicht viel dabei heraus, so war es doch immer etwas."

„Er sollte Ihnen die Bücher führen!"

„Nun ja, aber von einem Buchergeschäft war dabei nicht die Rede! Ich wollte allerdings kleine Summen ausleihen, vielleicht auf Pfänder, ich bin darüber heute noch nicht mit mir einig, man kann das Kapital doch nicht müßig liegen lassen —"

„Wie groß ist Ihr Kapital?"

„Ich hab's noch nicht zusammengerechnet."

„Nun, ungefähr werden Sie es doch wissen! Jeder be-

rechnet seine Ersparnisse von Zeit zu Zeit, um zu wissen, wie viel er hat."

"Ich kann's wirklich nicht sagen, ich muß zuvor meine Waaren verkaufen, mein Haus taxiren lassen und meine Ausstände einziehen, ein Geschäftsmann kann ja nie sagen, wie viel er hat."

"Und wie kam Foller dazu, Ihnen sein Haus anzubieten?"

"Vielleicht dachte er, ich handle auch mit Häusern!"

"Sagte er Ihnen nicht, weshalb er auswandern wollte?"

"Es gefiel ihm hier nicht, er verdiente nicht genug."

"Sollten nicht andere Gründe ihn bestimmt haben?"

"Wenn das der Fall war, so kenne ich sie nicht."

"Die Frau Foller's behauptet, ihr Mann habe Geheimnisse gehabt, die er verwerthen wollte, er hoffte durch dieselben eine namhafte Summe zu erwerben; ist Ihnen davon etwas bekannt?"

Der Hausfurer schüttelte den Kopf, aber er vermied es, dem durchdringenden Blick des Richters zu begegnen.

"Nein," erwiderte er; „der Matrose war nicht der Mann, der Andere in seine Angelegenheiten einweihete, und ich würde nicht den Muth gehabt haben, eine darauf bezügliche Frage an ihn zu richten.“

"War es Ihnen bekannt, daß er eine für seine Verhältnisse namhafte Summe besaß?"

Der Hausfurer blickte auf, eine Ueberraschung, die an Bestürzung grenzte, sprach aus jedem Zuge seines hageren Gesichtes.

"Und wie groß soll diese Summe gewesen sein?" fragte er.

„Fünfhundert Thaler.“

„Und mir sagte er, er sei ein armer Schlucker und werde es bleiben, so lange er lebe. Ich wiederhole Ihnen, daß seine Verhältnisse mir durchaus unbekannt waren.“

„Er trug das Geld an jenem Abend bei sich!“

„Mag sein, mir hat er es nicht gezeigt.“

„Sie sollen eine sehr lebhaft Unterredung mit ihm gehabt haben!“

In den Augen des alten Mannes blitzte es auf.

„Bin ich verleumbet worden?“ fragte er zornig. „Wenn es geschehen ist, so kann ich mir denken, wer es gethan hat! Die Schwester Schlickum's vergift mir nicht, daß ich die Wahrheit gesagt und gegen ihren Bruder gezeugt habe, sie würde mich vergiften, wenn sie es dürfte!“

„Verleumdung?“ erwiderte der Richter ruhig. „Weshalb fürchten Sie das? Von Verleumdung kann doch nur Derjenige reden, der kein reines Gewissen hat —“

„Ich habe ein reineres Gewissen, wie die Wittve Walthers, sie sollte vor der eigenen Thüre kehren!“

„Wer sagt Ihnen denn, daß die Wittve Walthers mir diese Mittheilungen gemacht hat? Sie scheinen ja einen besonderen Haß gegen diese Frau zu hegen! Und überhaupt haben Sie kein Recht, zu fragen, wer mir das berichtet habe, Sie haben hier nur zu antworten. Leugnen Sie, daß die Unterhaltung lebhaft gewesen ist?“

„Bewahre! Hendrik Foller wurde in seiner gewohnten Weise grob, als ich seinen Wunsch nicht erfüllen wollte, und daß ich seine Grobheiten mir nicht gefallen ließ, kann mir Niemand verdenken.“

„Wann verließ er Sie?“

„Um, ich habe nicht darauf geachtet, er kann vielleicht eine Stunde bei mir geblieben sein.“

„Seltsam, daß Sie darauf keine bestimmte Antwort geben können!“ sagte der Gerichtsrath ironisch. „In dem Prozeß gegen Schlickum wußten Sie sehr genau, wann der Angeklagte nach Hause gekommen war.“

„Das war auch eine ganz andere Sache!“

„Inwiefern? Wußten Sie denn in jener Nacht schon, daß am nächsten Tage die Anklage gegen Schlickum erhoben würde?“

„Ich hatte keine Ahnung davon,“ erwiderte der Hausfrevler kopfschüttelnd, „ich sah nur deshalb auf die Uhr, um den jungen Mann zu überführen, daß er in schlechter Gesellschaft gewesen sein müsse. Ja, wenn ich gewußt hätte, daß der Matrose in der Nacht ermordet würde, dann —“

„Sie behaupten also, er sei eine Stunde bei Ihnen gewesen,“ unterbrach der Richter ihn. „Als er kam, hatten Sie die Lampe noch nicht angezündet, daraus muß ich schließen, daß die Dämmerung noch nicht weit vorangeschritten war, und in der jetzigen Jahreszeit tritt die Dämmerung schon zwischen vier und fünf Uhr ein. Sagen wir also, es sei sechs Uhr gewesen, als der Matrose Sie verließ.“

„Es war später!“

„Das müßte bewiesen werden, aus Ihrer bisherigen Aussage geht es nicht hervor.“

„Ich zünde niemals die Lampe früher an, die Gaslaterne meinem Hause gegenüber wirft so viel Licht in mein Wohnzimmer, daß ich reichlich damit auskomme.“

„Wie spät mag es dann nach Ihrer Berechnung gewesen sein, als Hendrik Foller aufbrach?“

„Ich kann's wirklich nicht angeben; es mag sieben Uhr, es mag auch noch später gewesen sein —“

„Haben Sie ihn nicht begleitet?“

„Nein.“

„Sind Sie überhaupt an jenem Abend nicht ausgegangen?“

„Ich gehe nie oder nur sehr selten Abends aus. Ich wohne allein unten im Hause, und man weiß, daß da Manches liegt, was werthvoll genug ist, daß es Diebe reizen könnte.“

„Ich frage noch einmal, sind Sie an jenem Abend ausgegangen, oder nicht?“

„Nein.“

„Und wann erfuhren Sie die Ermordung Foller's?“

„An dem Tage, an dem die Leiche gefunden wurde, man sprach ja in der ganzen Stadt davon,“ erwiderte der Hausfuxer. „Ich habe nicht daran glauben wollen, und so ganz klar ist es mir auch jetzt noch nicht.“

„Weshalb zweifeln Sie daran?“

„Weil ich für dieses Verbrechen keinen vernünftigen Grund finde.“

„Der Grund liegt nahe, die Geheimnisse des Matrosen waren einem Anderen gefährlich, und ich vermuthete, daß Sie wissen, wer dieser Andere ist!“

Wieder spiegelten sich Bestremden und Bestürzung in dem Gesicht des alten Mannes, und vergeblich suchte er sie hinter einem höhnischen Lächeln zu verbergen.

„Wie können Sie das vermuthen?“ sagte er. „Hätten Sie den Mann gekannt, so würden Sie wissen, daß er mit keinem Menschen mehr sprach, als er eben mußte.“

„Ich komme noch einmal auf das Portefeuille, das in Ihrem Hause gefunden wurde, zurück,“ erwiderte der Gerichtsrath, nachdem er eine geraume Weile in seinen Akten geblättert hatte; „halten Sie es ganz unmöglich, daß ein Anderer, zum Beispiel Hendrik Foller, es dorthin gelegt haben kann? Der Matrose ist wohl öfter in Ihrem Hause gewesen, er kann ein Versteck gesucht und es dort gefunden haben.“

„Wie sollte er denn zu dem Portefeuille gekommen sein?“ fragte der Hausfurer spöttisch.

„Kann nicht eine Welle es an's Ufer gespült haben?“

„Hm, dann hätte der Matrose es wahrhaftig nicht in meinem Hause versteckt. Er konnte ja drüben in den Weiden ein Loch graben und es dort verbergen, wer würde es da gesucht haben? So dumm war Foller nicht, so dumm würde Keiner sein. Es ist so, wie ich damals sagte, Schlickum hat nicht gewagt, das Geld in seiner eigenen Wohnung zu verstecken, was hätte er seiner Mutter sagen sollen, wenn sie es zufällig fand? Ob er selbst den Stein im Hofe losgebroschen, oder ob er ihn so gefunden hat, weiß ich nicht, jedenfalls hielt er den Platz für ein sicheres Versteck.“

Der Untersuchungsrichter schwieg, er hatte, wie der Staatsanwalt ihm voraus sagte, nichts erreicht.

Die Aussagen des Hausfurers waren glaubwürdig, ein Widerspruch ließ sich in ihnen nicht finden, und wenn auch durch dieses Verhör der Verdacht des Richters eher bekräftigt

als abgeschwächt wurde, so bot das Resultat desselben doch keine Berechtigung zur Verhaftung des Mannes, oder auch nur zu einer Haussuchung.

Hatte Thomas Ball, wie er behauptete, in jener Nacht wirklich nicht sein Haus verlassen, so konnte er auch das Verbrechen nicht begangen haben.

„Haben Sie Ihren Aussagen noch irgend etwas hinzuzufügen?“ brach er endlich das Schweigen.

„Nein,“ erwiderte der alte Mann lakonisch.

Der Gerichtsrath ersuchte seinen Aktuar, das Protokoll vorzulesen, und nachdem dies geschehen war, mußte der Hausfrevler es unterschreiben, was ihm Mühe genug kostete.

Thomas Ball athmete tief auf, als er das Gerichtsgebäude verlassen hatte; es war doch nicht so ruhig in seinem Innern, wie er sich den Anschein geben wollte.

Sein ganzer Zorn richtete sich gegen Diejenigen, die seinen Verkehr mit dem Matrosen dem Richter angezeigt hatten, und diese Personen zu errathen, fiel ihm nicht schwer.

Hendrik Foller war an jenem Abend mit Paul Berninger in seinem Hause zusammengetroffen, der Letztere hatte jedenfalls nach der Ermordung des Matrosen mit den Angehörigen Schlickum's darüber gesprochen, und auf die Anforderung des Untersuchungsrichters hin war dann die Anzeige gemacht worden.

Und daß sie in gehässiger Weise gemacht worden war, um ihn zu verdächtigen, unterlag für ihn auch keinem Zweifel, die Fragen des Untersuchungsrichters bewiesen das, ja es schien fast, als ob der Gerichtsrath jetzt selbst nicht mehr

an die Schuld Schlickum's glaube. Er wollte sich diesen Unannehmlichkeiten nicht länger aussetzen, im Bureau des Richters hatte er den Entschluß gefaßt, sein Haus zu verkaufen und die Stadt zu verlassen, er konnte ja überall wohnen, zumal wenn er sein Geschäft niederlegte.

Er war wieder ruhiger geworden, als er in sein Haus zurückkehrte, was nun geschehen mußte, das wollte er in aller Ruhe ordnen, damit nichts übereilt wurde.

Zuvörderst trank er in seinem Wohnzimmer ein großes Glas Rum, dann stieg er langsam die Treppe hinauf und sein fahles Gesicht zeigte einen entschlossenen Ausdruck, als er den beiden Frauen gegenüberstand.

„Na, wie sieht's aus?“ fragte er. „Werden noch nicht bald Anstalten zum Auszug getroffen?“

Susanne zuckte die Achseln und warf ihrer Mutter einen beruhigenden Blick zu.

„Ich wüßte nicht, weshalb das nöthig wäre,“ erwiderte sie in demselben schroffen Tone.

„Der Termin ist bald abgelaufen und keine Minute dulde ich Sie länger unter diesem Dache. So lange die Miethe gezahlt ist, muß ich Sie leider hier wohnen lassen —“

„Und auch noch länger, wenn wir unsere Verpflichtungen erfüllen!“

„Keine Sekunde länger!“ rief der alte Mann wüthend.

„Unser Kontrakt lautet auf zwei Jahre mit vierteljährlicher Vorauszahlung des Miethzinses, Sie werden das Geld für das nächste Vierteljahr am Verfalltage erhalten.“

„Aber ich nehme es nicht an!“

„Das können Sie halten, wie Sie wollen,“ sagte Susanne

ruhig, „Haben wir unsere Verpflichtung erfüllt, so schützt uns das Gesetz, und Sie können uns nichts anhaben.“

Der Hausfixer kreuzte die Arme auf der Brust und ein böshafter Blick traf aus seinen lauernden Augen die junge Wittve.

„Sie wollen also die Miethe zahlen?“ fragte er höhnisch. „Und woher nehmen Sie das Geld?“

„Ich glaube, das kann Sie wenig kümmern!“

„Aber den Staatsanwalt könnte es kümmern!“

„So? Ich wüßte nicht, was ihn die Sache angehe.“

„In der That nicht? Haben Sie schon vergessen, daß die verschwundenen Werthpapiere noch nicht gefunden worden sind? Daß Ihr Bruder sie gestohlen hat, ist bewiesen —“

„Bewiesen ist nichts!“ fiel die alte Frau ihm entrüstet in die Rede. „Sie haben kein Recht, in dieser Weise gegen uns aufzutreten, Sie hätten es auch dann nicht, wenn die Schuld meines unglücklichen Sohnes bewiesen wäre! Vielleicht stehen Sie jenem Verbrechen näher wie er!“

„Und das wagen Sie mir zu sagen?“ fuhr der Hausfixer auf. „Sie kümmern sich in der letzten Zeit mehr um meine Angelegenheiten, wie um Ihre eigenen, weshalb thun Sie das? Ich werde in meinem Hause auf Schritt und Tritt beobachtet, man horcht an den Thüren und beobachtet sogar Diejenigen, die mich besuchen, man verleumdet mich und erfindet Anklagen, die ein verständiger Mensch kindisch finden muß.“

„Weshalb ereifern Sie sich?“ fragte Susanne ironisch. „Hat die Vorladung vor den Untersuchungsrichter Sie so

sehr aufgeregt? Wenn Sie glauben, daß die Anzeige von uns ausgegangen sei, so ist das ein Irrthum, sie war bereits gemacht, ehe wir wußten, daß Sie mit dem Matrosen verkehrt hatten.“

„Dann hat Ihr guter Freund sie gemacht —“

„Gleichviel, wer es gethan hat, die Aufforderung in der Zeitung verpflichtete Jeden, zu sagen, was er über die Sache wußte. Aergert es Sie, daß dies geschehen ist, dann haben Sie auch Gründe, zu wünschen, daß Ihre Beziehungen zu dem Manne geheim blieben.“

„Gründe!“ rief der alte Mann, der dem in ihm tobenden Grolle nicht mehr gebieten konnte. „Lassen Sie sich mit Ihren Gründen einfallen! Wenn ich dem Berninger noch einmal in meinem Hause begegne, dann werfe ich ihn eigenhändig vor die Thüre, das mögen Sie ihm sagen. Und Sie fliegen nächstens auch hinaus!“

„Wir werden sehen.“

„Unser Kontrakt erlischt, sobald ich das Haus verkaufe.“

„Beabsichtigen Sie das?“ fragte Susanne befremdet.

„Ich denke, Sie werden es mir nicht verbieten können!“

„Im Gegentheil, nur fragte es sich, ob Sie so rasch einen Käufer finden. Ueberdies werden Sie uns entschädigen müssen, und jedenfalls wohnen wir so lange hier, bis der Käufer das Haus übernimmt.“

Der Hausfrevler lachte höhnisch.

„Sie sind ja sehr erpicht darauf, hier so lange wie möglich spioniren zu können!“ sagte er. „Aber hüten Sie sich, daß ich Sie nicht einmal auf falschem Wege ertappe, Sie würden das bitter bereuen!“

Er erhob drohend die geballte Faust und verließ das Zimmer, hier war sein Geschäft zu Ende, er stieg jetzt noch eine Treppe höher und trat in die Kammer, die unter dem Dache lag.

Hier wohnte der Flickschneider Forster mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen, ein stiller, bescheidener Mann, der fleißig arbeitete und sich um die Außenwelt wenig oder gar nicht zu kümmern schien.

Er hätte auch keine Zeit dazu gehabt, wenn er seine Arbeit nicht versäumen wollte, wurde es ihm doch ohnedies sauer genug, seine Familie zu ernähren, trotzdem seine Frau die Arbeit redlich mit ihm theilte.

Mit dem Hausvater hatte er, so lange er in diesem Hause wohnte, auf gutem Fuße gestanden, die Beiden legten einander nichts in den Weg, im Gegentheil, Thomas Ball verschaffte seinem Miether Kunden, so oft er eine Gelegenheit dazu fand.

Und jetzt stand der alte Mann vor dem Tisch, auf dem der Schneider saß, und ein spöttisches Lächeln umspielte seine schmalen, farblosen Lippen.

„Es ist doch ein erbärmliches Leben, Forster!“ sagte er in seiner rauhen, rücksichtslosen Weise. „Ein harter Sitz und keine Bewegung und dabei fortwährend Sorge um das liebe Brod!“

Der Schneider nickte zustimmend und ein schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Man muß sich in das, was man nicht ändern kann, geduldig finden,“ erwiderte er, „es muß ja auch Schneider geben!“

„Und es gibt welche, die in eigener Equipage fahren,“ höhnte der Hausirer.

Der Schneider schüttelte den Kopf und nähte emsig an der alten Jacke weiter, die den Flickerlohn kaum noch werth war.

„Wie kann ich's ändern?“ erwiderte er. „Kann ich einen Laden mit großen Schaufenstern miethen, Gesellen engagiren und in allen Zeitungen mich als den talentvollsten Professor der Bekleidungskunst annonciren? Nein, dazu habe ich kein Geld und keinen Kredit!“

„Na, na, so hoch hinaus braucht Ihr Euch auch nicht zu versteigen, dazu gehört mehr als Geld.“

„O, was das Talent betrifft, so —“

„Meister, das Talent thut's auch nicht, die Praxis macht es aus, die Uebung! Ihr wüßtet Euch einem vornehmen Herrn gegenüber nicht einmal zu benehmen —“

„Benigstens würde es mir schwer fallen, aber meine beiden Jungen könnten das übernehmen, sie hätten es gewiß bald heraus.“

„Und würden dabei die richtigen Windbeutel,“ spottete Thomas Ball. „Ich will Euch was Besseres vorschlagen, Meister; kauft mir mein Haus ab, dann habt Ihr, was Ihr wollt. Zwar keine großen Schaufenster, obgleich Ihr auch die später machen lassen könnt, aber immerhin ein geräumiges Geschäftslokal, aus dem großer Nutzen zu ziehen ist.“

Der Schneider blickte ihn starr an, er schien ihn fragen zu wollen, ob sein Verstand Noth gelitten habe.

„Ich bin ein armer Teufel,“ sagte er, „aber ich arbeite

ehrlieh, um meine Familie durchzubringen, deshalb solltet Ihr mich nicht so sehr verhöhnen.“

„Wer sagt Euch denn, daß ich das thue?“

„Du lieber Gott, wie kann ich denn ein Haus kaufen?“

„Ihr könnt's, wenn Ihr wollt.“

„Ohne Geld?“

„Ohne Alles! Das Kapital bleibt auf dem Hause stehen, Ihr verpflichtet Euch nur, das Haus in gutem Zustande zu erhalten und die Zinsen halbjährlich pünktlich zu zahlen.“

„Werde ich das können?“ fragte der Schneider, den dieser unerwartete Vorschlag in eine fieberhafte Aufregung versetzte.

„Ich glaube, daß Eure Frau dafür sorgen wird.“

„Aber was soll ich mit dem ganzen Hause anfangen?“

„Was ich auch damit angefangen habe. Den oberen Stock und diese Dachkammern vermiethet Ihr und den unteren Theil bewohnt Ihr selbst. Eure Frau kann darin einen Handel mit Lebensmitteln anfangen, das ist ein glattes Geschäft, nur muß man sich hüten, faulen Kunden zu borgen, denn was die Leute einmal verzehrt haben, das bezahlen sie nachher nicht gerne. Und Ihr könntet dann auch fertige Kleidungsstücke für das gewöhnliche Volk verkaufen, es ist eine gute Geschäftslage, an Kunden kann es nicht fehlen.“

Der Schneider schüttelte wieder das Haupt, die magere Hand, die sonst so rüstig die Nadel führte, lag unthätig auf dem spitzen Knie, und die hellblauen Augen blickten traurig wehmüthig den alten Mann an.

„Das sind schöne Hoffnungen und fromme Wünsche,“ sagte er, „meine Frau wird mich auslachen, wenn ich davon rede.“

„Laßt sie lachen, Meister, wer zuletzt lacht, der lacht am besten. Und so bequem wird es Euch in Eurem ganzen Leben nicht mehr gemacht, bedenkt das auch?“

„So bequem? hm, wenn ich einmal die Zinsen nicht zahlen kann —“

„Dafür müßt Ihr allerdings sorgen, und wie gesagt, Eure Frau wird das thun, davon bin ich überzeugt.“

„Und weshalb wollt Ihr das Haus verkaufen?“ fragte der Schneider nach einer kurzen Pause.

„Weil ich nicht länger mehr hier wohnen will. Ich lege mein Geschäft nieder, habe mir genug erworben und will meine alten Tage in Ruhe verleben.“

„So, so, das ist der einzige Grund? Habt Ihr Unannehmlichkeiten mit dem Gericht gehabt?“

„Wie meint Ihr das?“ fragte der Hausfuxer, unwillig die Brauen zusammenziehend.

„Weil der Gerichtsbote gestern im Hause war.“

„Bah, eine dumme Geschichte! Man kann da in Ungelegenheiten kommen, ohne zu wissen wie.“

„Also doch!“

„Nicht in dem Sinne, wie Ihr meint! Erinnert Ihr Euch der Ermordung eines Matrosen —“

„Hendrik Foller's? Natürlich!“ nickte der Schneider, während sein Blick voll gespannter Erwartung an den Lippen des alten Mannes hing. „Ist der Mörder entdeckt?“

„Nein, er wird gesucht, und von mir scheint man zu verlangen, daß ich Auskunft über ihn geben soll.“

„Von Euch? Kennt Ihr ihn?“

„Das ist ja eben die Dummheit, daß ich keine Ahnung

davon habe," spottete der Hausfurer mit einem ängstlich forschenden Blick auf die Thüre, „die Frauenzimmer da unten haben mir die Suppe eingebrockt.“

„Das verstehe ich noch nicht.“

„Glaubt Ihr denn, daß ich es verstehe? Ich finde eine Bosheit sonder Gleichen darin! Der Matrose ist am Abend vor seinem Tode hier im Hause bei mir gewesen, er wollte mir seine Bretterbude drüben in den Weiden verkaufen; natürlich wurde aus dem Handel nichts und er ging wieder fort. Jetzt soll ich angeben, wohin er gegangen ist, wen er unterwegs getroffen hat, und Gott weiß, was sonst noch Alles! Ich kann aber nichts aussagen, denn ich weiß von nichts.“

„Das war in der Nacht, in der Ihr so spät nach Hause kamt," sagte der Schneider gedankenvoll.

„Was ist das?" fuhr Thomas Ball auf. „Ich bin in der Nacht gar nicht draußen gewesen!“

Forster blickte betroffen auf, er erschrak vor dem glühenden Blick, der aus den Augen des alten Mannes ihn traf.

„Ich erinnere mich dessen zu genau," erwiderte er, „und wenn Ihr darüber nachdenken wollt, werdet Ihr zu geben müssen, daß ich Recht habe. Ich habe Euch ja gesehen —“

„Ihr? Seid Ihr toll geworden, Meister? Wie hättet Ihr mich sehen können?“

„Lieber Gott, regt Euch doch nicht auf deshalb, es ist ja nichts Schlimmes dabei. Ich war ohne Licht in den Hof gegangen, und als ich zurückkehrte, hörte ich ein Geräusch an der Hausthüre. Daß Ihr draußen waret, wußte

ich nicht, deshalb blieb ich stehen, und als Ihr kamet, war ich so erschrocken, daß ich die Treppe nicht —“

„Erschrocken? Weshalb?“ fiel der Hausfuxer ihm in furchtbarer Erregung in's Wort.

„Ich hatte Euch nie so gesehen! Entweder habt Ihr zu viel getrunken gehabt, oder —“

„Oder?“ rief Thomas Ball drohend.

„Oder Ihr hattet draußen Streit.“

„Also habt Ihr mich beobachtet!“ knirschte der alte Mann. „Seid Ihr mit den Frauenzimmern da unten verbündet?“

„Wie kommt Ihr nur zu dieser Frage?“ erwiderte der Schneider in begütigendem Tone. „Ich habe wahrhaftig keine Zeit, mich um andere Dinge zu kümmern, das wißt Ihr selbst. Bin auch gleich darauf leise die Treppe hinaufgeschlichen —“

„Und Ihr habt mit Niemandem darüber gesprochen?“

„Ist mir nicht eingefallen!“

Der alte Mann athmete auf.

„Ihr könntet mit Eurer dummen Behauptung da eine schöne Geschichte anrichten,“ sagte er; „in der Nacht, in welcher der Matrose sein Ende fand, bin ich nicht vor der Thüre gewesen, merkt Euch das.“

„Aber ich weiß doch —“

„Was wißt Ihr? Gar nichts! Es war in der Nacht vorher, als ich so spät nach Hause kam. Und es ist ganz richtig, daß ich sehr aufgereggt war, draußen hatten einige Strolche mich angefallen, denen ich nur mit genauer Noth entging.“

„Und das soll in der Nacht vorher gewesen sein?“

„Jawohl, ich muß es doch besser wissen, wie Ihr!“

Der Schneider wiegte zweifelnd das Haupt und nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf.

„Ich will mit Euch nicht darüber streiten,“ sagte er.

„Das könnt Ihr auch nicht, denn ich bin meiner Sache gewiß, und Ihr macht Euch einer Lüge schuldig, wenn Ihr es anders behauptet. Im Uebrigen wünsche ich, daß überhaupt nicht davon gesprochen wird, Meister, ich habe alles unnütze Geschwätz, deshalb auch müssen die Frauenzimmer da unten ausziehen. Ich mache das sogar zur Bedingung, wenn Ihr das Haus kauft, Ihr dürft es den Schlickums nicht wieder vermietthen, würdet auch keinen Vortheil davon haben, das Volk kann ja die Miethen nicht mehr zahlen.“

„Aber wo finde ich gleich andere Miether?“

„Laßt es in die Zeitung einrücken, dann habt Ihr die Auswahl. Also denkt darüber nach und entschließt Euch rasch, nehmt Ihr das Haus nicht, so biete ich es einem Anderen an.“

„Ich will hören, was meine Frau dazu sagt.“

„Denkt dabei auch an Eure Söhne,“ fuhr der Hausfrier fort, „Ihr könnt ihnen hier eine sichere Existenz gründen, das Haus eignet sich zu jedem Geschäft. Ueberlegt das Alles wohl, Meister, und laßt mich heute Abend Euren Entschluß wissen.“

Damit ging er hinaus, Meister Forster stützte das Haupt auf die Hände und die Ellbogen auf die Kniee und blieb lange in Nachdenken versunken.

„Und es war doch in jener Nacht!“ murmelte er end-

lich, „ich lasse mir das nicht abstreiten, denn ich weiß es zu sicher. Warten wir nun ab, was geschehen wird, wenn ich sprechen muß, werde ich die Wahrheit sagen!“

27. Exekution.

Hermine v. Starenfels hatte schon in der ersten Stunde mit der Schwester Wolfgangs innige Freundschaft geschlossen, und Elsa, von den Wünschen und Hoffnungen ihres Bruders unterrichtet, war ihr mit der herzlichsten Liebe entgegengekommen.

Hermine erwiderte am nächsten Tage den Besuch, und wie Wolfgang es vorausgesehen hatte, schlossen die beiden Mädchen sich jetzt eng an einander an.

Der Major erfuhr davon nichts, kam er am Abend, so fand er die Comtesse allein, und da er selbst nie die Rede auf Wolfgang brachte, so sah Hermine sich auch nicht in die Verlegenheit gesetzt, ihm eine ausweichende Antwort geben oder gar zu einer Unwahrheit ihre Zuflucht nehmen zu müssen.

Und doch schien der alte Haudegen Verdacht zu schöpfen, die heitere Ruhe Herminens mußte ja die Vermuthung in ihm wecken, daß sie den Freund wiedergefunden habe. Ueberdies entging es ihm auch nicht, daß frühere Entwürfe zurückgelegt und neue Skizzen entworfen wurden, bei denen ein fremder Einfluß sich nicht verkennen ließ, das Alles mußte dem Major Stoff zum Nachdenken geben und ihn veranlassen, die Comtesse schärfer zu beobachten und zu überwachen.

Hermine ahnte davon nichts, sie war, abgesehen von der Sorge um den Vater, heiter und zufrieden, das Honorar

für ihr erstes Bild hielt ihr drückende Nahrungsorgen fern, der Rath und die Anerkennung des Freundes ermutigte sie, auf der betretenen Bahn rüstig weiterzuschreiten, und mit zuversichtlichem Vertrauen blickte sie in die Zukunft, die jetzt in hellem Sonnenschein vor ihr lag.

Selbst die gerichtliche Vorladung in Sachen „Zipfelmann contra Graf Bruno v. Starenfels“ machte ihr keine Sorge, sie hatte dem Gerichtsboten einfach erklärt, ihr Vater sei abwesend, damit glaubte sie diese Angelegenheit vorläufig erledigt.

Einen Abwesenden konnte man ja nach ihrer Ansicht nicht vorladen, also mußten die Verhandlungen über diese Klage bis zur Rückkehr ihres Vaters verschoben werden.

Daß der Lederhändler nichtsdestoweniger ein rechtskräftiges Urtheil erwirkte, welches ihn berechtigte, das gesammte Mobiliar zu pfänden, daß er ferner auf die Pension des Majors Arrest gelegt hatte und damit seinen Entschluß kundgab, seine Forderung energisch geltend zu machen, davon erfuhr Hermine nichts, der Major sagte es ihr nicht, weil er nicht unnöthig sie beunruhigen wollte.

Um so größer war die Bestürzung Herminens, als eines Vormittags bald nach dem Frühstück Zipfelmann in Begleitung einiger nichts weniger als elegant gekleideter Männer in ihr Wohnzimmer trat.

Sie hatte den Lederhändler seit jener Stunde, in der sie so tief von ihm beleidigt war, nicht wiedergesehen, der böshafte Triumph, der aus seinen Augen leuchtete, ließ sie sofort erkennen, daß sie sich auf neue Beleidigungen und Demüthigungen gefaßt machen mußte.

„Verzeihen Sie, wenn wir stören,“ sagte Zipselmann mit einer Verbeugung, die einen verletzenden Hohn durchblicken ließ, „Sie werden es mir nicht verdenken können, wenn ich meine Rechte wahrnehme.“

Hermine hatte Pinsel und Palette niedergelegt und sich von ihrem Sitz vor der Staffelei erhoben.

„Ihre Rechte?“ erwiderte sie, ihm einen Blick der Verachtung zuwerfend. „Sie werden warten müssen, bis mein Vater zurückgekehrt ist.“

„Dann würde ich am Ende bis Sankt Nimmermehrs-tag warten können!“

„Herr Zipselmann!“

„Erlauben Sie, mir kann in keiner Weise ein Vorwurf gemacht werden. Sie haben eine gerichtliche Vorladung erhalten und ihr nicht Folge geleistet, Sie haben nicht einmal einen Advokaten beauftragt, Ihren Herrn Vater zu vertreten, darin mußte der Richter den Beweis finden, daß Sie die Schuld anerkennen, und der Herr Graf v. Starenfels ist in Folge dessen in contumaciam verurtheilt worden.“

Starr vor Bestürzung sah Hermine den Lederhändler an, der nachlässig mit seiner goldenen Uhrkette spielte und dabei die Blicke forschend durch das Zimmer schweifen ließ.

„Und nun?“ fragte sie.

„Und nun ist das Urtheil rechtskräftig und ich muß mir die Frage an Sie erlauben, ob Sie in der Lage sind, die Schuld zu decken.“

„Daß ich es nicht bin, wissen Sie!“

„Dann sehe ich mich genöthigt, das Mobiliar pfänden Bibliothek. Jahrg. 1878. Bd. XII.

zu lassen," erwiderte Zipselmann, indem er dem Gerichtsbeamten einen befehlenden Wink gab.

Eine jähe Röthe übergoß das Antlitz der Comtesse, auf diese Schmach war sie nicht gefaßt.

"So thun Sie, was Sie nicht lassen können," sagte sie, indem sie ihm den Rücken wandte, „ob aber ein solches Verfahren mit den Forderungen der Ehre vereinbart werden kann, muß ich Ihrem Ermessen anheimstellen.“

„Drehen wir diese Frage einmal um,“ entgegnete der Lederhändler spöttisch. „Ist es vielleicht ehrenvoll, Schulden zu machen, die man nicht tilgen kann?“

„Gilt diese Frage mir?“

„Allerdings, gnädiges Fräulein?“

„Dann bedaure ich, daß keiner meiner Freunde anwesend ist, dem ich die Beantwortung dieser Frage übertragen kann.“

„Ihre Freunde? Sie sind ganz in denselben Verhältnissen. Der Herr Major hat sich für die Schuld verbürgt, besitzt aber nicht die Mittel, um sein Wort einzulösen, und der Maler Berninger hat genug zu thun, wenn er über die Sünden seines Vaters nachdenken will.“

„Und Sie schämen sich nicht, mir das Alles in Gegenwart dieser Leute zu sagen?“ fragte Hermine mit zitternder Stimme. „Sie stehen einer wehrlosen Dame gegenüber, die zu Ihren Beleidigungen schweigen muß —“

„Gnädige Comtesse, meine Schuld ist es wahrlich nicht, wenn Sie in dem, was ich Ihnen sage, Beleidigungen finden. Sie haben mein Haus verlassen, ohne mir für den schuldigen Miethzins ein Pfand zurückzulassen —“

„Sie haben die Aktien!“

„Die ich Ihnen mit Vergnügen zur Verfügung stelle. Die Aktionäre der Zuckersabrik werden von ihrem eingezahlten Gelde keinen Pfennig zurückerhalten, das ist jetzt bereits festgestellt. Ihr Herr Vater wollte damals meinem Rathe nicht folgen, er hätte den fünften Theil seines Vermögens vielleicht retten können, dann würde er die Mittel gehabt haben, seine Schulden zu decken —“

„Und Sie hätten mit Ihrer Klage warten können, bis er zurückkehrte!“

„Wieder zurückkehren?“ fragte Zipselmann achselzuckend.

„Ich glaube es nicht und Sie glauben wahrscheinlich selbst nicht daran. Und wenn das Mobiliar hier verschleppt und verkauft wird, was bleibt mir dann?“

Ein verächtlicher Zug umzuckte die Mundwinkel Herminens.

„Ich kenne die Gründe, die Sie zu diesem Auftreten bewegen,“ sagte sie, „ich kann nur wiederholen, thun Sie, was Sie nicht lassen können!“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre hastig geöffnet und der Major v. Selbach trat in das Zimmer.

Der alte Haudegen schien auf das, was ihn hier erwartete, vorbereitet zu sein, denn er trat ohne Zögern auf den Lederhändler zu und warf dann erst einen flüchtigen Blick auf die Gerichtsdiener, die jedes Möbel betasteten, alle Schubladen auszogen, jeden Schrank öffneten und in Alles die Nase hineinsteckten.

„Was machen Sie hier?“ fragte er barsch.

„Sie sehen es,“ erwiderte Zipselmann, den der Zorn

des Majors zu ergötzen schien, „ich sichere mich für meine Forderung!“

„So! Bot meine Pension Ihnen nicht Sicherheit genug?“

„Nein. Wenn Sie morgen sterben, ist diese Sicherheit erloschen, das werden Sie wohl zugeben!“

„Sie sind ein —“

„Keine Beleidigungen, Herr Major! Es sind Zeugen zugegen und ich bin nicht gesonnen, mir ungestraft verletzende Worte sagen zu lassen. Wenn Sie eine Injurienklage nicht fürchten, dann schießen Sie los, aber Sie dürfen sich darauf gefaßt machen, daß ich Genugthuung fordern werde.“

Das Gesicht des alten Herrn war kirschbraun geworden, man sah es ihm an, daß es ihm unsaglich schwer wurde, seine Wuth zu bemeistern.

„Herr, ich hätte große Lust, Sie hinauszuerwerfen!“ sagte er mit heiserer Stimme. „Und wenn Sie mich zehnmal wegen Injurien verklagen, so kann mich das nicht abhalten, Ihnen zu erklären, daß Sie ein erbärmliches Subjekt sind. Wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen das schriftlich geben, und vor Gericht werde ich es Ihnen beweisen!“

„Herr Major, mich schützt hier das Gesetz,“ erwiderte Zipfelmann, dessen Wangen so weiß wie der Schnee geworden waren. „Wie Sie über mich denken, kann mir sehr gleichgiltig sein, aber mitunter ist es gefährlich, seine Gedanken auszusprechen.“

„In dem vorliegenden Falle nicht! Schlimm genug, daß das Gesetz Ihnen erlaubt, eine so niedrige Rache zu nehmen! Vielleicht hoffen Sie jetzt noch, Ihren Zweck er-

reichen zu können, aber ehe das geschähe, schieße ich Sie nieder wie einen tollen Hund. Konnten Sie nicht warten, bis Ihr Schuldner zurückkehrte? Sie hatten genügende, mehr als genügende Sicherheit, meine Bürgschaft, die Aktien des Grafen und dieses Mobiliar, aber Ihnen war es nur darum zu thun, der Dame zu zeigen, daß Sie für die jämmerliche Niederlage Rache nehmen können. Sie sind ein Mensch ohne Charakter und ohne Gesinnung, ohne Erziehung und ohne einen Funken von Ehrgefühl, ein Mensch, der den Strick nicht werth ist, an dem er gehängt zu werden verdient.“

Zipfelmann lachte bei den letzten Worten laut auf.

„Wenn Sie nur eine Ahnung davon hätten, wie lächerlich Sie sich machen, so würden Sie wünschen, diese Worte nicht gesprochen zu haben,“ sagte er. „Wenn Sie hier das große Wort führen wollen, dann zahlen Sie vorher, was Ihr guter Freund mir schuldet, ich verlange ja nichts weiter, als das, was ich zu fordern berechtigt bin. Und Ihr Auftreten kann mich wahrlich nicht bewegen, Rücksichten zu nehmen, ich werde binnen acht Tagen den ganzen Quark auf den Markt fahren und versteigern lassen.“

Der Major erhob in maßloser Wuth den Arm, Germinie trat rasch zwischen die Beiden.

„Der Mann steht auf dem Boden des Gesetzes, Herr Major,“ sagte sie, „uns bleibt also nichts übrig, als das Unabänderliche geduldig über uns ergehen zu lassen, wir können ja nachher mit einem Juristen berathen, ob wir uns das gefallen lassen müssen.“

„Der beste Jurist wird Ihnen keinen Trost geben kön-

nen," spottete Zipfelmann, „ich habe meine Maßregeln danach getroffen.“

Herr v. Selbach gab der Comtesse einen Wink und trat mit ihr in eine Fensternische.

„Ich habe das erwartet," sagte er leise, „und es wäre besser gewesen, wenn ich Sie darauf vorbereitet hätte, aber ich mochte das nicht gerne thun. Der Mann ist ein Schuft ersten Ranges, aber Sie haben leider Recht, er steht auf dem Boden des Gesetzes, und vor dem Gesetz muß der Edelmann so gut sich beugen, wie der Bauer. Die Frage ist jetzt, wie wir den Schlag pariren! Ich habe nicht die nöthigen Mittel, um die Forderung, die der Krämer geltend macht, zu decken.“

„Leider fehlen sie mir ebenfalls!" erwiderte Hermine, während ihr Blick den Männern folgte, die jetzt in's Nebenzimmer gingen, um auch dort das Mobiliar zu pfänden.

„Sollte nicht Weinheim das Geld uns vorstrecken?"

„Ich besitze nichts mehr, was ich ihm als Pfand dafür anbieten kann.“

Der Major drehte gedankenvoll an den Enden seines Schnurrbarts, seine Stirne umwölkte sich immer finsterner.

„Er sagte damals, der Familienschmuck sei sehr werthvoll," erwiderte er, „vielleicht fände er sich bereit, auf dieses Unterpfand ein weiteres Darlehen zu geben.“

„Es läme auf einen Versuch an," sagte Hermine sinnend.

„Wohlan, ich werde den Versuch machen.“

„Und wenn er mißlingt?"

„Dann muß man anders Rath zu schaffen suchen, ich bin mir darüber jetzt noch nicht klar, aber ich werde nach-

denken. Machen Sie einstweilen sich keine Sorgen, Comtesse, triumphiren soll dieser Krämer nicht.“

„Und doch fürchte ich, daß er erreichen wird, was er bezweckt; es ist eine große Forderung, und wir können ja nicht daran zweifeln, daß er es auf eine Demüthigung abgesehen hat.“

„Na, wir werden sehen. Schwerenoth, es wäre mein Tod, wenn das diesem Krämer gelänge! Wäre Graf Starenfels nur hier geblieben und nicht auf diese tolle Idee verfallen!“

„Er hätte das auch nicht abwehren können!“

„Ach was, er hätte die Aktien verkaufen können —“

„Mein lieber alter Freund, darüber haben wir so oft und so viel geredet, daß ich nicht wüßte, was wir nun noch hinzufügen könnten,“ sagte Hermine begütigend. „Mein Vater hatte darüber seine eigenen Ansichten.“

Der Major brummte einige unverständliche Worte vor sich hin und drehte immer eifriger an den Spitzen des Bartes.

„Wir wollen hoffen, daß Weinheim auf unsere Wunsch eingeht,“ erwiderte er, „damit wäre die Angelegenheit am raschesten geordnet.“

„Wenn Sie auf den Pfandleiher Weinheim Ihre Hoffnungen bauen, so bedaure ich, Ihnen mittheilen zu müssen, daß dieselben sich nicht erfüllen werden,“ sagte Zipselmann, der unbemerkt sich genähert hatte. „Ich habe auf das dort niedergelegte Pfand bereits Arrest legen lassen, Sie werden begreifen, daß unter diesen Umständen —“

„Das ist eine Infamie!“ unterbrach der Major ihn, zornig aufwallend.

„Verzeihen Sie, es ist ein gesetzlich giltiger Akt, durch den ich meine Forderung sicher stelle.“

„Wie viele Sicherheiten verlangen Sie denn?“

„So viele, bis meine Forderung gedeckt ist.“

„Sie wird gedeckt werden, verlassen Sie sich darauf!“

„Das glaube ich auch, weil ich selbst dafür Sorge,“ erwiederte der Lederhändler höhnisch. „Wären Sie mir in anderer, höflicher Weise entgegen gekommen, so würde ich mich einstweilen mit der Pfändung des Mobiliars begnügt haben, aber nach diesem Auftritt kann mir Niemand es verdenken, wenn ich mein Recht rücksichtslos verfolge. Und wenn mir das nöthig erscheinen sollte, werde ich bis zum Tage der Versteigerung einen Wächter hiehersehen, der darauf zu achten hat, daß nichts verschleppt wird.“

Diese neue und geradezu rohe Beleidigung entlockte dem alten Haudegen einen Schrei der Wuth, die Adern auf seiner Stirne schwellen an und er stand im Begriff, sich auf den Beleidiger zu stürzen, als plötzlich Wolfgang Berninger auf der Schwelle erschien.

Hermine eilte auf ihn zu, ohne auf den Major zu achten, es war in diesem Moment ihr gleichgiltig, wie der alte Freund darüber dachte.

„Sie sendet der Himmel,“ sagte sie in fliegender Hast, „ich bitte Sie, bieten Sie Alles auf, den Herrn Major zu beruhigen. Wir sind in entsetzlicher Weise beleidigt worden.“

„Ich sehe schon, was hier vorgefallen ist,“ erwiederte Wolfgang mit erzwungener Ruhe, „von diesem Manne ließ eine solche Rache sich erwarten. Herr Zipfelmann, ich wünsche mit Ihnen einige Worte zu reden.“

Der Lederhändler wandte sich zu ihm um und blickte ihn höhniſch lächelnd an.

„Wollen Sie mir auch Cottisen ſagen?“ fragte er. „Ich möchte Ihnen rathen, mich damit zu verſchonen —“

„Und ich gebe Ihnen den wohlgemeinten Rath, die Forderungen der Höflichkeit und des Anſtandes nicht zu verſſen,“ unterbrach Wolfgang ihn, ſich hoch aufrichtend.

„Die Rechte, die Sie hier ausüben, will ich nicht in Frage ſtellen, aber man kann dieſelben ebenſo wohl in höflicher, wie in grober Weiſe geltend machen, ohne ſich deſhalb etwas zu vergeben.“

Der ruhige, feſte Ton, in dem Wolfgang dieſe Worte ſprach, verſchlechte den jedenfalls beabſichtigten Eindruck nicht, ſogar der Major nickte zuſtimmend, als ob er damit ſeinen Beifall andeuten wolle.

„Ich war höflich und rückſichtsvoll,“ erwiderte Zipfelmann, der vor dem flammenden Blick des Malers unwillkürlich die Augen niederſchlug, „ich habe nichts weiter gefordert, als das, was mir zukam, und ich hätte erwarten können, daß man mir ebenſo höflich entgegen kommen würde. Statt deſſen bin ich durch grobe Beleidigungen gereizt worden —“

„Ich denke, wir gehen in's Nebenzimmer,“ ſiel Wolfgang ihm abermals in die Rede, „wir können da ungeſtört mit einander reden. Sie erlauben wohl, gnädiges Fräulein?“

Hermine verneigte ſich zuſtimmend.

„Ich gehe mit,“ ſagte der Major, „Schwerenoth, wir werden ſchon mit ihm fertig werden!“

„Ich muß Sie bitten, hier zu bleiben,“ erwiderte Wolfgang in höflichem aber entschiedenem Tone, „es ist ja besser, wenn wir uns alle unnöthigen Aufregungen ersparen.“

Er folgte nach diesen Worten dem Lederhändler, der schon auf der Schwelle des anstoßenden Zimmers stand.

„Poltron!“ sagte Zipselmann verächtlich, nachdem Wolfgang die Thüre geschlossen hatte. „Der gute Mann glaubt, mit seinen Grobheiten die ganze Welt regieren zu können, bei mir ist er an den Unrechten gekommen.“

„Lassen wir das,“ erwiderte Wolfgang mit einer abwehrenden Bewegung, „Sie haben das Mobiliar pfänden lassen?“

„Jawohl.“

„Auf Grund welcher Forderung?“

„Sie werden doch wissen, daß die hochgräfliche Familie mir die Miethe schuldig geblieben ist.“

„Ist das Alles?“

„Alles gerade nicht, ich habe dem Grafen auch baares Geld geliehen, damit er Ihren Vater verfolgen konnte!“

„Meinen Vater?“ fragte Wolfgang befremdet.

„Jawohl; der Herr Graf glaubte nicht, daß Klemens Berninger selbst sich das Leben genommen habe, er glaubte sogar eine sichere Spur entdeckt zu haben, jetzt ist er drüben in Amerika. Der Verlust seines Vermögens scheint auf seinen Verstand keinen günstigen Einfluß geübt zu haben.“

Wolfgang blickte eine geraume Weile starr vor sich hin, die Leiche seines Vaters war nicht gefunden worden, die Möglichkeit lag immerhin vor, daß der Graf eine Spur

entdeckt hatte. Was aber dann, wenn diese Behauptung sich als wahr erwies und der Todtgeglaubte plötzlich wieder auftauchte?

Alle jene Gerüchte, die damals aufgetaucht waren, durchkreuzten sein Hirn, es war ihm furchtbar, glauben zu sollen, daß sein Vater wirklich einen Betrug beabsichtigt hatte.

„Und was glauben Sie?“ fragte er endlich mit scharfer Belomung.

Zipfelmann zuckte, einer Antwort ausweichend, die Achseln.

„Ich habe dem Grafen das Geld gegeben,“ sagte er, „und diese Forderung kann ich erst dann einklagen, wenn er zurückgelehrt ist.“

„Und die Miethforderung?“

„Dafür haften die Möbel.“

„Sie werden sich mit der Pfändung begnügen —“

„Bewahre, ich werde das Mobiliar auf offenem Markte versteigern lassen. Ich will mein Geld endlich zurück haben, und ich sehe kein anderes Mittel, als dieses, um es mir wieder zu verschaffen. Den Familienschmuck hat das Edelfräulein schon verpfänden müssen, um ihrem Vater Geld schicken zu können, und es fragt sich noch sehr, ob Herr v. Starenfels nicht vorziehen wird, drüben zu bleiben, um der Auseinandersetzung mit seinen Gläubigern aus dem Wege zu gehen.“

„Machen wir ein Ende!“ sagte Wolfgang entrüstet.

„Wie groß ist Ihre Forderung?“

Zipfelmann holte ein Aktenstück aus der Brusttasche und legte es auf den Tisch.

„Die ganze Forderung mit Kosten und Zinsen bis zum heutigen Tage beträgt dreihundertsechszundneunzig Thaler, zwölf Groschen,“ erwiderte er.

„Gut, hier sind vierhundert Thaler, geben Sie mir den Ueberschuß heraus.“

Zipfelmann betrachtete überrascht die Banknoten, die Wolfgang auf den Tisch geworfen hatte, dann heftete er den Blick fragend auf den Maler.

„Um, mir kann es recht sein,“ sagte er in ironischem Tone; „aber Sie bringen dieses Opfer für nichts und wieder nichts. Das Geld ist zum Fenster hinausgeworfen, man wird Ihnen im ersten Augenblick danken und nachher Ihren Edelmoth vergessen.“

„Schreiben Sie die Quittung und schicken Sie die Beamten fort,“ befahl Wolfgang.

Der Lederhändler trat in das anstoßende Zimmer und sprach einige Worte mit den Gerichtsdienern, die ihm einige Akten übergaben und darauf sich entfernten, dann setzte er sich an den Tisch und schrieb die verlangte Quittung.

Inzwischen wanderte Wolfgang langsam auf und nieder. Es war allerdings ein großes Opfer für ihn, aber er brachte es gerne, schützte er durch dasselbe doch die Geliebte vor der Nachsicht eines niedrig denkenden Mannes.

Nur Eines machte ihm Sorge, die Frage, was der Major dazu sagen, wie er diesen Freundschaftsdienst beurtheilen würde. Dieses Urtheil konnte für ihn beleidigend sein, es konnte Veranlassung zu einem erbitterten Wortstreit geben, waren ihm doch die Gesinnungen, die der alte Haudegen gegen ihn hegte, sehr wohl bekannt.

„So, mein bester Herr, da haben Sie die Quittung,“ unterbrach Zipselmann seinen Gedankengang, „jetzt versuchen Sie Ihr Glück damit.“

Es lag ein schneidender Hohn in dem Tone, in welchem er die letzten Worte gesprochen hatte, Wolfgang hielt es für besser, nicht darauf einzugehen, den Bosheiten dieses Mannes war er ja doch nicht gewachsen.

„Das wäre also geordnet,“ erwiderte er, „jetzt möchte ich noch einige Fragen an Sie richten, und ich hoffe, daß Sie mir dieselben aufrichtig beantworten werden. Sie sagten, Graf Starenfels verfolge eine Fährte, die er gefunden haben wolle, hat er das von drüben geschrieben?“

„Ja, aber er will die Fährte schon hier gefunden haben.“

„Hier in der Stadt?“

„Nein, jenseit des Flusses in einem Bauernhause.“

„Können Sie mir dieses Haus näher bezeichnen?“

„Graf Starenfels hat mir keinen Aufschluß darüber gegeben, ich weiß nur, daß die betreffende Person die Rolle eines Antiquitätenammlers gespielt und bei dieser Gelegenheit auch den Sonntagsstaat des Bauers gekauft haben soll. Ob aber diese Person Ihr Vater war, oder ob eine immerhin mögliche Ähnlichkeit den Grafen irre geführt hat, das ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann.“

Wolfgang schüttelte den Kopf, er wurde daraus nicht klug, gleichwohl wälzten die Mittheilungen Zipselmann's ihm eine schwere Last auf die Seele.

„Und diese Fährte hat der Graf verfolgt?“ fragte er.

„Er verfolgt sie noch,“ nickte der Lederhändler; „nach-

dem er sie in Europa verloren hatte, will er drüben sie wieder entdeckt haben. Es ist eine tolle Idee —“

„Und was bezweckt er damit?“

„Rettung seines Vermögens!“

„Aber mein Vater schuldet ihm ja nichts.“

„Das haben ihm Alle gesagt, aber wer kann einen Menschen, der sich einmal in eine solche Idee verrannt hat, eines Anderen belehren? Und unter uns gesagt, hege ich meine besondere Ansicht darüber, ich glaube, der Herr Graf suchte nur nach einem plausibeln Vorwande, um dem drohenden Schiffbruche hier zu entgehen. Geben Sie Acht, wenn er drüben ein Unterkommen gefunden hat, wird das Edelfräulein eines Tages ihm folgen und dann haben Sie mit dieser werthlosen Quittung in der Hand das Nachsehen. — Lassen Sie sich drum kein graues Haar wachsen, ich wiederhole Ihnen, es ist eine verrückte Idee! Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Wolfgang blickte starr auf die Thüre, hinter der Zipselmann verschwunden war.

Eine verrückte Idee? Mit Sicherheit ließ sich das keineswegs behaupten; die Ereignisse der letzten Tage waren nur zu sehr geeignet, diese Idee, wie Zipselmann es nannte, zu rechtfertigen.

Er strich mit der Hand über die Stirne und ging in das Wohnzimmer zurück.

Hermine war allein, der Major, der nicht ahnen konnte, daß Wolfgang die Schuld tilgen werde, hatte den schweren Gang zum Pfandleiher Weinheim schon angetreten, um sich

Gewißheit darüber zu verschaffen, ob man auf die Hilfe dieses Mannes rechnen durfte.

Sichtbar erregt kam die Comtesse ihm entgegen.

„Ist es wirklich Wahrheit, was Herr Zipfelmann mir gesagt hat?“ fragte sie. „Er erklärte mir, die Schuld sei getilgt, ich kann das nicht glauben, ich darf dieses Opfer nicht von Ihnen annehmen.“

„Wollen Sie dem Freunde dieses Recht nicht einräumen?“ erwiderte Wolfgang mit leisem Vorwurf, indem er ihr die Quittung überreichte. „Ich betrachte das als eine kleine Abschlagszahlung auf die Schuld meines Vaters —“

„Sprechen Sie doch nicht immer davon!“ bat Hermine bewegt. „Ihr Vater schuldet dem meinigen nichts, damals, als er ihm den Kaufpreis für unser Haus in Aktien auszahlte, hatten diese Papiere ihren vollen Werth, und es war Sache meines Vaters, sie zu verkaufen und sein Vermögen in solideren Werthpapieren anzulegen. Und so haben Sie uns gegenüber nicht die geringsten Verpflichtungen,“ fuhr sie, ihm die Hand reichend, fort, „aber ich nehme dennoch das Opfer, welches Sie uns bringen, mit dem herzlichsten Danke an, natürlich unter der Voraussetzung, daß ich es als eine Schuld betrachten darf, die ich abtragen werde, so bald es mir möglich ist.“

„Denken wir jetzt nicht daran,“ erwiderte Wolfgang herzlich, während er ihre zitternde Hand in der seinigen hielt, „ich bin glücklich, daß ich mich in der Lage befand, Sie vor den weiteren Bosheiten dieses gesinnungslosen Mannes beschützen zu können.“

„Und das werde ich Ihnen niemals vergessen!“

„Ah bah, es ist ja nicht der Rede werth! Eine kleine Summe —“

„Aber für Sie groß genug, daß Sie durch den Verlust derselben in unangenehme Verlegenheiten gebracht werden können.“

„Nicht doch, ich bin reicher, wie Sie denken,“ scherzte der junge Mann; „zwei Bilder verkauft, eines in Bestellung, ich weiß ja bald nicht, wo ich mit dem Gelde bleiben soll.“

Herminie lachte, und ein tiefinniger Blick traf ihn aus ihren Augen.

„Unter solchen Umständen darf ich wohl die Ueberzeugung hegen, daß Sie mir ein geduldiger und rücksichtsvoller Gläubiger sein werden,“ sagte sie heiter, „also wäre ich dieser schweren Sorge überhoben.“

„Gewiß, aber betrachten wir nun die Rückseite der Medaille, gnädiges Fräulein. Wie wird Herr v. Selbach meinen kleinen Freundschaftsdienst auffassen?“

Von den Lippen Herminiens verschwand das Lächeln, ein Zug ernster Besorgniß glitt über ihr schönes Antlitz.

„Herr v. Selbach?“ erwiderte sie. „Was sollte er Anderes darin finden, als die Hochherzigkeit eines uneigennütigen Freundes?“

„Vergessen Sie nicht, wie schroff der Herr Major sich mir gegenübergestellt hat!“

„Seien Sie deshalb unbesorgt; wie auch sein Urtheil lauten mag, ich werde Sie vertheidigen, muß er doch selbst erkennen, daß Sie mir ein wahrer und treuer Freund sind.“

„Ich fürchte, daß Herr v. Selbach das nicht erkennen will!“

„Dann werde ich nicht ruhen, bis ich ihn davon überzeugt habe!“

„Er wird abermals die Rechte eines väterlichen Freundes geltend machen.“

„Aber ob ich sie ihm einräumen werde, das ist eine andere Frage,“ scherzte Hermine. „Jetzt werde ich den Muth finden, den ich damals nicht hatte, seinen Forderungen entgegen zu treten und meinen eigenen Willen geltend zu machen. Mag er nun auch erfahren, daß Elsa meine beste Freundin ist, er wird mir nicht verbieten können, an dieser Freundschaft festzuhalten.“

Wolfgang hatte seinen Hut genommen, er fühlte die Nothwendigkeit, dieses Gespräch abzubrechen, ehe seinen Lippen ein Wort entschlüpfte, das seine innersten Gefühle verrieth.

Zu einem Liebesgeständniß war der jetzige Augenblick nicht geeignet, dem Dienste, den er der Comtesse geleistet hatte, würden dadurch selbstsüchtige Absichten unterschoben worden sein.

Unter dem Vorwande, daß er in der Kunstausstellung erwartet werde, verabschiedete er sich, aber statt in die Ausstellung ging er in seine Wohnung, und die freudig gehobene Stimmung, in der er sich befand, sollte hier einen Rückschlag erfahren, den er nicht geahnt hatte.

Sein erster Blick fiel auf Silberberg, dem Elsa hoch aufgerichtet gegenüber stand, und deutlicher, als der elegante Ballanzug des Bankiers und das Blumenbouquet, das auf dem Tische lag, sagte ihm der flammende Blick seiner Schwester, was hier vorgefallen war.

„Ich bitte Sie noch einmal, Ihre Entscheidung zu verschieben und über meine Worte nachzudenken,“ sagte Silberberg in dem Augenblicke, in welchem Wolfgang eintrat, „Sie dürfen überzeugt sein, daß es mein innigster Wunsch ist, Ihr Lebensglück zu begründen. Ihr Herr Bruder wird das bestätigen, er kennt die Redlichkeit meiner Absichten, er weiß, daß ich stets ein Freund Ihrer Familie gewesen bin.“

„Ich habe Ihnen meine Antwort gegeben,“ erwiderte Elsa kalt, „und die Worte, die Sie vorhin mir sagten, können mich wahrlich nicht veranlassen, sie —“

„Ich bitte nochmals um Verzeihung!“

„Die Worte sind gesprochen, Herr Silberberg, und ich verhehle Ihnen nicht, daß sie mich tief verletzt haben. Ich räume Ihnen nicht die Berechtigung ein, mir daraus, daß ich an die Schuldblosigkeit eines Verurtheilten glaube, einen Vorwurf zu machen, mir sogar zu sagen, daß dieser Glaube einen Makel auf meine Ehre werfe, ich denke, die Entscheidung darüber muß mir selbst überlassen bleiben.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ sagte Wolfgang mit einem zürnenden Blick auf Silberberg, „ich habe schon früher Sie darauf aufmerksam gemacht und ich kann nur bedauern, daß Sie meine Warnung nicht beachteten. Wenn Elsa aus freier Entschließung Ihnen das Jawort gibt, so werde ich gegen diese Verbindung nichts einwenden —“

„Ich kann das nicht,“ unterbrach Elsa ihn, „Herr Silberberg weiß, daß ich nur dem Manne meine Hand gebe, dem mein Herz gehört, und daß er dieser Mann nicht ist.“

„Und dies ist wirklich der einzige Grund Ihrer Ab-

Lehnung?" fragte Silberberg, während sein Blick lauernd das bleiche Gesicht des schönen Mädchens streifte.

„Ja, es ist der einzige Grund, und nichts berechtigt Sie, Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, die sich nur auf Vermuthungen stützen können.“

„Ich glaube, dieses Recht kann Niemandem verwehrt werden,“ entgegnete Silberberg, während er nach einer leichten Verbeugung sich langsam der Thüre näherte, „so rasch entsage ich meinen Hoffnungen nicht, Hoffnungen, die ich seit Jahren im Herzen getragen habe. Ich kann mir nicht wohl denken, daß Sie sich dem Ernst meiner Worte verschließen sollten, Sie werden gewiß darüber nachdenken und dann in Ihrem eigenen Interesse eine andere Entscheidung treffen.“

„Niemals, Herr Silberberg!“

„O doch — ich bitte Sie, lassen Sie mir diese Hoffnung! Sie werden nach reiflicher Ueberlegung die Hand eines Mannes nicht zurückstoßen, der nur darin sein Glück sucht, Sie glücklich zu machen! Mit dieser Hoffnung scheidet sich von Ihnen, mein Fräulein, Sie werden mir einst dafür danken, daß ich an ihr festgehalten habe.“

Die Thüre schloß sich hinter ihm, noch ehe Elsa Zeit gefunden hatte, ihrer Entrüstung über den beleidigenden Hohn, der in den letzten Worten lag, Ausdruck zu geben.

„Niemals! Niemals!“ rief Elsa ihm erregt nach. „Ich soll ihm danken dafür, daß er mir die Ehre seiner Werbung erzeigt hat? Nimmermehr! Er war der Erste, der Anklage gegen Schlickum erhob, seinen Intriguen hauptsächlich dankt der Unglückliche es, daß er verurtheilt wurde.“

Wolfgang wiegte zweifelnd das Haupt, er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und war nach einigem Auf- und Abwandern vor seiner Staffelei stehen geblieben.

„Ich habe ihm abgerathen, diesen Schritt zu thun,“ sagte er, „ich wußte ja, daß Du ihm einen Korb geben würdest und sagte es ihm auch, weshalb folgte er nicht meinem Rathe! Er hätte diese Niederlage sich ersparen können!“

„Glaubst Du, daß er es als eine Niederlage betrachte?“ fragte Elsa, in deren Augen die Gluth des Zornes hell aufloderte. „Im Gegentheil, er weiß, daß seine Werbung für mich eine Demüthigung war, wie auch der Ankauf unseres Hauses eine Demüthigung für uns sein sollte.“

„Ich glaube, Du urtheilst darüber doch etwas zu scharf,“ erwiderte Wolfgang, dessen Blick sinnend auf dem Gemälde ruhte, „Silberberg hegt wirklich eine ernste und tiefe Reigung —“

„Nein, nein, das ist es nicht! Sage selbst, ob es nicht ein Triumph für ihn wäre, wenn er jetzt das Mädchen, das ihm in besseren Verhältnissen einen Korb gegeben hat, zwingen könnte, ihm als Gattin an seinen Herd zu folgen, an den Herd desselben Hauses, aus dem er damals hinausgewiesen worden ist! — Wie durfte er wagen, mir vorzutwerfen, ich trete meine Ehre in den Staub dadurch, daß ich einen Verbrecher wärmer vertheidige —“

„Das hat er Dir gesagt?“

„Mit denselben Worten! Meine ablehnende Antwort mag ihn dazu hingerissen haben, sie verletzten seinen Stolz und seine Eigenliebe. Und liegt nicht auch darin eine Be-

leidigung, daß er die zuversichtliche Erwartung ausspricht, ich werde ihm dennoch mein Jawort geben, wenn ich erst die Vortheile erkannt habe, die seine Werbung mir biete?"

"Das war wohl nur eine Redensart, mit der er seinen Rückzug decken wollte," erwiderte Wolfgang sarkastisch. "Es muß ihm nun doch klar geworden sein, daß er keine Hoffnungen mehr hegen darf. Reden wir von etwas Anderem. Ich habe heute Morgen eine Nachricht erhalten, die ich Dir nicht verheimlichen zu dürfen glaube. Graf Starenfels soll drüben unseren Vater verfolgen, er hat geschrieben, er habe eine Spur gefunden."

"Und wer hat Dir das gesagt?" fragte Elsa betroffen.

"Der Lederhändler Zipselmann. Er selbst nennt das eine verrückte Idee, aber ich bin darüber anderer Ansicht."

"Du glaubst, daß unser Vater noch lebt?"

"Spricht nicht Alles dafür? Seine Leiche ist noch immer nicht gefunden, wohl aber fand man seine Kleidungsstücke, zusammengeschnürt und mit Steinen beschwert lagen sie im Flußbett, wo Schiffer sie entdeckten."

Der Blick Elsa's ruhte mit fieberhafter Spannung auf dem Bruder, für sie hatten diese Mittheilungen eine Tragweite, an die Wolfgang noch nicht dachte.

"Wann und von wem hast Du das erfahren?" fragte sie.

"Der Untersuchungsrichter hatte mich auf heute Morgen vorgeladen, deshalb bin ich auch so früh ausgegangen. Ich wußte selbst nicht, warum es sich handelte, Du kannst Dir meine Bestürzung denken, als er mir die Kleidungsstücke vorlegte, die unser Vater an jenem verhängnißvollen Tage getragen hat."

„Irrst Du auch nicht? Waren es wirklich dieselben?“ fragte Elsa in wachsender Erregung.

„Ich konnte mich nicht täuschen, ich habe diesen Anzug zu oft gesehen. Man hat in den Taschen nichts gefunden, der Untersuchungsrichter meinte, die Frage, ob man die Leiche entkleidet und beraubt habe, könne man nicht wohl bejahen, man müsse in diesem Falle annehmen, daß die Leiche verscharrt worden sei, dann aber habe die Entkleidung derselben gar keinen Zweck gehabt.“

„Und wenn er dies nicht glaubte, welches andere Urtheil hatte er sich gebildet?“

„Gar keines, er fragte mich nur, ob ich glaube, daß mein Vater sich aus dem Fluß gerettet haben könne?“

„Seltsame Frage!“

„So dachte ich auch, jetzt aber erscheint sie mir in anderem Lichte. Graf Starenfels will in einem Antiquitäten-sammler drüben am jenseitigen Ufer des Flusses unseren Vater erkannt haben. Der Betreffende hat von einem Bauern dessen Sonntagsanzug gekauft. Nehmen wir nun an, daß hier eine Verwechslung der Person nicht vorliegt, und daß jener Sammler wirklich unser Vater gewesen ist, so ergibt das Uebrige sich von selbst. In dem Anzug des Landmannes hat er seine Flucht fortgesetzt, seine eigenen Kleidungsstücke versenkte er in den Fluß, da er nichts Anderes damit anzufangen wußte.“

Elsa war in Nachdenken versunken, zweifelnd wiegte sie das schöne Haupt und ein tiefer Seufzer entrang sich ihren Lippen.

„Wer kann uns darüber Gewißheit geben?“ sagte sie.

„Das Räthsel wird immer dunkler und verworrener, und die Sorge um das Schicksal unseres unglücklichen Vaters ruht jetzt nur noch schwerer auf uns. Und wenn wir nun auch annehmen wollten, daß die Dinge ganz so liegen, wie Du sie geschildert hast, wie sollen wir uns die Auffindung des Portefeuilles und das Verschwinden der Werthpapiere erklären?“

„Du gehst immer noch von der Ansicht aus, daß Schlickum schuldlos sein müsse —“

„Das ist meine feste Ueberzeugung!“

„Mag sein, aber ich glaube nicht daran. Hätte unser Vater das Geld mitgenommen, so würde es gewiß nicht hier gefunden worden sein. Du hast Deine Ansicht stets darauf gegründet, daß die Leiche beraubt worden sei, und daß die Räuber sich des Portefeuilles und der Schlüssel zum Depositenschrank bemächtigt haben müßten, nun aber wird es Dir einleuchten, daß diese Annahme nicht mehr stichhaltig ist.“

„So muß die Lösung des Räthfels auf anderem Wege gesucht werden,“ erwiderte Elsa in einem so entschlossenen Tone, daß Wolfgang sie befremdet anblickte, „Bernhard Schlickum kann das Verbrechen nicht begangen haben, an diesem Glauben halte ich unerschütterlich fest.“

Wolfgang zuckte die Achseln, wenn das in diesem Tone behauptet wurde, war es nutzlos, dagegen zu streiten.

„Und was soll nun geschehen?“ fragte Elsa nach einer Pause. „Sollen wir noch einmal die Aufregungen durchmachen, die uns derzeit durch die öffentlichen Aufforderungen in den Zeitungen bereitet wurden?“

„Wenn das Gericht diese Aufforderungen erlassen will, können wir es nicht verhindern.“

„Und Du selbst gedenkst nichts zu thun?“

„Doch, ich werde den Bauer auffuchen, von dem unser Vater den Anzug gekauft haben soll. Ich werde vielleicht einige Tage suchen müssen, da ich keine nähere Auskunft erhalten konnte, aber ich ruhe nicht, bis ich ihn gefunden habe.“

„Und glaubst Du dann Gewißheit zu erhalten?“

„Ich hoffe es, ich werde eine Photographie mitnehmen, um sie dem Landmann zu zeigen.“

„Und dann?“

„Warten wir vorerst das Resultat dieses Unternehmens ab, dann können wir weitere Pläne entwerfen. Ich werde gleich nach Tisch den Weg antreten, siehst Du Comtesse Hermine heute, so sage ihr, ich sei plötzlich zu einer kleinen Reise genöthigt worden, aber verschweige ihr den Zweck derselben.“

Elsa nickte zustimmend, gedankenvoll verließ sie das Zimmer, um die nöthigen Vorbereitungen zum Mittagessen zu treffen.

28. Mutter und Sohn.

Berthold Silberberg ging, nachdem er Elsa verlassen hatte, geraden Weges und in sehr übler Stimmung in das Haus Gottfried Berninger's.

Er hatte es nicht möglich gehalten, daß Elsa seine Werbung zurückweisen werde, er dachte in diesem Punkte genau wie Zipselmann, sein Reichthum müsse alle Bedenken einer gänzlich unbemittelten Dame beseitigen.

In dieser Erwartung sah er sich nun freilich getäuscht, aber er besaß noch andere Waffen, und sein Zorn über den erhaltenen Korb ließ ihn ganz übersehen, wie unedel und charakterlos es war, von diesen Waffen Gebrauch zu machen.

Gottfried Berninger bewilligte ihm ohne Zögern die geheime Unterredung, um die er bat, er erinnerte sich der Vermuthungen, die Paul in Bezug auf Frida geäußert hatte, aber er sollte in seinen Erwartungen sich getäuscht sehen.

„Sie blicken so erstaunt auf meinen Anzug,“ begann Silberberg mit einem gezwungenen Lächeln, „und in der That, dieses Erstaunen ist berechtigt, wenn man am hellen Tage sich im Frack und weißer Weste zeigt, muß man etwas Besonderes vorhaben.“

„Ich bin durchaus nicht neugierig,“ erwiderte Berninger mit einem Anflug von Verlegenheit, „man kommt ja mitunter in den Fall, den unbequemen Anzug anlegen zu müssen —“

„Und ich kann Ihnen den Grund, der mich dazu bewogen hat, ohne Rückhalt nennen,“ fuhr Silberberg fort, „Sie würden ihn ohnedies heute oder morgen erfahren. Ich habe mir bei Ihrer Richte den zweiten Korb geholt, das ist Alles!“

Ein Lächeln, in dem man ebensowohl Ironie, wie innere Genugthuung entdecken konnte, umspielte die Lippen Berninger's.

„Aus dem Tone, in dem Sie das sagen, glaube ich entnehmen zu dürfen, daß Sie ziemlich leicht darüber hinweggehen,“ versetzte er.

„Glauben Sie, daß ich mir deshalb eine Kugel vor den

Kopf schießen werde? Bah, meinethwegen mag Fräulein Berninger warten, bis der Zuchthäusler entlassen wird, ich beneide sie nicht um das Loos, welches sie an der Seite dieses Mannes findet. Wenn sie mit offenen Augen in ihr Glend hineinrennen will, so kann ich sie nicht zurückhalten, das wäre vielmehr Ihre Pflicht.“

„Zuwiefem?“

„Nun, Sie sind der Bruder ihres Vaters, also der nächste und älteste Verwandte, Sie müßten Ihre Autorität geltend machen, um sie auf den richtigen Weg zurückzuführen.“

„Und dieser Weg wäre wohl die Heirath mit Ihnen?“ fragte Berninger spöttisch.

„Das behaupte ich nicht, wenn ich auch zugeben will, daß sie an meiner Seite eine sorgenfreie und glückliche Zukunft finden würde.“

„Sie haben mir das früher schon gesagt, aber ich habe keinen Einfluß auf Elsa,“ erwiderte der alte Herr kopfschüttelnd. „Uebrigens würde ich auch solchen Einfluß nicht geltend machen, im Gegentheil, ich überlasse es der freien Entscheidung Elsa's, welche Wahl sie für die Zukunft treffen will.“

Silberberg blickte ihn eine Weile forschend an, dann glitt auch über seine Lippen ein Lächeln, es war ein recht schneidendes Lächeln verachtender Geringschätzung.

„Sie müssen das natürlich wissen,“ sagte er achselzuckend, „ich an Ihrer Stelle würde anders handeln —“

„Sie wünschten eine geheime Unterredung,“ unterbrach Berninger ihn kühl, „darf ich Sie bitten, zur Sache zu kommen? Die Mittagspost muß noch expedirt werden —“

„Sehr wohl, ich werde mich so kurz wie möglich fassen! Ich erlaubte mir schon einmal die Frage an Sie zu richten, welche Bewandniß es mit jenen dreißigtausend Thälern habe, die Sie im vorigen Jahre von Ihrem Bruder Clemens erhielten?“

Die Furcht zwischen den Brauen Berninger's wurde tiefer und ein finsterner, drohender Blick traf den Fragenden.

„Ich wußte, daß Sie darauf zurückkommen würden,“ sagte er.

„Herr Berninger, es ist meine Pflicht, die Creditoren des Falliments erwarten und verlangen, daß ich sie erfülle. Ich habe diese Zahlung in den Büchern gefunden, aber ich finde nichts, was zu der Annahme berechtigt, daß Ihr Bruder Ihnen diese Summe geschuldet habe.“

„Und wenn es nun eine Schenkung wäre?“

„Dann würde die Frage aufgeworfen werden, ob und wodurch diese Schenkung begründet war —“

„Ich glaube, daß diese Frage keine Berechtigung hat. Ich kann Jedem schenken, was ich will —“

„Doch wohl nur unter der Voraussetzung, daß Andere nicht dadurch benachtheiligt werden.“

„Von einer solchen Benachtheiligung Seitens der Gläubiger konnte im vorigen Jahre keine Rede sein —“

„O doch, Herr Berninger. Schon die Bilanz des vorigen Jahres weist mehr Passiva als Aktiva auf.“

„Das kann ich nicht glauben,“ sagte der alte Herr bestürzt. „Mein Bruder wäre in diesem Falle ja schon damals fallit gewesen!“

„Das war er allerdings,“ nickte Silberberg, „und wenn

ich das Falliment zurückdatiren lassen will, so wird das Gericht auf Grund jener Bilanz mein Gesuch bewilligen müssen.“

„Und was weiter, mein Herr!“

„Dann würde jene Schenkung an Sie ungefehlich erklärt werden und Sie müßten die Summe zurückzahlen.“

Gottfried Berninger konnte seine Bestürzung über diese versteckte Drohung nicht verhehlen, aber er verlor seine Fassung nicht, und als er jetzt das triumphirende Lächeln Silberberg's bemerkte, glitt ein Zug unsagbarer Verachtung über sein plötzlich erglühendes Gesicht.

„Darüber hätte dann das Gericht zu entscheiden,“ sagte er; „lautet sein Urtheil dahin, daß ich nicht berechtigt sei, diese Summe als eine Schenkung zu betrachten, so werde ich mich nicht weigern, sie herauszugeben.“

„Das würde Ihnen große Verlegenheiten bereiten!“

„Und wenn dem also wäre, Sie hätten weder Vortheil noch Schaden davon. Ich bin ohnedies entschlossen, das Geld dereinst den Kindern meines Bruders zurückzuzahlen, in diesem Sinne habe ich es damals angenommen.“

„Wenn dieses Geld Eigenthum der Kreditoren ist —“

„Lassen Sie das Gericht darüber entscheiden, seinem Urtheil werde ich mich unterwerfen.“

Silberberg schüttelte bedenklich das Haupt, forschend streifte sein lauernder Blick das Gesicht Berninger's.

„Die Sache würde öffentlich verhandelt werden,“ sagte er, „und ich glaube nicht, daß Ihnen das angenehm sein könnte. Ihre Geschäftsfreunde würden erfahren, daß Sie damals in Verlegenheit waren —“

„Was soll das?“ fuhr Berninger auf. „In Verlegenheit kann jeder Geschäftsmann kommen, und wenn ich die Bilanz aus jener Zeit vorlege, so kann daraus Jeder ersehen, daß ich von einem Falliment sehr weit entfernt war!“

„Das bestreite ich ja nicht, ich wollte nur darauf aufmerksam machen, daß es Ihnen unangenehm sein müßte —“

„Unangenehm? Ja, indeß komme ich auch darüber hinweg und meine Geschäftsfreunde werden mir deshalb ihren Kredit nicht entziehen.“

Silberberg hatte langsam seine Glacéhandschuhe ausgezogen, er drehte spielend an dem schweren Siegelring, den er am Zeigefinger der rechten Hand trug.

„Sie könnten das verhüten,“ sagte er, „den Onkel meiner Gattin würde ich solchen Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten nicht aussetzen.“

„Den Onkel Ihrer Gattin?“ fragte Berninger befremdet.

„So sagte ich. Wenn Elsa Berninger mir das Jawort gäbe, so wäre damit uns Allen geholfen.“

„Und Sie verlangen von mir —“

„O nein, durchaus nicht! Sie sagten vorhin schon, Sie würden Ihren Einfluß nicht geltend machen.“

„Weichen Sie mir nicht aus,“ erwiderte Berninger mit gehobener Stimme, „ich weiß sehr wohl, wo hinaus Sie wollen, verstehe die Drohungen, die hinter Ihren Worten sich verstecken, aber glauben Sie nicht, daß dieselben Eindruck auf mich machen. Sie bieten jene dreißigtausend Thaler mir als Preis für die Hand meiner Nichte an, ich frage Sie, haben Sie ein Recht, über dieses Geld zu verfügen?“

Sie sagen selbst, es sei Eigenthum der Gläubiger, wie also dürfen Sie mir anbieten —“

„Sie mißverstehen mich,“ unterbrach Silberberg ihn mit scheinbarer Entrüstung, „von einem solchen Anerbieten ist meinerseits keine Rede gewesen. Als Verwalter der Masse kann ich jede Buchung, die mir zweifelhaft scheint, beanstanden, ebensowohl kann ich sie gültig erklären, es hängt nur von mir ab, ob ich das mir übertragene Amt mit aller Strenge verwalten will, oder —“

„Ich meine, daß über diesen Punkt kein Zweifel obwalten kann,“ fuhr Berninger in demselben scharfen Tone fort, „Sie müssen das Vertrauen rechtfertigen, welches Ihnen geschenkt worden ist, und den Gläubigern zu retten suchen, was nur irgend gerettet werden kann. Thun Sie das nicht, so sind Sie eben dieses Vertrauen nicht werth!“

Silberberg hatte sich erhoben, das Blut war ihm heiß in die Stirne gestiegen, die verzehrende Gluth des Hasses loderte aus seinen Augen.

„Sie wollen mich nicht verstehen,“ sagte er, „Sie geben absichtlich meinen Worten eine andere Deutung, wohl nur deshalb, um eine Waffe gegen mich zu suchen. Die ganze Angelegenheit dürfte in der nächsten Zeit eine Wendung nehmen, die den Namen Berninger für alle Zeiten an den Pranger nagelt; bin ich bisher schonend und rücksichtsvoll gegen die Familie verfahren, so wird das fortan nicht mehr geschehen.“

„Ich weiß das, auch ohne daß Sie es mir sagen,“ erwiderte Berninger achselzuckend, „ich erwarte mit der größten Ruhe Ihre Angriffe, die nun wohl nicht lange auf sich warten lassen werden.“

In erbitterter Stimmung verließ Silberberg das Haus des Kaufmanns, er schmiedete schon jetzt Pläne, um den Haß zu befriedigen, den er gegen Alle hegte, die den Namen Berninger trugen.

Weshalb war er auch so thöricht gewesen, sich dieser abermaligen Niederlage auszusetzen? Er hätte sie ja voraussehen können, Gottfried Berninger war nicht der Mann, der sich Vorschriften machen ließ.

Er mochte jetzt die Sache drehen und wenden, wie er wollte, er konnte nicht leugnen, daß er sich viel vergeben hatte.

Wenn Gottfried Berninger von den Drohungen Gebrauch machen wollte, und es war mit Sicherheit vorauszusehen, daß er es that, sobald der Prozeß wegen der Schenkung eingeleitet wurde, dann verlor Silberberg das Vertrauen der Kreditoren, und es konnten ihm Vorwürfe gemacht werden, die auf seine Ehre ein zweifelhaftes Licht werfen mußten.

Nun lag ihm allerdings nichts daran, die Fallitmasse ferner noch zu verwalten, bürdete doch diese Verwaltung ihm Lasten und Sorgen auf, die ihn hinderten, dem eigenen Geschäft seine volle Aufmerksamkeit zu widmen; aber es warf doch auch ein schlimmes Licht auf seine Ehre, wenn er gezwungen wurde, sein Amt niederzulegen.

Er bewohnte bereits das Haus Klemens Berninger's, und es übte keinen erheiternden Einfluß auf seine erregte Stimmung, als er in dem luxuriös ausgestatteten Familienzimmer Frida bei seiner Mutter fand.

Sie empfing ihn in ihrer gewohnten lebhaften Weise,

die keineswegs von Koketterie frei war, und über die er schon so oft seiner Mutter gegenüber sich lustig gemacht hatte.

„Ich habe eine große, große Bitte an Sie,“ sagte sie, ihm die Hand bietend, „Sie sind stets so Liebenswürdig gegen mich gewesen, daß ich wohl darauf vertrauen darf, Sie werden sie mir nicht abschlagen.“

Silberberg zog die Stirne in Falten. Das fehlte ihm noch! Nachdem der Vater ihm beleidigende Grobheiten gesagt hatte, sprach die Tochter die Ueberzeugung aus, daß er ihr keine Bitte abschlagen könne!

„Ich höre,“ erwiderte er, während er Ueberrock und Hut ablegte und seiner Mutter durch einen verstohlenen Blick Schweigen gebot.

„Mein Bruder Ottokar geht nach England.“

„So, so, der junge Herr ist wohl Mechanikus?“

Frida sah ihn betroffen an, er hatte das in einem so spöttischen Tone gefragt, daß es sie befremden mußte.

„Ingenieur!“ erwiderte sie, das Köpfchen trotzig zurückwerfend, als ob sie ihn herausfordern wolle, ihre Behauptung zu widerlegen. „Er will sich in England weiter ausbilden und Papa hat ihm die Mittel dazu zur Verfügung gestellt.“

„Das ist ja sehr liebevoll,“ spottete Silberberg. „Die Geschichte wird viel kosten, England ist ein theures Pflaster.“

„Das macht nichts aus, auf einige hundert Thaler mehr oder weniger kommt es meinem Vater nicht an. Paul hat bereits Antheil am Geschäftsgewinn und für mich ist eine namhafte Summe zur Aussteuer ausgesetzt.“

„Ich gratulire,“ sagte Silberberg trocken.

„Wozu?“

„Hm, wenn die Aussteuer schon festgesetzt ist, dann wird man wohl bald erfahren, wer der Glückliche ist.“

Frida blickte die alte Dame fragend an, die grauen Locken waren schon seit einiger Zeit in Bewegung, Madame Silberberg fand das Benehmen ihres Sohnes ganz unbegreiflich.

„Sie sind heute sehr seltsam,“ sagte das Mädchen achselzuckend, „ich habe Ihnen diese Mittheilung nur gemacht, um Ihnen zu beweisen, daß Papa keines seiner Kinder bevorzugt.“

„Und Ihre Bitte?“ fragte Silberberg.

„Sie haben gewiß Freunde in England, da möchte ich Sie bitten, meinem Bruder einige Empfehlungsschreiben mitzugeben. Er würde dadurch in Familientreise eingeführt —“

„Ich bedaure sehr, diese Bitte kann ich nicht erfüllen. Ich habe allerdings drüben Geschäftsfreunde, aber ich darf ihnen nicht zumuthen, einem jungen Manne, den ich selbst nicht kenne, so großes Vertrauen zu schenken.“

„Sie kennen Ottokar nicht?“ fragte Frida, von dem herben Tone, in dem Silberberg ihre Bitte zurückgewiesen hatte, unangenehm berührt. „Er wird Ihrer Empfehlung gewiß Ehre machen, dafür verbürge ich mich.“

„Ich will das nicht bezweifeln,“ erwiderte Silberberg, „aber es könnte auch anders kommen. Und abgesehen hiervon, stehe ich mit meinen Geschäftsfreunden nicht auf dem vertraulichen Fuße, daß ich ihnen das zumuthen dürfte.“

„Aber ein Empfehlungsschreiben könntest Du dem jungen Bibliothek. Jahrg. 1878. Bd. XII. 6

Herrn doch geben," sagte seine Mutter, „das ist unter Geschäftsleuten ja Sitte; er hätte dann wenigstens einen Halt- punkt, wenn er der Hilfe eines Freundes bedarf.“

„Herr Gottfried Berninger wird ja auch drüben Verbindungen haben," antwortete Silberberg kühl.

„Das allerdings," sagte Frida schmollend, „aber ich lege größeren Werth auf Ihre Empfehlungen.“

„Hat Ihr Bruder Sie ersucht, diese Bitte an mich zu richten?“

„O nein, ich wollte ihn damit überraschen.“

„Dann thut es mir doppelt leid, Ihnen eine ablehnende Antwort geben zu müssen.“

„Seien Sie aufrichtig, Sie wollen es nicht!“

„Woraus schließen Sie das?“

„Aus der seltsamen Stimmung, in der Sie sich befinden," erwiderte Frida, ihn mit einem forschenden Blick betrachtend, „es muß etwas sehr Unangenehmes passirt sein, was Ihre sonst so heitere Laune verdorben hat.“

Ein bitteres Lächeln umzuckte die Lippen Silberberg's.

„Ein Jeder hat sein Bleigewicht an der Ferse," sagte er achselzuckend, „man darf niemals darauf vertrauen, daß alle Wünsche Erfüllung finden. Wie gesagt, ich kann Ihnen den Gefallen nicht erzeigen, man muß in diesem Punkte vorsichtig sein; ich empfehle Niemand, den ich nicht persönlich kenne, denn ein Empfehlungsbrief ist so gut wie eine Bürgschaft.“

Frida hatte sich von ihrem Sitz erhoben, sie stand vor dem Spiegel und schob an der Korallenkette, die über dem Samtmantel hing.

„Ich bedaure, die Bitte ausgesprochen zu haben,“ erwiderte sie in gereiztem Tone, „ich konnte freilich nicht erwarten, daß Sie dieselbe so schroff ablehnen würden, aber —“

Sie beendete den Satz nicht, mit einer sehr förmlichen Verbeugung verabschiedete sie sich, dann eilte sie hinaus.

„Weshalb warst Du nur so schroff gegen sie?“ fragte Madame Silberberg vorwurfsvoll. „Du hättest ihr den Gefallen wohl erzeigen können, und wolltest Du das nicht, dann —“

„Nein, ich wollte es nicht!“ unterbrach der junge Mann sie erregt, „ich habe dazu keine Verpflichtung und ich empfehle Niemand, den ich nicht kenne.“

Die grauen Locken geriethen wieder in stürmische Bewegung, der forschende Blick der alten Dame ruhte unverwandt auf dem Sohne, der das Zimmer mit großen Schritten durchmaß.

„Ich kann mir denken, was Dir heute Morgen begegnet ist,“ sagte sie; „hättest Du meinen Rath befolgt, dann wäre Dir das erspart worden. Du hast Dir einen Korb geholt.“

„Nun ja — das ist schon Manchem passirt —“

„Aber Du hättest es vorausssehen und vermeiden können! Und darum hast Du doch keine Ursache, so unhöflich gegen Frida zu sein, wenn Du nicht blind wärest, würdest Du längst erkannt haben, daß dieses Mädchen Dich liebt. Eine bessere Hausfrau könnte ich nicht für Dich finden und eine namhafte Aussteuer wäre Dir auch sicher.“

Silberberg war stehen geblieben, ein höhnischer Zug umzuckte seine Mundwinkel.

„Eine gute Aussteuer?“ wiederholte er. „Gottfried Berninger könnte diese Aussteuer für sich selbst gebrauchen müssen, er steht so fest nicht, wie man allgemein glaubt. Und die junge Dame möchte hier in ein völlig eingerichtetes Haus kommen; das ist das Ganze! Wäre ich nicht so reich, bewohnte ich nicht dieses prachtvolle Haus, ständen mir nicht Equipage und Diener in Livrée zur Verfügung, dann würde sie unsere Schwelle nicht überschreiten.“

„Das ist ein hartes Urtheil, Frida —“

„Gib Dir keine Mühe, sie zu vertheidigen, Mutter, ich weiß, was ich von ihrer Koketterie zu halten habe.“

„Aber darin lag doch kein Grund für Dich, so unhöflich gegen Frida zu sein!“

„Sie mag ihren Vater dafür verantwortlich machen,“ erwiderte Silberberg ärgerlich, „er hatte ebenfalls keinen Grund, mir Grobheiten in's Gesicht zu werfen, und er that es doch.“

Madame Silberberg blickte ihn überrascht an, der Sinn dieser Worte schien ihr unklar zu sein.

„Was hattest Du denn mit ihm?“ fragte sie.

„Weiter nichts, als daß ich ihm zumuthete, er solle seiner Nichte den Kopf zurechtsetzen! Lassen wir das, ich habe mich genug darüber aufgeregt, nur möchte ich Dich bitten, jeden Verkehr mit den Berningers abzubrechen, es wäre mir unangenehm, wenn ich in die Nothwendigkeit versetzt würde, ihnen mein Haus verbieten zu müssen!“

„Lieber Himmel, wurzelt Dein Haß so tief? Ich würde den Leuten nicht einmal zeigen, daß ich mich so sehr über den Korb ärgerte —“

„Aergern? Davon kann keine Rede sein, ich lache sogar darüber, aber ich will von dieser ganzen Familie nichts mehr wissen, der Name Berninger genießt überhaupt keine Achtung mehr und er wird noch tiefer sinken. Sei so gut und Sorge jetzt für das Mittagessen.“

Madame Silberberg verließ das Zimmer, gleich darauf deckte die Magd den Tisch, der junge Mann wanderte, bis die Suppe aufgetragen wurde, rastlos auf und nieder.

Die Suppe war kaum verzehrt und die Magd brachte eben den Braten, als die Aufmerksamkeit Silberberg's plötzlich gefesselt zu werden schien.

„Wo ist denn unser Silbergeschirr?“ fragte er aufbrausend. „Die Löffel sind beinahe alle verschwunden, ich erinnere mich auch, silberne Gabeln gekauft zu haben, außerdem habe ich mit dem Hause das ganze Silbergeschirr Berninger's übernommen; weshalb wird es nicht benützt?“

Die Magd mochte sich wohl beleidigt fühlen durch den Blick, der bei dieser Frage sie traf.

„Ich weiß nichts davon,“ sagte sie, „da müssen Sie Madame fragen, in meine Hände kommt das Silber nicht.“

„Gehen Sie,“ erwiderte die alte Dame befehlend, „Sie sind gar nicht gefragt worden!“

„Aber ich will endlich eine Antwort auf diese Frage haben!“ sagte Silberberg, als die Magd sich entfernt hatte.

„Mach' Dir doch wegen dieser Lappalien keine Sorgen,“ unterbrach die Mutter ihn mit sichtbarer Bestürzung, „weshalb sollen wir denn jeden Tag das Silbergeschirr benützen? Das geschieht in keiner Haushaltung, man holt es nur dann aus dem Schrank, wenn man Besuch hat.“

„Gut, ich werde nachsehen!“

„Wozu? Es muß Dir doch genügen, wenn ich Dir die Versicherung gebe, daß Alles noch vorhanden ist!“

„Ich will mich selbst überzeugen,“ erwiderte der junge Mann, dem der Ausdruck wachsender Besorgniß in den Zügen seiner Mutter nicht entging. „Ich habe viel Geld hineingesteckt und zwar auf Deinen Rath —“

„Du gibst mir da einen Beweis von Mißtrauen, der mich tief verletzen muß, Berthold. An mir solltest Du Deine schlimme Laune nicht auslassen.“

„Ich denke gar nicht daran! Ich will nur wissen, ob Alles noch vorhanden ist, den Dienstboten kann man heutzutage nicht mehr trauen, und trotz Deiner scharfen Augen siehst Du auch nicht Alles. Gib mir die Schlüssel, ich werde sofort nachsehen, dann weiß ich, woran ich bin.“

„Es ist wirklich Unsinn,“ sagte die alte Dame zögernd, „Du brauchst Dich in keiner Weise zu beunruhigen, schenke mir doch das Vertrauen!“

Silberberg stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Teppich, dieses Ausweichen konnte seinen Verdacht nur steigern.

„Ich bestehe darauf,“ erwiderte er, „und was ich mir einmal vorgenommen habe, das setze ich auch durch.“

„Wenn Du nicht anders willst, so werde ich Dich begleiten,“ sagte Madame Silberberg entschlossen, „aber das sage ich Dir, Du hast mir in dieser Stunde sehr wehe gethan.“

Der junge Mann schwieg, er durchschritt hastig eine Reihe eleganter Zimmer und blieb vor einem hohen, breiten

Schrank stehen, dessen Thüren reich mit Schnitzwerk geziert waren.

Mit zitternder Hand schob die alte Dame den Schlüssel in das Schloß, und als die Thüre sich öffnete, fiel der Blick auf eine Menge von Silbergeschirr, das in bunter Unordnung durch einander stand.

„Jetzt hast Du Deinen Willen,“ sagte sie, „ein einziger Blick muß Dich überzeugen, daß nichts fehlen kann.“

Silberberg war näher getreten, so rasch schien er diese Ueberzeugung doch nicht gewinnen zu können.

„Wo ist die alterthümliche Zuckerdose?“ fragte er nach einer Pause in scharfem Tone. „Wo sind die großen Vorlegelöffel?“

„Lieber Gott, die Sachen müssen einmal geordnet werden, dann kann man sie besser überblicken.“

„Das ist unnöthig, ich sehe schon, daß Vieles fehlt, mehr als ich fürchtete. Sowohl von dem, was ich angeschafft habe, wie von dem Silbergeschirr Berninger's,“ fuhr Silberberg erregt fort, „ich will wissen, wo es geblieben ist.“

„So warte doch wenigstens, bis Du Alles gründlich nachgesehen hast,“ sagte die Mutter, die ihrer Angst nicht mehr gebieten konnte, „ich will die Sachen heute oder morgen einmal ordnen, dann läßt es sich mit Sicherheit feststellen, ob etwas fehlt.“

„Ich bin meiner Sache sicher,“ erwiderte Silberberg, während er rasch auf die Thüre zuschritt, „hier wird nicht lange gefackelt, ich werde augenblicklich das Dienstpersonal vornehmen und die Polizei holen lassen.“

„Das wirst Du nicht thun!“ rief Madame erschreckt, indem sie ihrem Sohne rasch den Weg vertrat.

„Und weshalb nicht? Soll ich mich bestehlen lassen —“

„So nimm doch Vernunft an, Berthold!“

„Ich begreife nicht, daß Du mir das sagen kannst! Du müßtest doch als Hausfrau selbst darauf dringen, daß die Sache untersucht wird, ich bin ja jetzt in meinem eigenen Hause nicht mehr sicher, wenn der Dieb nicht ermittelt wird.“

„Von einem Diebstahl kann ja gar keine Rede sein,“ sagte die alte Dame in furchtbarer Verwirrung.

„Was? Wenn mir das Silbergeschirr aus einem verschlossenen Schrank geholt wird?“

Madame Silberberg legte ihre Hand auf den Arm des Sohnes, der bereits nach dem Glockenzug griff; der längst gefürchtete Augenblick, vor dem Weinheim sie oft gewarnt hatte, war gekommen, sie mußte jetzt dem Sturme die Stirne bieten.

„Gestohlen ist nichts,“ sagte sie mit bebender Stimme, „ich war in Geldverlegenheit und mochte Dir davon nichts sagen —“

Sie stockte, der junge Mann sah sie starr an, auf diese Eröffnung war er nicht vorbereitet.

„Du hast das Silber verkauft?“ fragte er tonlos.

„Nein, das nicht, ich habe es verpfändet.“

„Wo?“

„Bei dem Pfandleiher Weinheim.“

„Das ist noch schlimmer! Was sollen die Leute davon denken? Sie müssen glauben, ich sei genöthigt, mir auf diesem Wege Geld zu verschaffen —“

„Außer dem Pfandleiher hat's ja Niemand erfahren!“

„Schlimm genug schon, daß er es erfahren hat,“ erwiderte Silberberg erregt. „Wodurch entstanden die Geldverlegenheiten?“

„Dadurch, daß Du immer mit dem Gelde für meine Toilette geheizt hast! Schulden machen wollte ich nicht, Du warst ja jedesmal ärgerlich, wenn Du eine Rechnung für mich bezahlen solltest.“

Silberberg zog die Brauen finster zusammen.

„Ich gab Dir genug,“ sagte er, „Du konntest und mußtest Dich danach einrichten. Ich habe Dich oft darauf aufmerksam gemacht, daß es lächerlich sei, wenn eine Dame in Deinem Alter —“

„Verthold!“

„Du kannst diese Wahrheit nicht bestreiten, und ich bin berechtigt, sie Dir zu sagen, weil es mein Geld ist, was Du für den unnützen Tand verschwendest. Ich werde Dir fortan eine größere Summe aussetzen, aber der Schlüssel zum Silberschranke bleibt meiner Obhut anvertraut!“

Bei den letzten Worten hatte der junge Mann den Schrank geschlossen und den Schlüssel abgezogen; ohne seine Mutter nur noch eines Blickes zu würdigen, verließ er das Zimmer, und nachdem er einen anderen Rock angezogen und aus seinem Geldschranke ein Päckchen Banknoten geholt hatte, trat er den Weg zum Pfandleiher Weinheim an.

Es war seltsam, daß der Groß über diese Entdeckung seinen Haß gegen die Familie Berninger steigerte, die doch mit dem Verschwinden seines Silbergeschirrs gar nichts zu

schaffen hatte, aber in diesem Augenblicke dachte er nur an sie und an die Rache, die er nehmen wollte.

Der Pfandleiher hatte sein Mittagsschläfchen eben beendet, er kam, als Silberberg in das Haus trat, die Treppe herunter, um sich in sein Kabinet zu verfügen.

Er schien den Zweck dieses Besuches bereits zu ahnen, denn ein ironisches Lächeln umspielte seine Lippen, als er dem jungen Herrn einen Stuhl anbot.

„Was führt Sie denn zu mir?“ fragte er in heiterem Tone. „Ich kann nicht wohl glauben, daß der reiche Herr —“

„Daß ich in Geldverlegenheit sei,“ unterbrach Silberberg ihn. „Gottlob nein, und dennoch könnten Sie es vermuthen, Sie könnten glauben, daß meine Mutter in meinem Auftrage oder doch in meinem Interesse gehandelt habe, als sie Ihnen das Silbergeschirr brachte, um es zu verpfänden.“

„In Ihrem Auftrage? Daran habe ich nie gedacht; Ihre Frau Mutter kann ja über ihr Eigenthum nach Belieben verfügen.“

„Sie hat Ihnen gesagt, es sei ihr Eigenthum?“

„Mußte ich das nicht annehmen?“

Silberberg strich mit der Hand über seinen Vollbart und athmete tief auf. Nahm Weinheim dies an, so lag es ja in seinem Interesse, ihn in dieser Ansicht zu bestärken.

„Gewiß,“ erwiederte er, „aber nichtsdestoweniger kann es mir nicht gleichgiltig sein, daß meine Mutter durch solche Mittel sich Geld zu verschaffen sucht. Alte Leute haben

mitunter seltsame Launen, an denen sie mit zähem Eigensinn festhalten —“

„Ich kenne das, und habe Ihre Frau Mutter oft darauf aufmerksam gemacht, daß sie schon Thretwegen solche Mittel nicht benützen dürfe, aber sie wollte das nicht einsehen.“

„Sie haben viele Pfänder von ihr erhalten?“

„Besitzen Sie die Pfandscheine nicht?“

„Ich habe in der That nicht daran gedacht, sie mir von meiner Mutter geben zu lassen.“

Weinheim schlug sein Buch auf und legte es dem jungen Herrn vor.

„Ich zählte Ihre Frau Mutter zu meinen ständigen Kunden,“ sagte er bedeutsam lächelnd, „und solchen Kunden richte ich, um einen besseren Ueberblick zu haben, ein besonderes Conto ein.“

Schon bei dem ersten flüchtigen Blick, den Silberberg auf dieses Conto seiner Mutter warf, erschrak er, daß Geschäft war doch in größerem Maßstabe betrieben worden, wie er geglaubt hatte.

„Und alle diese Summen haben Sie meiner Mutter gezahlt?“ fragte er. „Ich hatte das doch nicht erwartet!“

„Die Pfandscheine werden die Richtigkeit der Buchungen ergeben,“ erwiderte der alte Mann achselzuckend.

Silberberg schüttelte den Kopf, seine Miene wurde immer finsterner, als er die lange Liste der verpfändeten Gegenstände prüfte.

„Ich werde wohl in den sauren Apfel beißen müssen,“ sagte er nach einer Pause, „haben Sie die Güte, die Ge-

sammtsumme sammt den Zinsen bis zum heutigen Tage zu berechnen.“

„Sie wollen die sämmtlichen Pfänder einlösen?“

„Ja wohl.“

„Ich kann sie Ihnen nur gegen Rückgabe der Pfandscheine ausliefern.“

„Am Abend werde ich sie Ihnen bringen oder schicken, und dann auch die Pfänder in Empfang nehmen.“

Weinheim nickte befriedigt und begann seine Berechnung, mit der er bald fertig war.

Er nannte eine namhafte Summe und überreichte dabei die Rechnung dem jungen Herrn zur Prüfung, aber Silberberg schob sie mit einer ablehnenden Geberde zurück.

„Quittiren Sie!“ sagte er kurz, während er die Banknoten auf den Schreibtisch legte.

„Es ist gewiß sehr ärgerlich,“ erwiderte der Pfandleiher in theilnehmendem Tone, „aber —“

„Ärgerlich?“ unterbrach Silberberg ihn sarkastisch. „Der Ärger kommt oft über Nacht, ich glaube, Sie haben das auch schon erfahren.“

„O gewiß!“

„Und Sie werden es in den nächsten Tagen wieder erfahren.“

Weinheim blickte überrascht auf.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte er.

„Ihre Fräulein Tochter ist mit einem Sohne Gottfried Berninger's verlobt, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Und Sie haben jedenfalls geglaubt, das Geschäft Berninger's ruhe auf einem soliden Fundament?“

„Glauben Sie es nicht?“

„Nein. Gottfried Berninger schuldet der Fallitmasse seines Bruders dreißigtausend Thaler; er behauptet zwar, diese Summe sei ihm geschenkt worden, aber damit wird er schwerlich durchkommen, zumal sein Bruder schon zur Zeit der Schenkung fallit war.“

„Er wird also das Geld zurückzahlen müssen?“

„Unter allen Umständen.“

„Dazu war er ohnedies entschlossen,“ sagte Weinheim, auf den diese Mittheilung gar keinen Eindruck zu machen schien, „er wollte das Geld den Kindern Berninger's zahlen.“

„Wer's glaubt!“

„Herr Silberberg, Sie haben kein Recht, an der Redlichkeit dieses Mannes zu zweifeln, Gottfried Berninger hat jene Summe niemals als eine definitive Schenkung betrachtet!“

„Er will die Entscheidung darüber dem Richter anheimstellen,“ sagte Silberberg achselzuckend. „Daraus geht hervor, daß es ihn geniren würde, wenn er sofort die Summe zahlen sollte, und die weiteren Schlußfolgerungen will ich Ihnen überlassen.“

Der alte Mann hatte die Brille auf die Stirne hinaufgeschoben, seine blitzenden Augen ruhten durchdringend auf dem Antlitz Silberberg's.

„Sie sagen das in einem Tone, der mich vermuthen läßt, daß Ihnen die Verlegenheiten Berninger's sehr unangenehm sein würden,“ erwiderte er, „die Gründe kann und will ich nicht untersuchen, aber ich finde es wenig ehrenvoll,

einen Mann zu verdächtigen, der bisher die Hochachtung Aller genossen hat. Jene Schenkung ist mir bekannt, ich finde in ihr nichts, was nur den leisesten Makel auf die Ehre Berninger's werfen könnte, und was die Verlegenheiten betrifft, in die Berninger durch die Rückzahlung kommen dürfte, so haben Sie wahrscheinlich übersehen, daß ich im Interesse meines Schwiegersohnes mich, wenn nöthig, in den Riß stellen würde."

Silberberg konnte seine Bestürzung über diese unerwartete Erklärung nicht verhehlen.

"Das wollten Sie wirklich thun?" fragte er.

"Ich werde es thun," nickte Weinheim. "Ich weiß, daß das Geschäft Berninger's auf soliden Grundlagen ruht und lebensfähig ist, und meine Mittel gestatten mir, meiner Tochter diese Aussteuer zu geben, da wüßte ich also nicht, welche Bedenken mich zurückhalten könnten."

Silberberg hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gepreßt — das war die dritte Niederlage an dem heutigen Tage!

"Sie müssen das natürlich wissen," sagte er, indem er sich erhob und seinen Hut nahm, „es ist ja Ihr eigenes Geld, was dabei gewagt wird. In Bezug auf meine Mutter aber möchte ich Sie bitten, von ihr kein Pfand mehr anzunehmen —“

"Sie können das nur dadurch verhindern, daß Sie ihr größere Summen als bisher für ihre Privatbedürfnisse zur Verfügung stellen," fiel Weinheim ihm in die Rede, „weise ich sie zurück, so geht sie zu einem Andern.“

"Ich werde das zu verhindern suchen, Rücksichten, die ich auf mich selbst zu nehmen habe, fordern das. Adieu."

Der alte Mann schüttelte gedankenvoll das graue Haupt und öffnete seinen eisernen Schrank, um die Banknoten hineinzulegen.

29. Das Eisen wird geschmiedet.

Es war eine seltsame Unruhe in den sonst so stillen und phlegmatischen Fließschneider Forster hineingefahren, seitdem Thomas Ball ihm jenen Vorschlag gemacht hatte.

Er konnte Stunden lang in Träume versunken und dabei rastlos die Nadel führend auf seinem Tische sitzen, dann aber sprang er plötzlich auf, um das kleine Zimmer einige Mal mit großen Schritten zu durchmessen und dabei Worte vor sich hin zu murmeln, die jedem Anderen unverständlich waren.

Seine Frau rieth ihm, den Vorschlag anzunehmen, sie entwarf Pläne, von deren Ausführung sie sich goldene Berge versprach, aber Meister Forster konnte sich nicht dazu entschließen, er schien keinen Unternehmungsgeist zu besitzen.

Der Hausvater hatte auch mit der Frau Rücksprache genommen, und als er sie der Erfüllung seiner Wünsche geneigt fand, dem Schneider eine neue Bedenkfrist gestellt, die am Abend des heutigen Tages abließ.

„An unsere Kinder müssen wir denken,“ sagte die Frau, die Alles hervorsuchte, um den Widerstand ihres Mannes zu besiegen, „es ist unsere Pflicht, für ihre Zukunft zu sorgen.“

Der Schneider hatte das Haupt auf beide Arme gestützt, ein herber Zug umspielte seine Mundwinkel.

„Der Preis, den der alte Mann fordert, ist nicht zu hoch,“ fuhr die Frau fort, „wir können so viel vermietthen, daß wir die Zinsen herausbekommen.“

„Auch die Steuern und Reparaturen?“ fragte Forster.
 „Das Haus ist eine alte Baracke, es kann uns eines schönen Tages über dem Kopf zusammenfallen.“

„Im Gegentheil, es ist solide gebaut, und wenn es neu angestrichen wird, dann sieht ihm Niemand sein Alter an. Ich hab' schon mit einem Baumeister gesprochen, er meint, wir machten ein gutes Geschäft, und wenn die Häuserpreise später wieder stiegen, könnten wir es mit Nutzen verkaufen.“

„Wenn — wenn!“ sagte der Schneider seufzend. „Wenn ich Alles mit Sicherheit voraussehen könnte, wollte ich bald ein reicher Mann sein.“

„Aber wenn man gar nichts wagen kann, dann gewinnt man auch nichts!“

„Man kann dann auch nichts verlieren.“

„Zu verlieren haben wir nichts,“ erwiderte Frau Forster in gereiztem Tone. „Was wir jetzt sind, können wir immer wieder werden. Waschfrauen und Flickschneider hat Jedermann nöthig.“

„Drum soll der Schuster bei seinem Leisten bleiben —“

„Und am Hungertuche nagen, bis er die Augen zumacht.“

„Mit Deinen Hoffnungen bringst Du auch keinen Braten auf den Tisch,“ spottete der Schneider, während er tief aufseufzend die zerrissene Rückseite einer alten Weste betrachtete, „ich habe mein ganzes Leben lang auf bessere Tage gehofft, aber trotz unermüdlicher Arbeit nichts erreicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Insel.

Erzählung

von

Friedrich Friedrich.

(Nachdruck verboten.)

Stürmischer Nordwestwind war seit Tagen über die Nordsee dahingefahren. Das Meer schien bis zu seinem Grunde aufgewühlt zu sein. Die Wogen gingen hoch. Mit jenem dumpfen, donnernden Brausen überstürzten sie sich in der Brandung der Insel, um schäumend, wie gierige Ungethüme sich am Strande hinzuwälzen, als ob sie die Insel überfluthen und verschlingen wollten. Zurückgeworfen von den Dünen, an denen sie emporstiegen, flossen sie langfamer zurück, um gleich darauf mit demselben Ungeßüm den Angriff zu wiederholen.

Aber auch außerhalb der Brandung, soweit das Auge auf der wildbewegten Meeresfläche reichte, sah es die Wogen zusammenschlagen und ihren weißen Schaum hoch aufsprützen, als ob dort Ungethüme in erbittertem Kampfe lägen.

Der Sturm hatte noch nicht nachgelassen, schreiend zogen die Sturmvögel über die Insel hin und die zahlreichen Möven schienen vergebens gegen die Gewalt des Windes anzukämpfen, es war, als ob sie durch die auf dem Meere

herrschende Erregung auch aufgeregter wären und ihr geller, gedehnter Schrei klang wie ein Hilferuf durch das Pfeifen des Sturmes hin.

Die Luft war kalt, der Himmel mit düsteren Wolken bedeckt, die in geringer Entfernung schon bis auf die schäumenden Wogen herab zu hängen schienen. In kurzen, fast gewitterartigen Regengüssen entluden sie sich dann und wann.

Der Abend brach herein. Quer über die nicht große Insel schritten zwei Männer, kräftige, verwitterte Gestalten, deren harten Zügen man auf den ersten Blick ansah, daß es ihnen ziemlich gleichgiltig war, ob die Sonne schien oder der Sturm ihnen den kalten Regen in's Gesicht peitschte. Beide trugen mit Theer überzogene, hinten über den Nacken herabreichende Fischerhüte, welche mit einem Lederriemen fest unter dem Kinn befestigt waren, so daß weder der Sturm noch die Wogen daran zu rütteln vermochten. Kurze, gleichfalls durch Theer gegen die Kälte gedichtete Wämmsjer ließen den Regen an ihrem Oberkörper wirkungslos abfließen.

Der eine der Männer, der fünfzig Jahre zählen mochte, war Klaas Aalen, der Vogt der Insel, der andere, ungefähr fünf Jahre jüngere, war Jan Aalen, der Bruder des Vogtes. Es gehörte kaum ein scharfer Blick dazu, beide als Brüder zu erkennen. Das waren dieselben harten Züge, die nicht lächeln zu können schienen, die das Gefühl des Mitleids seit langen Jahren verbannt hatten, dieselben scharfen, stechenden Augen, welche unter hellen, buschigen Brauen hervorblickten, dieselben gebogenen, dem Gesichte einen vor-

wegenen Ausdruck gebenden Nasen, dasselbe stark und grob sinnlich ausgebildete Sinn.

Sie sprachen kein Wort mit einander. Ihr Gang war schwerfällig, aber fest. Mit demselben festen Schritte stiegen sie an einer mit Sandhafer und niederen Brombeer-ranken bewachsenen Düne empor. Oben angelangt, erfaßte sie der Sturm mit doppelter Gewalt, es schien ihnen gleichgiltig zu sein. Die Hand über die Augen haltend, um sie gegen den Regen zu schützen, dessen einzelne Tropfen einer zarteren Haut stechende Schmerzen bereitet haben würden, blickten sie auf das Meer hinaus.

Der Bogt zog ein kurzes Fernrohr unter dem Wammis hervor und richtete es in die Ferne. Seine Hand war fest, selbst in dem Sturme zitterte sie nicht im Geringsten.

Schweigend reichte er seinem Bruder das Glas.

Jan blickte durch dasselbe.

„Es ist ein Dreimaster,“ sprach er.

Der Bogt nickte nur schweigend mit dem Kopfe. Seine Augen waren in die Ferne gerichtet, um zu versuchen, ob er auf dem unruhigen schäumenden Meere das Schiff ohne Glas erblicken konnte.

„Das Schiff hält den richtigen Kurs nicht inne, es ist kein Lootse an Bord,“ fuhr Jan fort, ohne das Auge vom Glase abzuwenden.

„Der Sturm hat die Lootsenboote nach Emden zurückgetrieben,“ gab der Bogt zur Antwort, und um seinen Mund zuckte es wie eine stille Freude. Er hatte durch das Fernrohr dasselbe wie sein Bruder wahrgenommen. Dennoch blickte er über die Insel hinweg in der Richtung nach

Emden, um sich zu überzeugen, ob nicht doch vielleicht ein Boot jener kühnen und verwegenen Männer, welche die schwere Pflicht hatten, die ein- und auslaufenden Schiffe auf der schwierigen Fahrt zwischen den Riffen und Sandbänken hindurch sicher zu führen, den Versuch mache, gegen den Sturm anzukämpfen und die offene See zu gewinnen. Es war kaum möglich, ob schon den Männern das Kühnste zuzutrauen war. Er sah kein Segel auf der weiten Meeresfläche.

Der Abend brach mehr und mehr herein, es war im November, der Uebergang vom Tage zur Nacht war ein um so schnellerer. Selbst durch das Glas war das Schiff nur noch mit Mühe zu erkennen.

„Das Schiff hält auf die Insel zu, es kann dem Riffe nicht entgehen,“ sagte Jan.

Der Bogt antwortete nicht, sondern nahm schweigend das Glas aus der Hand seines Bruders. Er fand die Ansicht desselben bestätigt.

„Es soll uns nicht entgehen,“ sprach er mit leuchtenden Augen. „Hole die Laterne — ich bleibe hier.“

Jan schien ihn sofort zu verstehen, denn er entfernte sich, ohne ein Wort zu erwidern.

Es war zu einer Zeit, als das Strandrecht noch nicht eingeschränkt war, als auf den benachbarten Inseln, auf denen sich eine Kirche befand, die Pfarrer noch jeden Sonntag von der Kanzel herab beteten, daß der Herr den Strand segnen möge, was nichts Anderes bedeutete, als daß möglichst viele Schiffe in der Nähe der Insel stranden möchten, damit das Gut derselben von den Wogen an den Strand

geworfen werde und den Bewohnern der Inseln nach dem Strandrechte zufalle.

Ob dabei Menschenleben zu Grunde gingen, was kümmerete das die Inselbewohner! Ihre Herzen waren längst verhärtet gegen das Mitleid. Wurden Todte angespült, so wurden dieselben zwischen den Dünen auf einem besonderen Platze in den Sand gescharrt, das war Alles, Niemand dauerte sie.

Das häufige Unglück, welches an den gefahrvollen Inseln vorkam, hatte die Bewohner abgestumpft, die Habsucht hatte die besseren Gefühle längst getödtet. Vielleicht mochte ihnen das zur Entschuldigung dienen, daß das Leben für sie einen geringen Werth hatte, denn als Fischer mußten sie ihr eigenes Leben nur allzu oft der Gefahr der Wogen aussetzen, um für die Ihrigen einen kärglichen Lebensunterhalt zu gewinnen.

Auf dieser Insel sprach zwar kein Prediger ein Gebet für die Segnungen des Strandes, denn die Insel besaß weder eine Kirche noch einen Prediger, dennoch war der Strand reich gesegnet und der Vogt that das Seinige, um das Gebet durch andere Mittel zu ersetzen. Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß Schiffe, die durch ungünstigen Wind verhindert waren, zur Tageszeit in die Gms einzulaufen, zur Nachtzeit durch Feuer und Lichter absichtlich irregeleitet wurden, damit sie strandeten und der Strand gesegnet werde.

Diese Insel barg nur ein Haus oder Gehöft, in ihm wohnte der Vogt Klaas Naken mit seiner Familie, welche aus seiner Frau, seinen beiden erwachsenen Kindern, Eine

und Heinrich, seinem Bruder Jan und dem Knechte Auste bestand.

Schon der Vater Aken's war Vogt auf dieser Insel gewesen. Er war von der Regierung angestellt, um die Dünen der Insel in Ordnung zu halten und nach dem nur wenige Stunden entfernten Festlande ein Zeichen zu geben, wenn ein Schiff in Gefahr war, damit ihm von dort her Hilfe gesandt werde.

Der Gehalt, den Aken von der Regierung erhielt, würde nicht ausgereicht haben, ihn und die Seinigen zu ernähren, denn die Insel bot wenig dar und nur ein kleines Stück Land war inmitten des Sandes urbar gemacht, damit es Jahr für Jahr mit Kartoffeln bepflanzt werde.

Der Vogt verstand indessen in anderer Weise von dem unfruchtbaren Gilande Nutzen zu ziehen. Auf dem mit Gras und Brombeeren bewachsenen Innern der Insel weidete im Sommer eine große Heerde Kühe und Rinder, die wohlgenährt in jedem Herbst zum Festlande zurückgebracht wurde, die vielen Tausende der Möven, welche auf der Insel ungestört hausten und brüteten, boten eine reiche Ernte an Eiern, welche gleichfalls als Leckerbissen zum Festlande geführt wurden, am fruchtbarsten erwies sich aber der Strand, denn fast jeder Sturm ließ auf demselben eine neue Ernte emporschließen.

Der Vogt galt als wohlhabend, er war sogar reich. Trotzdem lebte er einfach, er kannte nur das eine Vergnügen, immer mehr zu erwerben, die Habsucht leitete jede seiner Handlungen.

Er hatte sich auf dem nassen Dünenlande niedergelassen,

um seinen Bruder zu erwarten. Er richtete den Blick in die Ferne auf das Meer, allein die eingetretene Dunkelheit ließ ihn nichts weiter erkennen, als den weißen Wogenschaum der Brandung. Sein Ohr vernahm nichts weiter, als das donnernde Brausen der sich überstürzenden Wogen und den Schrei des Sturmvogels. Regungslos wie ein Träumender saß er da.

Endlich kehrte Jan zurück. In einem Sacke auf der Schulter trug er eine große Laterne. Schnell brachten die beiden Männer dieselbe in Ordnung und mit Mühe in Brand. Sie gab ein großes und helles Licht. Ein hinter ihr und an ihren beiden Seiten schräg angebrachter Reflektor aus kunstvoll geschliffenen Krystallgläsern warf das Licht mit außerordentlicher Schärfe zurück und ließ es weit über das Meer hin strahlen. Für den fernen Schiffer konnte es kaum von dem Lichte eines Leuchthurmes zu unterscheiden sein.

Auf einem gescheiterten Schiffe hatten sie diese Laterne vor Jahren gefunden; mit größter Sorgfalt war dieselbe stets von ihnen behandelt und sie hatte ihnen seit der Zeit schon manchen Dienst erwiesen.

Von der Familie des Vogtes hatte außer ihnen Niemand eine Ahnung von dem Vorhandensein dieses werthvollen und so verrätherisch benutzten Instrumentes. Sicher wurde sie im Stalle in einer alten Kiste, die unter Trümmern gescheiterter Schiffe lag, verborgen gehalten.

„Ich gehe heim,“ sprach der Vogt.

„Und wie lange soll unser Leuchthurm brennen?“ fragte Jan, dessen Gesicht sich mehr zu einem Grinsen als zu einem Lachen verzog.

Der Bogt schwieg einen Augenblick.

„Sie müssen das Licht auf dem Schiffe sehen und den Kurs auf das Riff zu einschlagen,“ entgegnete er. „Halten sie nur eine Stunde lang die Richtung ein, dann gibt es keine Rettung mehr für sie und sie brauchen auch kein Licht mehr.“

Ohne Gruß ging er fort und begab sich nach seiner Wohnung.

Es war ein langes, hinter einer schützenden Düne gelegenes Gebäude. Das mit Ziegeln bedeckte Dach reichte an den beiden Langseiten fast bis zur Erde herab, die Giebel erhoben sich frei bis zur Dachspitze. Alles an dem Hause schien darauf berechnet zu sein, dem Sturmwinde, dem es auch in seiner geschützten Lage ausgesetzt war, einen möglichst zähen Widerstand zu bieten. Die mittelgroßen Fenster konnten nur in der Weise geöffnet werden, daß die untere Hälfte in die Höhe geschoben wurde. Jetzt dachte freilich Niemand daran, denn der Wind peitschte den Regen an die Fenster und es war kalt.

Der Bogt trat in das Haus ein, schritt über einen langen Gang und trat dann in das Wohnzimmer, dessen Thüre weit offen stand, um dem Rauche, der das Zimmer erfüllte, freieren Abzug zu gewähren.

Das geräumige Gemach machte durch die Sauberkeit und Ordnung, welche in demselben herrschte, einen wohlthuenden Eindruck. Die Wände waren mit Holzgetäfel bekleidet, welche die Jahre und der Rauch dunkel gebräunt hatten. Ein großer, blendend weiß geschenerter schwerer Tisch befand sich in der Mitte. An der einen Wand stand ein

mächtiger Schrank mit Glasthüren, hinter denen blau und weiße Tassen, ähnliche Teller und bunte Trinkgläser verlockend hervorschauten. Die Messingverzierungen an dem Schranke waren so blank, als ob sie erst am Tage zuvor daran befestigt wären, und doch saßen sie schon manches Jahr daran. Die gegenüber liegende Wand war von einer langen und breiten Holzwand eingenommen. Neben der Thüre zu beiden Seiten befanden sich zwei geräumige Nischen, schrankartige Vertiefungen in der Wand; die zurückgeschobenen Thüren, die daraus hervorblickenden blaugemusterten Betten verriethen, daß sie als Schlafräume dienten.

Ein fremdes und unkundiges Auge würde vergebens nach einem Ofen in dem Raume gesucht haben. Statt dessen lief an der Wand zwischen den beiden Fenstern die nach unten sich ausdehnende und ein schützendes Dach bildende Esse bis ungefähr drei Fuß hoch über dem Erdboden herab. Dieser Kamin war mit einem breiten Gesims umgeben, auf dem verschiedene Gläser, Tassen und ein Messingleuchter mit einem Talglichte standen. Rings um das Gesims war zur Verzierung ein ungefähr handbreiter in zahlreiche Falten gelegter Streifen von rothgeblütem Kattun angebracht, der von dem Rauche des Kamins freilich eine braungelbliche Färbung angenommen hatte.

Unter dem Kamine auf der Erde brannte knisternd ein helles Feuer, über demselben an doppelter Kette hing ein großer Topf.

Dieser offene Kamin diente zugleich als Kochherd und als Ofen. Wärme verbreitete das Feuer freilich nicht weiter als ungefähr einen Schritt breit, allein die Bewohner dieses

Hauses waren nicht verzärtelt und kannten selbst im strengsten Winter keine andere Erwärmung. Ihre dicken, zum Theil doppelten Friesanzüge ließen freilich auch keine Kälte durchdringen, gaben ihnen aber sämmtlich ein starkes, fast unförmliches Aussehen.

Als der Vogt in das Zimmer trat, befanden sich außer Jan fast sämmtliche Mitglieder seiner Familie in demselben. Auf Holzstühlen, dem Feuer die Füße zugeteilt, saß der alte Knecht Auste, neben ihm, aus einer kurzen Holzpeife rauchend, des Vogts Sohn Heinrich. Auf einer niedrigen Bank, halb niedergekauert, dicht am Feuer saß des Vogts Frau, eine große, kräftige Gestalt, mit harten, ernsten Gesichtszügen. Sie hielt einen eisernen Haken in der Hand und stieß mit demselben von Zeit zu Zeit das Feuer zurecht.

An dem Tische, mit einer Nahrungsbereitung beschäftigt, saß Lina, des Vogts Tochter, ein Mädchen von ungefähr sechs- undzwanzig Jahren. Ihre Züge glichen denen ihrer Mutter, es prägte sich in ihnen derselbe harte, ernste und verdrossene Ausdruck aus. Wer diese Gesichter anblickte, konnte leicht zu der Ueberzeugung kommen, daß die Sonne nie auf der Insel scheine.

Der Knecht Auste war ein Mann von vielleicht einigen sechzig Jahren. Sein von zu häufigem Genevergenusse aufgeblühendes Gesicht blickte theilnahmslos, fast blöde in das Feuer. Nur zuweilen zuckte es in den kleinen, grauen und verschmizten Augen und der Inhaber schob fast mit einem Ruck die große Menge Tabak, welche er zu kauen pflegte, aus einer Bocke in die andere. Sein rechtes, gerade ausgestrecktes Bein war durch einen früheren Bruch steif.

Muße war schon bei des Vogts Vater Knecht auf der Insel gewesen. Er gehörte gleichsam zu dem Inventar der Familie, denn er hatte keine Heimath mehr und kein anderes Interesse am Leben, als zu trinken. Er war jeden Abend betrunken und der Vogt hinderte ihn nicht, er schloß die Zunge des alten hartgefottenen und mitleidslosen Menschen mit Branntwein, denn diese Zunge hätte viel und Schlimmes erzählen können.

Der Einzige im Zimmer, dessen Auge freier und heiterer blickte, war des Vogts Sohn. In seinem zwar blassen, aber derben Gesichte lag etwas Freies und Sorgloses. Er weilte freilich erst seit kurzer Zeit wieder auf der Insel. Als Knabe hatte er auf dem Festlande tüchtigen Schulunterricht genossen und sich dann dem Seebienste gewidmet, denn fast sein erster Blick als Kind war auf das weite Meer gerichtet gewesen. Er war Matrose und hatte sich, obschon er erst dreiundzwanzig Jahre zählte, bereits bis zum zweiten Steuermann emporgeschwungen. In New-Orleans war er vom gelben Fieber heimgesucht worden, hatte an der tödtlichen Krankheit in der fremden Stadt fast ein halbes Jahr darnieder gelegen, war endlich, ohne seine völlige Genesung abzuwarten, nach Europa zurückgekehrt und befand sich nun im väterlichen Hause, um sich zu erholen und wieder zu kräftigen.

Die in dem Zimmer sich Befindenden hatten schon seit länger als einer Stunde kein Wort gesprochen. Was sollten sie auch sprechen?

Als der Vogt in das Zimmer trat, blickte nur seine Frau zu ihm auf und ließ einen flüchtigen Moment lang

das Auge auf ihm ruhen, dann starrte sie scheinbar völlig theilnahmlos wieder in das aufflackernde Feuer. Und doch hatte sie in dem leise erregten Auge ihres Mannes Alles gelesen, was ihn erfüllte, sie wußte, daß der Strand am Morgen des folgenden Tages ein gesegnetes sein werde, ihre Gedanken beschäftigten sich nur mit der Frage, ob die Ernte eine reiche oder weniger ergiebige sein werde.

Was kümmerte es sie, ob in diesem Augenblicke bereits ein Schiff an dem gefährlichen Riffe gescheitert war, ob über das unrettbar verlorene die stürmischen kalten Wogen sich hin stürzten und es Stück für Stück zerrissen, ob die unglückliche Besatzung mit dem Tode rang oder nicht. Ihr Gesicht würde ebenso unbeweglich geblieben sein, wenn der Todessehrei Ertrinkender an ihr Ohr gedrungen wäre. Was galt bei ihrer mitleidslosen Habsucht ein Menschenleben?

Der Vogt blickte sich im Zimmer um.

„Wo ist Jan?“ fragte er.

„Er ist seit länger als einer Stunde fort,“ gab Heinrich zur Antwort.

„Wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

Der Vogt stopfte sich aus einem kleinen Fäßchen, welches mit Tabak gefüllt auf der Bank stand, eine lange Thonpfeife, rückte einen Schemel an das Feuer und streckte die Füße aus.

„Bist Du auf den Dünen gewesen?“ fragte Heinrich nach kurzer Zeit.

„Ja.“

„Hast Du kein Schiff bemerkt?“

„Nein,“ gab der Vogt in derselben kurzen, aber ruhigen Weise zur Antwort.

„Das wird eine schlimme Nacht für Denjenigen werden, der auf der See ist,“ fuhr Heinrich fort. „Ein Glück für ihn, wenn er im Stande ist, sich auf der hohen See zu halten.“

Der Vogt schwieg, er war überhaupt kein Freund von vielem Sprechen.

Nach einiger Zeit trat Jan ein, er trank ein großes Glas Genever in einem Zuge und setzte sich dann zu den Uebrigen.

„Nun?“ fragte der Vogt, ohne ihn anzublicken.

„Ich war beim Boote,“ entgegnete Jan.

„Wozu?“

„Um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei. Die See geht hoch, aber der Sturm wird bald nachlassen.“

„In den nächsten zwölf Stunden nicht,“ fiel Heinrich ein.

„Nach Mitternacht wird's stiller,“ bemerkte der Vogt.

Heinrich wiederholte noch einmal seinen Zweifel, allein weder sein Vater noch Jan antworteten. Wozu auch? Was schadete es, wenn Heinrich anderer Ansicht war.

Das einfache Abendessen wurde aufgetragen. Die Männer tranken ein jeder mehrere Glas Grog von Rum, zu dem nur wenig Wasser hinzu gethan war, dann begaben sich Alle zur Ruhe. Und der Vogt schlief in dem engen Wandraum so ruhig, als ob nie ein Schiff in der Nähe der Insel in Gefahr gewesen wäre. Wie der Land-

mann von einer ergiebigen Ernte träumt, so träumte auch er vielleicht von einem reich gesegneten Strande. Ob zugleich so und so viel Körper Ertrunkener mit an den Strand geworfen wurden, berührte ihn kaum, denn die Mühe, dieselben auf dem nahegelegenen öden Friedhose für Ertrunkene in dem Sande einzuscharren, war eine geringe.

Der Bogt hatte Recht gehabt. Um Mitternacht ließ der Sturm nach. Die See ging freilich noch ebenso hoch, das Donnern der Brandung erzitterte noch in gleicher Weise die Luft, denn das empörte Meer beruhigt sich nicht so schnell.

Als der Morgen kaum zu grauen begann, schritten der Bogt und Jan der Düne zu. Der Wind war nur schwach, aber noch kälter als am Tage zuvor, der Himmel war noch mit grauen Wolken überdeckt und die naßkalte Luft hatte etwas Erstarrendes. Wehe den Unglücklichen, welche jetzt mit den kalten Fluthen rangen, ihre Hände, welche sich in der Todesangst an einem Balken oder einem Tau festgeklammert hatten, mußten in kurzer Zeit erstarren.

Weder der Bogt noch sein Bruder dachten daran. Durch starken Thee und Rum erwärmt, empfanden sie die Kälte nicht.

Sie hatten die Düne erreicht. Der Strand war bereits mit den Trümmern eines Schiffes bedeckt, sie achteten darauf kaum, ihre scharfen Augen glitten über das Meer hin und befriedigt leuchtete es in ihnen auf, als sie auf dem Riff, ungefähr eine halbe Stunde von der Insel entfernt, das Wrack eines Schiffes erblickten. Daß es keine Rettung

für dasselbe mehr gab, wußten sie nur zu genau, denn das Schiff, welches der Sturm auf die dortige Sandbank getrieben, wurde von dem feinen Sande so fest umklammert gehalten, daß keine Macht es wieder zu heben vermochte. Hilflos war es der zerstörenden Gewalt der Wogen preisgegeben.

Es war heller geworden.

Der Bogt richtete sein Fernrohr auf das Schiff. Die Wagen ergossen sich über das Deck desselben, ein Theil des Schiffes schien bereits fortgerissen zu sein, denn unheimlich ragten die Rippen des Rumpfes über die Fluthen empor.

„Siehst Du noch Menschen an Bord?“ fragte Jan.

„Nur einen.“

„Um so besser,“ lautete die kurze Antwort.

Schweigend reichte der Bogt seinem Bruder das Glas.

„Wir werden nicht viel Zeit zu verlieren haben, denn das Schiff wird nicht lange mehr aushalten,“ bemerkte Jan. „Es scheint ein alter Kasten zu sein, sonst würde es in den wenigen Stunden nicht schon so stark gelitten haben.“

„So komm,“ sprach der Bogt kurz und stieg die Düne hinab zum Strande. Unter den angeschwemmten Gegenständen befand sich nichts, was auf die Ladung des Schiffes hätte schließen lassen, es waren meist Holztheile des Schiffes, darunter eine Raa, an der noch Theile der Segel hingen. Halb vom Wasser bespült und von jedem Ansluthen der Wogen schaukelnd bewegt lag ein Todter, ein Matrose mit starren Gesichtszügen und offenen, glanzlosen blauen Augen. Daß er zu dem Schiffe gehört hatte, war kaum zu bezweifeln.

Einen Augenblick lang blieben die beiden Männer bei

dem Todten stehen, dann zog ihn Jan etwas weiter an den Strand, wohin selbst die Hochfluth nicht reichte, und sie schritten am Strande entlang weiter, ohne die verschiedenartig angeschwemmten Gegenstände näher zu untersuchen. Die Ebbe mußte bald eintreten, dann waren dieselben ja ohnehin am Strande geborgen.

In der Nähe des Gehöftes kam Heinrich in sichtbarer Aufregung auf sie zu.

„Ein Schiff ist am Riff gestrandet!“ rief er.

„Hältst Du uns für blind,“ entgegnete der Vogt kurz.

„Es ist in der größten Gefahr und noch sind zwei Menschen an Bord, ein Mann und eine Frau,“ fuhr Heinrich, ohne auf die halb zurückweisende Antwort zu achten, fort.

Das kurze, aber äußerst scharfe Fernrohr, welches er in der Hand hielt, bewies, daß er das Wrack sorgfältig betrachtet hatte.

„Eine Frau?“ fragte Jan zweifelnd.

Der Vogt richtete sein Glas auf das Schiff, der jetzt völlig herangebrochene Tag ließ ihn deutlicher sehen.

„Er hat Recht,“ sprach er und schritt weiter dem Hause zu.

Dort angelangt, rief er den Knecht und befahl ihm, sich bereit zu halten. Er legte sein Fernrohr vorsichtig bei Seite, nahm eine mit Genever gefüllte Flasche und war im Begriff, das Haus wieder zu verlassen.

Seine Frau trat zu ihm.

„Auf dem Riff liegt es?“ fragte sie.

„Ja.“

„Werdet ihr herankommen können?“

„Natürlich,“ gab der Vogt kurz zur Antwort und verließ das Haus. Er ging einem gefährvollen, kühnen Unternehmen entgegen, allein er dachte kaum an die Gefahr, er war dagegen abgestumpft. Zu oft schon hatte er sein Leben gewagt und war stets glücklich wieder heimgekehrt, die Habsucht ließ auch jetzt kein Bedenken in ihm aufkeimen. Er verließ sich auch auf seine und seines Bruders Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, Beide waren früher Matrosen gewesen und von Jugend auf mit dem Meere vertraut. In meilenweitem Umkreise kannte er das Meer genau.

In einer geschützten Bucht lag das große Boot des Vogtes, dorthin wandte er sich mit seinem Bruder und Aufse, der mit seinem steifen Beine kaum mitzukommen im Stande war. Heinrich schloß sich ihnen an.

„Bleib hier,“ sprach der Vogt kurz.

„Ich begleite euch und ich glaube auch, daß ihr mich nöthig haben werdet,“ gab Heinrich zur Antwort, denn es war kein leichtes Stück Arbeit, das Boot bei der hohen See aus der Bucht zu bringen.

„Wir brauchen Dich nicht,“ bemerkte der Vogt in derselben kurzen Weise, da es nicht in seiner Absicht lag, den Sohn mitzunehmen. „Du bist von dem Fieber noch zu angegriffen.“

„Ich fühle mich völlig wohl und wieder gekräftigt!“ rief der junge Mann und richtete seine mittelgroße Gestalt auf. Dieselbe war nicht sehr stark gebaut, verrieth aber in jeder Bewegung Gewandtheit und Zähigkeit.

Der Vogt ließ das Auge flüchtig über seinen Bruder hingleiten, als ob er auf dessen Gesichte lesen wollte, welchen Weg er einschlagen müsse, um den Sohn zurückzuhalten.

„Soll die Mutter und Lina vielleicht ganz allein dastehen, wenn wir nicht zurückkehren?“ sprach er dann.

Heinrich blickte seinen Vater überrascht an, denn er hatte nie ein Wort der Besorgniß aus seinem Munde gehört, er wollte ihn bitten, zurückzubleiben und doch wagte er dies nicht, da die beiden Unglücklichen auf dem Schiffe sonst rettungslos verloren gewesen wären.

„Glaubst Du, daß die Fahrt so gefährlich ist?“ fragte er.

„Ich fürchte keine Gefahr,“ gab der Vogt zur Antwort und schritt weiter.

Heinrich blieb zurück, er kannte den kaltblütigen Muth und die Geschicklichkeit seines Vaters und war wenig besorgt.

Der Vogt langte mit seinen beiden Begleitern in der Bucht an. Sie schoben das an einer Kette befestigte, am Strande liegende kleine Boot in das Wasser, sprangen hinein und ruderten zu dem vor Anker liegenden großen Boote, dessen Deck wohl dreißig Menschen fassen konnte. Der Anker wurde gelichtet, die Segel wurden aufgezo-gen. Auste stand an dem Steuer, er hatte eine feste Hand und kannte das Meer so genau wie der Vogt.

Der Vogt reichte dem Knechte die Flasche mit Genever.

„Hier,“ sprach er.

Er wußte, daß er sich nun auf Auste fest verlassen konnte,

derselbe würde nicht gezußt haben und wenn der Tod unmittelbar an ihn herangetreten wäre.

Es war ein schweres Stück Arbeit, das Boot durch die Brandung vor der Bucht zu bringen, mehr als einmal warfen die Wogen es zurück, allein der Vogt war zu Auste getreten und hatte mit ihm das Steuer erfaßt, der Wind war stark genug und gewaltig, wie ein scheues Pferd, welches hoch aufbäumt, wurde das Boot durch die schäumende Brandung geführt.

Während sie auf das Wrack zu. Der Hauptmast desselben war gebrochen, näher kommend erkannten sie, daß ein Mann und eine Frau sich an das übrig gebliebene Ende des Mastes angebunden hatten, um nicht von den Wogen fortgerissen zu werden, die fortwährend über das Deck hinschlugen und das Steuerende bereits halb vernichtet hatten.

Nur bis auf eine Entfernung von einigen hundert Fuß konnten sie sich dem Wrack nähern, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, selbst auf den Sand zu gerathen, obschon ihr unbeladenes Fahrzeug weniger tief ging. Sie reißten die Segel ein und ließen den Anker hinab. Das Schiff schaukelte heftig auf der stark bewegten See, allein der Anker hatte festen Grund gefaßt und die Kette war stark.

Der Vogt und Jan zogen das kleine, an das Steuerende gebundene Boot heran, und mochte dasselbe auch wie eine leichte Nußschale heftig auf und nieder geschaukelt werden, furchtlos sprangen sie hinein, ergriffen die Ruder und stießen es ab, während Auste, der mit seinem steifen Beine zu unbehilflich war, auf dem großen Boote zurückblieb und fast gleichgiltig sich an den Ankerstuhl lehnte.

Es war für die beiden Männer eine gefährliche und mühevolle Aufgabe, in dem kleinen Boote das Wrack zu erreichen, und es gehörten feste, sehnige Arme und ein kaltes Blut dazu, denn bald wurde das schwache Fahrzeug von einer Woge tief niedergeworfen, so daß es Sekunden lang dem Auge entzogen wurde, geschickt lenkten die Ruderer es jedoch wieder auf eine andere Woge empor, um dann auf's Neue hinabzugleiten. Der Schaum der Wellen spritzte ihnen in's Gesicht, sie empfanden es kaum, schweigend, gleichmäßig ruderten sie weiter, als ob es eine Spazierfahrt gegolten hätte.

Mit Mühe gelangten sie an die Seite des Wracks, welche gegen den Anprall der Wogen geschützt war, gewandt kletterte der Bogt auf das Deck, dessen Brüstung bereits fortgerissen war. Mit schwachem Freudenschrei begrüßte ihn der er an den Mast gebundene Mann, der Kapitän des Schiffes. Seine Hände waren zu erstarrt, um das Tau, welches er um sich und ein junges bleiches Mädchen, das er mit dem Arme umschlungen hielt und fest an sich preßte, geschlungen hatte, zu lösen. Der Bogt zerschchnitt dasselbe.

„Rettet zuerst meine Tochter!“ rief der Kapitän, indem er losgelöst niedertaumelte, weil er nicht im Stande war, sich auf den erstarrten Füßen zu halten.

„Was haben Sie geladen?“ fragte der Bogt.

„Korn — es ist Alles verloren,“ gab der Kapitän zur Antwort.

Der Bogt erfaßte das fast leblose junge Mädchen, trug es auf dem Decke, welches bei jedem Anprall einer Woge heftig erschüttert wurde, bis zum Rande und ließ es in das Boot hinab, wo sein Bruder es in Empfang nahm. Die Ladung

des Schiffes verhiß ihm keine ergiebige Ernte, denn das Korn wurde von den Wogen fortgespült.

Dann kehrte er zurück, um den Kapitän zu holen.

„Retten Sie erst diesen Kasten,“ rief derselbe, indem er auf einen kleinen Kasten von Eisenblech deutete, der gleichfalls am Mastende angebunden war.

Der Bogt folgte der Weisung, er zerschnitt das fesselnde Tauende und sein Auge leuchtete auf, als er den Kasten emporhob, derselbe war schwer, sehr schwer. Er reichte denselben seinem Bruder.

„Halt ihn fest!“ rief er und der besorgte Ton seiner Stimme verrieth deutlich, daß nach seiner Ueberzeugung der Kasten Werthvolles enthielt. Sicher wurde der Kasten unter der Bank des Bootes geborgen.

Der Kapitän hatte sich bis zum Rande des Schiffes fortbewegt, so nahe der Rettung, schien er den Augenblick, in welchem er von dem erzitternden Decke hinabgelassen wurde, kaum abwarten zu können.

Der Bogt erfaßte ihn, um ihn hinabzureichen, sein Bruder hatte bereits die Arme zu ihm ausgestreckt, da fuhr eine Sturzwelle über das Deck hin; um durch sie nicht hinabgerissen zu werden, ließ der Bogt den Halberstarrten und Hilflosen hinabgleiten, die Welle trieb das Boot fort, und ehe Jan den Herabfallenden noch erfassen konnte, hatte eine Woge ihn bereits fortgerissen.

Noch einmal tauchte der Unglückliche in der Nähe auf und streckte hilfessuchend die Arme empor, Jan wollte ihm ein Ruder zureichen, allein der Bogt rief: „Laß ihn, wir werden genug zu thun haben, uns selbst zu retten!“

Die nächste Woge riß den Fremden aus dem schützenden Bereiche des Brackes, der wilde Schwall der Fluthen erfaßte ihn — er war rettungslos verloren.

Mit Mühe gelang es dem Bogte, in das Boot zurückzukehren, das Untergehen eines Menschenlebens hatte sein Blut nicht einen Augenblick lang schneller fließen machen — es war ein Fremder, und seine Brust kannte schon seit langen Jahren das Gefühl des Mitleids nicht mehr.

Das junge Mädchen hatte den Untergang ihres Vaters nicht gesehen. In demselben Augenblicke, in dem es in das Boot hinabgelassen wurde, hatte das Bewußtsein es verlassen.

Die beiden Männer kümmerten sich nicht um die Ohnmächtige, sie hatten freilich jetzt auch keine Zeit dazu, denn sie mußten alle Kraft einsetzen, um zu dem großen Boote zurück zu gelangen, Sturzwellen ergossen sich mehr als einmal über sie, füllten das Boot mit Wasser und drohten es zum Sinken zu bringen, wenn sie nicht bald ihr Ziel erreichten.

„Wo ist der Kasten?“ fragte der Bogt, ohne mit dem Rudern inne zu halten.

„Unter der Bank,“ lautete die Antwort.

„Er ist schwer,“ fuhr Klaas fort.

Der vor ihm sitzende Bruder nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Sie ruderten weiter.

Als sie an dem großen Boote anlangten, hoben sie zuerst die Ohnmächtige auf Deck, dann kletterte der Bogt empor und ließ sich von Jan den Kasten reichen. Aufste wollte ihm helfen, allein unwillig stieß er ihn zurück.

„Der ist schwer,“ bemerkte der Knecht und über sein aufgedunsenes Gesicht glitt ein grinsendes Lächeln.

Ohne zu antworten, trug der Bogt den Kasten in die enge und dumpfe Kajüte, die kaum für wenige Personen Platz bot.

Jan war auf Deck geklettert und band das kleine Boot am Steuerende fest.

Erst jetzt fanden die Männer Zeit, sich mit der noch immer Bewußtlosen zu beschäftigen, welche Auste auf dem Deck niedergelegt und mit einem alten Segel überdeckt hatte, da ihre Kleider vollständig durchnäßt waren.

Sie hatte ein feines, hübsches, bleiches Gesicht. Ihre Augen waren geschlossen, allein in ihren blassen Zügen lag ein um Erbarmen flehender Ausdruck, dem selbst die harten Männer sich nicht ganz verschließen konnten. Jan kniete neben ihr nieder und rieb ihr die kalte, nasse Stirn und die Schläfen mit Branntwein, er flößte ihr einige Tropfen in den Mund und rieb die erstarrten Hände.

Der Bogt stand halb in Gedanken versunken daneben. Die bleichen Züge der Ohnmächtigen schienen ihm nicht fremd zu sein, sie hatten Ähnlichkeit mit einem ihm bekannten Gesichte, auf welches er sich indeß nicht besinnen konnte.

Der Knecht trat hinzu.

„Was wollt Ihr mit dem jungen Dinge?“ fragte er mit rohem Grinsen. „Wenn es im Meere läge, würde es hinüber gehen, ohne es gewahr zu werden.“

Die Augen halb schließend ließ er den Blick verschmizt über den Bogt und dessen Bruder hingleiten, um aus ihren Mienen zu lesen, ob sie nicht dasselbe dächten, was er ausgesprochen hatte.

Beide schwiegen, als ob sie seine Worte nicht gehört hätten.

„Wollt Ihr den schweren Kasten für das junge Ding, welches doch kaum mit dem Leben davon kommen wird, aufheben?“ fuhr der Knecht mit leiserer Stimme fort, als befürchte er, daß die Wogen ihn hören könnten.

Es lag in dem fast flüsternden Tone seiner Stimme, in seinem verschmitzten Grinsen etwas Dämonisches. Er hatte freilich schon viel erlebt und wußte, daß die beiden Männer, die er kaum als seine Herren anerkannte, obschon er ihr Knecht war, vor einer Gewaltthat nicht zurückschrecken. Hier, mitten auf dem Meere, gab es keinen Zeugen außer ihm, und seine Zunge schwieg, weil er wußte, daß ihm Niemand so viel Genever und Rum geben werde, als der Bogt, und mehr verlangte er vom Leben nicht mehr.

Der Bogt wandte den Kopf zur Seite und blickte ihn finster an.

„Schweig!“ rief er so heftig, daß Auste unwillkürlich erschreckt zurückfuhr. Er kannte diesen Blick des Bogtes und wußte, daß der geringste Widerspruch den Zorn desselben zum Ausbruch bringen werde. Diesen Zorn aber fürchtete er.

Jan hatte seine Bemühungen um die Bewußtlose fortgesetzt, endlich bewegte sie sich. Er hob ihren Kopf empor und flößte ihr einen Schluck Rum ein. Sie schlug die Augen auf und richtete sich langsam in die Höhe.

„Wo bin ich?“ fragte sie, sich ängstlich umblickend, denn die beiden harten Gesichter der Männer waren wenig Zutrauen einflößend.

„Gerettet,“ gab Jan zur Antwort.

„Und mein Vater?“ fuhr die Fremde fort.

Jan schwieg und wandte unwillkürlich den Kopf zur Seite, um nicht in die ängstlich blickenden und fragenden Augen sehen zu müssen.

„Und mein Vater?“ wiederholte die Unglückliche.

„Dort,“ gab Jan zur Antwort und zeigte mit der Hand auf das wild bewegte Meer. „Eine Sturzwellen entriß ihn uns.“

Das junge Mädchen stieß einen lauten und verzweiflungsvollen Schrei aus, dann sank sie wie leblos zurück.

Dieser eine Schrei war für den Vogt wie ein Stich in die Brust, er klang ihm wie ein schwerer Vorwurf. Er sträubte sich dagegen und wollte ihn nicht in sich aufkommen lassen.

„Mach die Segel klar, sonst kehren wir selbst nicht zurück!“ rief er mit befehlender Stimme.

Der Himmel war wieder düsterer geworden und im Westen stieg ein schweres Wetter auf, welches leicht einen neuen Sturm mit sich bringen konnte.

Jan gehorchte schweigend.

Mit dem Knechte wand der Vogt den Anker empor, dann trat er selbst an das Steuer. Die Rückfahrt war weniger gefährlich, wenn sie die Bucht erreichten, ehe das Wetter losbrach.

„Setzt alle Segel auf!“ rief er.

In weitem Bogen mußte das Schiff eine Sandbank umfahren, um zur Bucht zu gelangen, er hatte deshalb selbst das Steuer ergriffen, um diesen Bogen so weit als möglich

abzuschneiden. Fast in gerader Richtung hielt er auf die Bucht zu.

Jan schien sich nicht darum zu kümmern, er hatte sich wieder dem unglücklichen Mädchen zugewandt.

Kopfschüttelnd blickte Auste auf den Bogt, er begriff die Unvorsichtigkeit, mit welcher derselbe auf die Sandbank zusteuerte, nicht.

„Wir werden auflaufen,“ sprach er.

„Schweig!“ rief der Bogt mit rauhem Tone, ohne ihn anzublicken. Sein Auge war fest auf einen Punkt der Insel gerichtet, er wußte, daß er sich der Sandbank in äußerst gefährlicher Weise näherte, allein er kannte die Ausdehnung derselben genau und berechnete sicher den Wasserstand der erst vor kurzer Zeit eingetretenen Ebbe und den geringen Tiefgang des unbeladenen Bootes. Zu jeder anderen Zeit würde er der Gefahr, der er trotz alledem ausgesetzt war, ausgewichen sein, jetzt schien ihm Alles daran zu liegen, die sichere Bucht möglichst bald zu erreichen.

Und er erreichte sie.

Schnell ließ er den Anker nieder. Das Einreissen der Segel überließ er seinem Bruder und dem Knechte. Als ob er die Zeit der Landens nicht erwarten könne, löste er das kleine Boot und zog es heran.

„Steigt hinab,“ befahl er dem Knechte und seinem Bruder.

Dann erfaßte er die fast Leblose und ließ sie in das Boot hinab. Er selbst folgte ihr sofort.

„Den Kasten,“ flüsterte Auste ihm zu, allein es traf ihn ein so finsterner und drohender Blick des Bogtes, daß er schweigend das Ruder ergriff.

In wenigen Minuten näherten sie sich dem Strande, wo Heinrich sie erwartete. Das Boot konnte nicht bis zum Lande anlaufen. Der Vogt sprang hinaus, das Wasser reichte ihm bis über die Kniee, allein er schien es kaum zu bemerken. Von Jan unterstützt, hob er die Unglückliche aus dem Boote, trug sie auf seinen Armen durch das Wasser auf den Strand und dann weiter dem Hause zu.

Heinrich, dessen Auge mit Ueberraschung und Interesse auf den hübschen, bleichen Zügen des hilflosen Mädchens ruhten, bot seine Unterstützung an. Der Vogt antwortete nicht und schritt weiter, der starke Mann schien die Last kaum zu empfinden.

Heinrich wandte sich Jan und dem Knechte zu, welche das Boot an den Strand zogen.

„Wo ist der Mann, der auf dem Schiffe war?“ fragte er.

Jan zeigte schweigend auf das Meer.

„Ertrunken?“ rief Heinrich. „Seid ihr zu spät gekommen?“

„Eine Sturzwelle riß ihn fort,“ entgegnete der Knecht.

„Konntet ihr ihn nicht retten?“ fuhr Heinrich fort.

Jan schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

„Er hat einen anderen Kurs eingeschlagen!“ rief der Knecht, dessen starre Augen deutlich verriethen, wie viel er getrunken hatte. „An der Insel wird er auch landen und ich denke heute noch; die nächste Fluth wird ihn bringen, er bedarf keiner Hilfe mehr.“

Unwillig wandte sich Heinrich von dem Rothen ab. Er begriff nicht, daß sein Vater diesen halb stumpsinnigen,

boshafte Menschen, der fast jeden Tag betrunken war, in seinem Dienste behielt und seinem Laster nicht entgegentrat. Er hatte freilich keine Ahnung davon, wie viel des Knechtes Zunge verrathen konnte.

Der Vogt hatte die Fremde bis in das Haus getragen und in dem Zimmer auf der Holzbank niedergelegt. Seine Frau und Tine empfingen die fast Ohnmächtige nicht mit freundlichen Blicken, an ihren bleichen Wangen sahen sie, wie sehr dieselbe der Hilfe bedurfte, und sie hatten wenig Lust, eine Fremde zu pflegen. Es war für sie eine unangenehme Last, die ihnen aufgebürdet wurde.

Das Zimmer war kalt, da das Kaminfeuer keine Wärme verbreitete, die Hände der hilflos Daliegenden waren eisig kalt, ihre Kleidung war völlig durchnäßt. Der Vogt befahl, sie in eine der beiden Wandkojen in das Bett zu bringen.

Die Vogtin blickte ihren Mann erstaunt an.

„Das ist Tine's Bett,“ entgegnete sie.

Sie vermochte den Gedanken kaum zu fassen, daß eine Fremde, eine Schiffbrüchige, in dem Bette ihrer Tochter liegen sollte.

„Bringt sie in das Bett,“ wiederholte der Vogt kurz.

Durch den Einwurf und den Blick ihrer Mutter er-muthigt, trat Tine vor die Koje hin.

„Hier hinein kommt keine Fremde!“ rief sie und ihr unschönes Gesicht nahm einen noch härteren Ausdruck als gewöhnlich an.

Des Vogtes Auge zuckte, seine buschigen Brauen zogen sich zusammen.

„Weshalb nicht?“ fragte er, während sein Gesicht sich zu einem spöttischen Lächeln verzog.

„Weil es mein Bett ist,“ entgegnete Lina trozig.

„Von dieser Stunde an ist es nicht mehr Dein Bett, Du wirst in ihm nicht wieder schlafen!“ rief der Vogt und der Ton seiner Stimme verrieth, daß es ihm ernst mit den Worten war.

„Klaas!“ warf die Vogtin mahnend ein.

„Thut, wie ich gesagt habe, bringt die Fremde in das Bett!“ sprach der Vogt, jeder Einrede zuvorkommend.

Dann verließ er das Zimmer.

Einen Augenblick lang blickten Lina und ihre Mutter sich erstaunt an und preßten die Lippen erbittert auf einander, sie wußten, daß sie gehorchen mußten, denn wenn der Vogt auch über Vieles gleichgiltig hinweg sah und sich wenig um das kümmerte, was seine Frau und Tochter im Hause thaten, was er anordnete, setzte er mit zähem Troke durch und wäre er darüber selbst zu Grunde gegangen.

Schweigend begannen sie, die Fremde auszukleiden und von dem nassen, kalten Zeuge zu befreien, sie brachten dieselbe in das Bett, allein von diesem Augenblicke an hatte das unglückliche, bleiche Mädchen zwei erbitterte und unverföhnliche Feindinnen — Lina und ihre Mutter.

Nach kurzer Zeit kehrte der Vogt in das Zimmer zurück, gleich nach ihm traten Jan und Heinrich ein und warfen einen halb besorgten und halb neugierigen Blick auf das Bett, in welchem die Fremde mit geschlossenen Augen lag.

Lina und ihre Mutter saßen grollend am Feuer und starzten in die Flamme, über welcher der Kessel hing.

Die Männer sprachen kein Wort. Es lag in dem Schweigen nach der gefahrvollen Fahrt etwas Düsteres und Unheimliches.

Der Vogt trat zu der Fremden, welche regungslos dalag, die Hand derselben war noch immer kalt.

„Mach Thee!“ befahl er seiner Frau.

Dieselbe gehorchte, wenn auch scheinbar sehr ungern und mürrisch.

Der warme Trank schien der Unglücklichen wohl zu thun. Das Leben kehrte langsam zurück, damit aber auch zugleich der Schmerz um den Tod ihres Vaters. Sie schluchzte heftig.

Mehr als einmal blickte der Vogt halb ängstlich und halb besorgt nach dem Bette. Das Schluchzen hallte ihm laut im Ohre wieder, es klang ihm wie ein Vorwurf. Hatte er nicht den Tod dessen, um den das unglückliche Mädchen weinte, verschuldet? Derselbe hätte gerettet werden können, wenn er seinen Bruder nicht zurückgehalten hätte, ihm das Ruder zu reichen. Ein ihm bis dahin fremdes Gefühl pochte an seine Brust, er wäre gern an das Bett getreten und hätte der Weinenden ein beruhigendes Wort gesagt, allein er fürchtete sich, ihr in das Auge zu blicken.

„Komm,“ sprach er zu seinem Bruder.

Jan erhob sich, auch ihm schien es lieb zu sein, das Zimmer verlassen zu können.

„Wohin wollt ihr?“ fragte Heinrich.

„An den Strand.“

„Ich werde mit euch gehen.“

„Bleib hier,“ entgegnete der Vogt und blickte zu der

Weinenden. „Gebt ihr etwas Rum in den Thee, damit sie erwärmt wird,“ fügte er hinzu.

Heinrich blieb. Er hatte den Blick seines Vaters verstanden, zugleich war ihm das finstere Gesicht seiner Mutter und Schwester nicht entgangen.

Der Vogt und Jan gingen an den Strand, der mit den Trümmern des bereits halb vernichteten Schiffes reich gesegnet war, um diese Trümmer zu bergen. Keiner von ihnen sprach ein Wort.

„Sie wird es kaum überwinden, daß sie ihren Vater verloren hat,“ sprach Jan endlich.

Der Vogt antwortete nicht. Er schritt in das Wasser, um eine angeschwemmte Kiste zu holen. Dieselbe war für seine Kräfte fast zu schwer, dennoch versuchte er, sie allein auf das Trockene zu bringen, nur um seinen Bruder nicht zu rufen, weil er auf dessen Worte nicht antworten mochte.

Schweigend arbeiteten sie weiter. Sie fanden die Trümmer eines kleinen Bootes und zwei Todte am Strande, halb ängstlich näherten sie sich denselben, weil sie befürchteten, den Leichnam des Kapitäns zu finden — es waren zwei Matrosen, fremde Gesichter. Sie zogen die Todten näher an die Düne heran, wo die nächste Fluth sie nicht erreichen konnte.

„Was willst Du mit dem Kasten, der noch im Boote steht, beginnen?“ fragte Jan endlich.

„Er ist dort gut aufgehoben,“ gab der Vogt kurz zur Antwort.

„Soll ihn die Fremde — das Mädchen haben?“ fuhr Jan fort. „Sie hat das nächste Anrecht darauf.“

Der Vogt schwieg, zwei Gefühle kämpften in ihm. Er empfand Mitleid mit der Unglücklichen, seine Habgucht rief ihm zu, den Kasten, von dem außer seinem Bruder und Auste Niemand etwas wußte, zu behalten.

„Ich will erst sehen, was er birgt,“ begann er endlich.

„Wann sollen wir ihn holen?“

„Er soll in dem Boote bleiben, dort ist er sicher,“ fuhr der Vogt fort. „Heinrich darf nichts davon erfahren, denn der Junge hat sonderbare Ansichten. Er würde darauf dringen, daß ihn die Fremde erhalte. Es fragt sich ja, ob sie mit dem Leben davon kommt, wozu sollen denn Fremde bekommen, was wir gerettet haben. Wenn sie sich erholt, können wir immer noch thun, was wir wollen.“

Jan nickte zustimmend mit dem Kopfe, er schien mit diesem Auswege ganz einverstanden zu sein.

„Wann wollen wir den Kasten öffnen?“ fragte er nach einiger Zeit.

„In der nächsten Nacht; auch Auste soll nichts davon erfahren,“ lautete die Antwort.

Die beiden Männer arbeiteten schweigend weiter. Es war kalt, dennoch schob der Vogt wiederholt den Hut empor, um den Schweiß von der Stirne zu wischen. Er hatte an dem, was das Meer an den Strand gespült, nicht die geringste Freude, er wandte sogar den Blick vom Meere ab, denn es war ihm, als ob er aus den Wellen zwei Arme nach Hilfe winkend emporragen sehe, die des Kapitäns.

Nach mehreren Stunden kehrten sie zum Hause zurück. Als sie in das Zimmer traten, saß die Fremde aufrecht in dem Bette da, ihre großen blauen Augen waren fragend

und doch mit dem Ausdrucke unsagbaren Schmerzes auf sie gerichtet.

Der Vogt trat zu ihr.

„Haben Sie den Leichnam meines Vaters gefunden?“ fragte sie.

„Nein.“

„Ist eine Möglichkeit vorhanden, daß er gerettet ist?“ forschte die Unglückliche weiter.

Klaas Aken wagte nicht, zu antworten, denn er wußte, wie schmerzlich die Antwort in das Herz des Mädchens einschneiden werde. Verneinend schüttelte er mit dem Kopfe.

„O Gott, keine Möglichkeit! Also todt — todt!“ rief die Fremde verzweiflungsvoll und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Wie ein Angeklagter stand der Vogt mit halb gesenktem Kopfe da, der Ruf dieses Mädchens durchzuckte ihn. Er wollte sich emporraffen und gegen die Schwäche, die ihn überkam, wappnen, sein hartes Herz hatte ja nie Mitleid empfunden, sobald er indeß den Blick auf die zarte Gestalt des Mädchens richtete, war seine Kraft wieder geschwunden.

Er erfaßte ihre Hand und zog sie langsam von den weinenden Augen nieder, er rückte einen Schemel an das Bett und setzte sich.

Die Fremde, welche kaum zwanzig Jahre zählen konnte, nannte ihren Namen, sie hieß Marie Wybrand. Unter Thränen und durch ihre Schwäche häufig unterbrochen, erzählte sie, daß das gescheiterte Schiff Eigenthum ihres Vaters gewesen sei. Seitdem sie vor zwei Jahren ihre Mutter

verloren, habe sie ihren Vater, dessen einziges Kind sie gewesen sei und der mit unsagbarer Liebe an ihr gehangen, auf allen seinen Fahrten begleitet. Er habe in New-York auf eigene Rechnung eine Ladung Getreide aufgenommen, um sie nach Deutschland zu bringen. Er habe ihr gesagt, daß dieses seine letzte Fahrt sein solle, er wolle die Ladung und sein Schiff, welches schon sehr alt sei, das er aber doch noch für seetüchtig gehalten habe, verkaufen und sich dann mit ihr in irgend einer Stadt an der Nordsee niederlassen, um den Rest seines Lebens in Ruhe hinzubringen. Die Ueberfahrt sei eine glückliche gewesen, erst im Kanale habe ihn der Sturm überrascht. Die Ladung sei für Emden bestimmt gewesen. Zwei Tage lang habe er in der See gekreuzt, weil ihm die Gefahr der Sandbänke beim Einlaufen in die Ems wohl bekannt gewesen sei. In dem Sturm sei das Schiff leck geworden und habe ihn genöthigt, sobald als möglich einen Hafen zu erreichen. Er habe sich entschlossen, trotz des Sturmes und trotzdem kein Lootsenboot sich habe blicken lassen, in die Ems einzulaufen. Ein Mast sei von dem Sturme fortgerissen worden und das habe die Leitung des ohnehin lecken Schiffes noch erschwert. Er sei mit dem Fahrwasser vertraut gewesen, der Leuchthurm auf Borkum habe ihm als Wegweiser gedient. Die Nacht sei hereingebrochen. Trotz des Sturmes habe er seit zwei Tagen das Steuer selbst geführt. Da habe er rechts ein zweites Licht erblickt, und in dem Glauben, daß es das Licht eines Feuerschiffes sei, habe er den Kurs mehr rechts gehalten. Da sei das Schiff auf dem Riffe aufgelaufen und von dem Sturme getrieben so heftig, daß es sich sofort mit Wasser gefüllt

habe. Daß das Schiff verloren sei, darüber sei er keinen Augenblick im Zweifel gewesen, er habe an den Verlust desselben kaum gedacht, sondern sei nur auf ihre Rettung bedacht gewesen. Die Bedienung, fünf Matrosen, hätten, sobald das Schiff aufgelaufen sei, nicht länger an der Pumpe Stand gehalten, sondern seien in wilder Hast auf das Boot zugestürzt, um sich zu retten. Sie hätten vor dem Hereinbrechen des Abends die Insel gesehen und die feste Hoffnung gehegt, dieselbe zu erreichen. Ihr Vater sei entschlossen gewesen, auf dem Schiffe auszuharren, er habe die Ueberzeugung gehabt, daß es bis zum Morgen aushalte und er dann gerettet werde. Er habe dies den Matrosen vorgestellt, allein die Furcht habe sie taub gemacht, sie hätten sich in dem schwachen Boote der stürmischen See anvertraut. Sie sei allein mit ihrem Vater auf dem Schiffe zurückgeblieben. Dasselbe habe sich schnell völlig mit Wasser gefüllt. Um auf dem Decke den Sturzwellen widerstehen zu können, habe ihr Vater sie und sich selbst an dem Reste des gebrochenen Mastes fest gebunden. So hätten sie die lange Nacht in unsagbarer Angst verbracht. Woge auf Woge habe sich über sie ergossen und bei jedem Anprall derselben sei das Schiff erzittert und habe gedroht, völlig vernichtet zu werden. Um sie gegen die Kälte des Wassers und vor Erstarrung zu schützen, habe ihr Vater sie fest an sich gepreßt und fortwährend ihre Stirn und ihre Hände gerieben. Unsagbar lang sei die Nacht gewesen. Sie habe die Furcht vor dem Tode verloren gehabt und denselben herbeigewünscht, nur um von den Qualen erlöst zu werden. Da sei endlich der neue Tag hereingebrochen, er habe

sie die nahe Insel erkennen lassen und der schwache Lebensfunke sei wieder angefaßt. Sie hätten mit ängstlich pochendem Herzen das Boot zu ihrer Rettung nahen sehen, da —

Sie sank laut schluchzend in das Bett zurück und war nicht im Stande, weiter zu erzählen, und sie brauchte auch nichts mehr zu sagen, denn was nun geschehen war, das hatte der Bogt ja selbst erlebt und er sah vor sich das erstarrte, blaße Gesicht des Kapitäns, er sah dessen Augen, er hörte dessen Stimme, mit der er ihn bat, zuerst seine Tochter zu retten, er sah ihn dann von der Sturzwelle seinen Händen entrissen in dem Meere untergehen — weiter wagte selbst seine Erinnerung sich nicht. Er strich mit der harten Hand über die Stirne hin, als könne er dadurch ein Bild verwischen, welches sich ihm fest, fest eingegraben hatte.

Die Bogtin und Lina hatten sich während der Erzählung Mariens kaum gerührt. Ohne Eindruck war dieselbe an ihnen vorübergeglitten, denn sie haßten die Fremde; die Bogtin wähnte, daß die Züge des blaffen Mädchens ihren Mann bethört hätten, und Lina konnte nicht vergessen, daß ihretwegen ihr Vater hart gegen sie gewesen war. Beide wünschten, daß die Wogen auch die begraben hätten, welche jetzt in dem warmen Bette lag und die sie pflegen sollten.

Heinrich hatte sich Marie, während sie erzählte, langsam genähert, sein Auge war auf ihr blaßes, hübsches Gesicht gerichtet, keines ihrer Worte entging ihm. Im Geiste durchlebte er mit ihr all' die Qualen und die Angst der langen und kalten Nacht.

Als Marie im Schmerze der Verzweiflung die Worte aus-

rief: „Mein Vater ist todt, nun stehe ich ganz allein und verlassen da!“ trat er schnell, Alles um sich vergessend an sie heran, erfaßte ihre Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Nein, Sie sind nicht verlassen! Ich werde Ihnen beistehen und Sie schützen!“

Diese Worte entsprachen so sehr dem Verlangen seines Herzens, daß er kaum wußte, was er gesprochen hatte.

Seine Mutter warf ihm einen finsternen drohenden Blick zu. Sie hätte aufspringen und ihn von der Fremden zurückreißen mögen! Hatte dieselbe denn mit ihrem Blicke auch ihren Sohn bezaubert?

Marie hatte die Worte kaum gehört, der Vogt nickte seinem Sohne schweigend, aber zustimmend zu.

Die Nacht war längst hereingebrochen, in dem Hause des Vogtes war es still, die Bewohner desselben schliefen und selbst auf die Augen des unglücklichen, geretteten Mädchens hatte sich erbarmend der Schlaf gesenkt.

Nur der Vogt wachte. Auch er hatte geschlafen, wilde, ängstlich bedrückende Traumbilder hatten ihn geweckt. Ihm hatte geträumt, er selbst ringe im Meere, von den Fluthen erfaßt, mit dem Tode. Vor ihm in einem Boote saß der Kapitän, der Vater Mariens, und hielt ihm das Ruder hin, sobald er indessen den Arm danach ausstreckte, zog er mit lautem Hohnlachen das Ruder zurück. Er rang mit den Fluthen, schon fehlte ihm der Athem und er fühlte seine Kraft erlahmen, die Angst des Todes kam über ihn, da hielt ihm der Kapitän wieder das Ruder hin, um es auf's Neue zurückzuziehen, ehe seine Hand es erfaßt hatte.

Als er erwachte, war seine Stirne feucht von Angstschweiß.

Gorchend blieb er kurze Zeit liegen, die Fremde und auch seine Frau schliefen. Dann erhob er sich leise, kleidete sich an und verließ das Zimmer. Er weckte seinen in einem anderen Raume schlafenden Bruder und forderte ihn auf, ihn zu begleiten.

Dann trat er vor das Haus. Der Wind hatte sich wieder verstärkt und fuhr pfeifend über die Insel hin, er war kalt, aber diese Kälte that ihm wohl, er schob den Hut empor, damit der Wind seine heiße Stirne kühle. Er vernahm das hohle Brausen der Brandung, das Meer war auf's Neue in Aufregung gerathen, nachdem es sich mit dem Neigen des Tages kaum etwas beruhigt hatte. Seine Brust dehnte sich, ihm wurde leichter, denn dieser Aufruhr in der Natur entsprach dem in seinem eigenen Inneren.

Jan trat aus dem Hause und schloß sich ihm schweigend an. Sie schritten zu der Bucht, in welcher das große Boot lag, wohl vermochten sie dasselbe in der dunklen Nacht nicht zu erkennen, dennoch schoben sie ohne Zögern das kleine Boot in das Wasser, wußten sie doch die Richtung, welche sie inne zu halten hatten, genau.

Das Brausen des Meeres in der Nacht, das Anschlagen der Wogen an das Boot machte einen unheimlichen Eindruck. Früher würde der Bogt nicht im Geringsten arg daraus gehabt haben, jetzt suchte sein Auge die Dunkelheit zu durchdringen, weil er wähnte, die Fluth müsse den Körper eines Todten ihnen entgegentragen. Kräftiger zog er das Ruder an, um so schnell als möglich das große Boot zu erreichen.

Und sie erreichten es ungefährdet. Langsam, gleichmäßig wurde es vor dem Anker geschaukelt. Sie traten in die niedrige, enge Kajüte ein. Der Bogt zündete ein mitgebrachtes Talglicht und die in der Kajüte hängende Laterne an. Der Blechkasten stand unberührt da. Wer hätte ihn freilich holen sollen? Das Meer war ein sicherer Wächter.

Der Bogt hob ihn empor, er war schwer. Jetzt ließ die Habsucht seine Augen wieder leuchten und verscheuchte jedes Bedenken. Mit einem Beile versuchte er den Kasten zu erbrechen, derselbe erwies sich jedoch stärker, als er vermuthet hatte. Seine Hände zitterten vor Ungeduld.

„Laß ihn zu,“ sprach Jan endlich.

„Ha! Nimmermehr!“ rief der Bogt. „Ich will sehen, was er birgt. Es sollte die letzte Fahrt des Todten sein, dann wolte er sich zur Ruhe setzen. Glaubst Du, daß er einen solchen Plan gefaßt haben würde, wenn er nicht vermögend war? Für das alte Schiff würde er wenig bekommen haben, denn die Wogen haben es bereits völlig vernichtet. Hier in diesem Kasten ruht sein Vermögen, er würde ihn sonst nicht an dem Mast festgebunden haben, er würde nicht daran gedacht haben, ihn früher in Sicherheit zu bringen, als sein eigenes Leben!“

Jan schwieg.

Der Bogt setzte den Versuch, den Kasten zu öffnen, fort, und wandte alle seine Kraft auf. Mit eigensinniger Wuth hieb er mit der Axt darauf ein, und endlich brach das Schloß, der Deckel sprang auf. Ungeduldig, mit gierigen Blicken beugten sie sich über den Kasten, der wasserdicht verschlossen gewesen war und in seinem Inneren nicht die ge-

ringste Spur von Feuchtigkeit zeigte. Mehrere festzugebundene Säckchen mit Geld und verschiedene Schmuckfachen von Gold fielen ihnen zuerst in die Augen. Des Bogtes Hand ergriff hastig eines der Säckchen.

„Das ist Gold!“ rief er mit leuchtenden Augen.

Mit einem Schnitte seines Messers öffnete er das Säckchen, dann das zweite, zahlreiche Goldstücke fielen in den Kasten. Fast aufjauchzend wühlte er mit der Hand in den blanken, schimmernden Münzen. So viel hatte er kaum erwartet.

„Das sind Tausende!“ rief er. „Einen solchen glücklichen Griff haben wir nie gethan!“

Jan hatte ein sorgfältig mit einem Bande umschlossenes Päckchen zur Hand genommen, er öffnete es. Dasselbe enthielt eine Anzahl sicherer Werthpapiere, außerdem die Bescheinigung über die Versicherungen des Schiffes und seiner Ladung. Beide hatten einen nicht unerheblichen Werth und waren so gut wie eine gleiche Geldsumme, da Schiff und Ladung verloren waren und die Versicherungssumme ausbezahlt werden mußte.

„Nun sind wir reich — reich!“ rief der Bogt, dessen Auge sich von dem Golde nicht trennen konnte.

„Können wir es behalten?“ warf Jan ein. „Die, der es gehört, lebt noch.“

Der Bogt antwortete auf diese Frage nicht.

„Sie weiß nicht, daß der Kasten gerettet ist,“ entgegnete er endlich. „Es weiß Niemand außer Aufte darum, und der schweigt!“

Auf dem Grunde des Kastens lagen verschiedene Fami-

lienpapiere des Kapitäns, darunter ein versiegeltes Schreiben mit der Aufschrift: „Für meine Tochter, nach meinem Tode.“

Der Bogt wollte es erbrechen.

Jan legte die Hand auf den Arm des Bruders.

„Thu' es nicht,“ sprach er mahnend.

„Weshalb nicht? Soll ich ihr dies vielleicht geben, damit sie sofort erräth, daß wir im Besitze des Kastens sind und denselben geöffnet haben?“ entgegnete Klaas.

Er legte die Hand an das Siegel. Ein eigenthümliches lautes Pochen an dem Schiffsrand ertönte in dem Augenblicke. Der Bogt zuckte zusammen, halb ängstlich blickte er sich um, es war, als ob die Hand eines Todten an das Schiff gepocht habe.

„Was war das?“ rief er.

Das Geräusch wiederholte sich noch einmal. Jetzt hörte er, daß das kleine Boot durch die Wogen an das Schiff geworfen wurde. Ein Lächeln über seine thörichte Furcht zuckte um seinen Mund hin. Er hatte früher ja nie ein Gefühl der Furcht gekannt.

Hastig erbrach er das Siegel und öffnete das Schreiben. Eine deutliche, feste Handschrift blickte ihm entgegen. Mit halblauter Stimme begann er zu lesen:

„Meine liebe Tochter! Ich halte es für meine Pflicht, Dich nach meinem Tode in ein Geheimniß einzuweihen, welches ich Dir, so lange ich lebte, aus verschiedenen Gründen verschwiegen habe. Du wirst vielleicht nach meinem Tode allein dastehen, da wird es Dir möglicher Weise von Nutzen sein können. So lange als Du lebst, habe ich den

Namen Frederik Wybrand geführt, und ich darf dreist behaupten, daß auf demselben nicht der geringste Makel haftet, denn es ist immer mein strenger Grundsatz gewesen, Jedem sein Recht widerfahren zu lassen. Du magst diesen Namen weiter führen, ich hinterlasse ihn Dir mit gutem Klange und alle Deine Rechtsansprüche auf meine Hinterlassenschaft sind auf ihn gegründet. Mein eigentlicher Name ist Frederik Aalen . . .“

Der Vogt hielt inne mit lesen, seine Augen waren starr auf das Papier geheftet, sie schienen aus dem Kopfe hervorzutreten.

„Lies weiter!“ drängte Jan mit mühsam hervorgepresster Stimme.

Der Vogt strich mit der Hand über die Stirne hin; sein Auge hatte nicht den Muth besessen, nur ein einziges Wort weiter zu lesen.

„Lies weiter,“ wiederholte Jan noch einmal.

„Mein Vater war Vogt auf der kleinen Nordsee-Insel R.“ fuhr der Vogt fort. „Allmächtiger Gott!“ unterbrach er sich und sprang auf. Das Schriftstück entsank seiner Hand, aus seinem Gesichte schien jeder Blutstropfen gewichen zu sein.

Auch Jan war aufgesprungen und blickte seinen Bruder mit starren Augen an. Die breite Brust des Vogtes rang nach Athem, es schien eine Last auf ihr zu ruhen, die sie mit furchtbarer Gewalt zusammenpreßte.

Und es war eine schwere — schwere Last, denn der Mann, der am Tage zuvor durch ihn, auf seinen Ruf hin den Tod gefunden hatte, war sein Bruder gewesen!

„Klaas, Klaas, was haben wir gethan!“ rief Jan mit verzweifelungsvoller Stimme.

Der Bogt schien ihn nicht zu hören, er rang noch immer nach Athem, er preßte die Hand auf die Stirne und sein kräftiger, schwerer Körper sank wie ein morscher, gebrochener Stamm auf die harte Bank in der Kajüte hin. Er war der Mörder seines Bruders geworden!

Das Licht hatte der Bogt, als er erschreckt aufgesprungen war, zu Boden geworfen, es war verlöscht, das schwache Licht, welches die von dem schaukelnden Schiffe langsam hin und her bewegte Laterne verbreitete, warf bewegliche, unheimliche Schatten in den engen Raum. Diese Schatten liefen langsam an der Kajütenwand empor bis zu der niedrigen Decke und schienen dann wieder hinabgleitend sich unter der Bank und in dem Winkel zu verlieren. Und der schwache Lichtschimmer glitt über die blanken Goldstücke in dem Kasten hin, welche jetzt weniger glänzten. Und die Wogen draußen warfen das kleine Boot an die Schiffswand, das klang so hohl, so pochend, als solle mit Gewalt das Gewissen der beiden Männer, welches so lange geschlafen, wach gepocht werden.

Der Bogt und Jan rührten sich nicht, wie völlig gebrochen saßen sie da, nur ihr schweres keuchendes Athmen war in dem engen Raum vernehmbar. Ihre Erinnerung war um viele Jahre zurückgeëilt.

Sie hatten einen Bruder gehabt, der im Alter zwischen ihnen Beiden stand, ein frischer, heiterer und lebenslustiger junger Mann, der mit ihrem und ihres Vaters verschlosse-

nem, finsternen Charakter wenig Aehnlichkeit hatte. Sein Charakter war das Erbtheil ihrer Mutter, die auf der einsamen Insel und bei dem finsternen Wesen ihres Mannes früh vergangen und gestorben war.

Frederik war Matrose geworden, und nur dann und wann, wenn er von einer längeren Seefahrt zurückgekehrt, in das väterliche Haus gekommen, ohne jedoch für das abgeschlossene Wesen und den harten Sinn seines Vaters und seiner Brüder ein Verständniß zu gewinnen. Freidenkend, war ihm von Jugend auf das Strandrecht wie ein Raub an Unglücklichen erschienen und manchen Kampf hatte er deshalb mit seinem Vater und seinen Brüdern gehabt, und dies hatte ihn auch schon früh aus dem väterlichen Hause und von der Insel vertrieben.

Wieder war er von einer langen Reise heimgekehrt und hatte zwei Monate lang Urlaub. Er besuchte die Seiningen, denn nach der kleinen Insel, auf der er geboren war und sich als Knabe getummelt hatte, zog es ihn immer wieder zurück. In fernen Ländern, umgeben von der prächtigsten und großartigsten Natur, inmitten der tropischen, wundervollen Pflanzenwelt, erfaßte ihn stets ein sehnsüchtiges Verlangen nach dem kleinen öden Gilande in der Nordsee, auf dem es keinen Baum, und außer dem niedrigen Sanddorne nicht einmal einen Strauch gab. Er sehnte sich nach dem einförmigen Strande, der wie eine große Sandbank weit in das Meer hinausragte und bei jeder Fluth auf lange Strecken hin unter Wasser stand; er sehnte sich nach den weißen Dünen, jenen Hügeln aus feinem Sande, in dem

nur der Dünenhafer seine spärlichen grünen Stengel trieb, in den der Fuß stets tief einsank. Es war die Erinnerung der glücklichen Knabenzeit, die in ihm nachhallte.

Es war seine Absicht gewesen, nur wenige Tage auf der Insel zu bleiben, allein aus den Tagen wurden Wochen. Es lebte in dem Hause seines Vaters eine Verwandte, ein hübsches, junges Mädchen, welche die Wirthschaft führte, und sie war es, die ihn zurückhielt. Sie hatte auf sein Herz einen tiefen Eindruck gemacht und kam ihm freundlicher entgegen als seinen beiden Brüdern, vor denen er freilich in den Augen eines jungen Mädchens durch seinen heiteren Sinn und sein gewandteres Wesen viel voraus haben mußte.

Seine Brüder, welche beide die Verwandte liebten, blickten mit finsternen Augen auf ihn, selbst sein Vater schien es ungern zu sehen, daß er dem jungen Mädchen Aufmerksamkeit erwies, allein in der glücklichen Harmlosigkeit der Jugend bemerkte er dies kaum, denn er hatte nur Augen für das Mädchen.

Da kam der Groll seiner Brüder gegen ihn durch eine besondere Veranlassung zum Ausbruche.

An dem Riffe war ein Schiff gescheitert, es war eine mit Holz beladene Bark, welche von Norwegen kam. In dem Augenblicke, als das Schiff aufgefahren war, war die geringe Bedienung nach dem Boote gestürzt, um sich zu retten, eine einzige mächtige Sturzwelle hatte Alle, außer dem Kapitän und einem Matrosen, von Deck gespült. Beide hatten sich dann in dem Boote nach der Insel gerettet und waren von dort am folgenden Tage nach dem Festlande über-

geseht, um von dort Hilfe zur Bergung der Ladung zu holen. Die Bark saß zwar fest im Sande und es war wenig Hoffnung vorhanden, daß sie wieder flott gemacht werden könne, allein sie war noch ziemlich neu und stark genug, den Wogen für längere Zeit Trotz zu bieten, wenigstens so lange, bis die Ladung geborgen war.

Mit finsternen Blicken hatten Frederiks Vater und Brüder dies Alles verfolgt. Gelang das Bemühen des Kapitäns, wurde die Ladung geborgen, dann gab es keine Ernte für den Strand, auf welche sie bereits mit Zuversicht gehofft hatten.

Da waren kaum eine Stunde später, als der Kapitän mit dem Matrosen zum Festlande übergeseht war, Klaas und Jan zu dem gestrandeten Schiffe gefahren, und ihre Absicht war für Frederik kaum ein Geheimniß geblieben. Sie wollten das zerstörende Werk der Wogen unterstützen, damit, ehe die Hilfe kam, wenigstens der größte Theil der Ladung von den Wogen fortgerissen und als Strandgut an die Insel geworfen werde.

Frederik hatte seine Brüder begleiten wollen, sie wiesen ihn schroff zurück. Er sah sie durch sein Glas auf dem gestrandeten Schiffe anlangen, was sie dort vornahmen, vermochte er nicht zu erkennen, allein daß seine Befürchtung nicht umsonst gewesen war, bemerkte er schon kurze Zeit nachher. Das Schiff schien sich etwas zur Seite zu neigen, die Wogen fanden Eingang in dasselbe und rissen einen Theil der Ladung mit sich.

Klaas und Jan kehrten zur Insel zurück und warfen ihrem Vater einen verständnißvollen Blick zu. Wenige

Stunden später war der Strand mit der angeschwemmten Ladung des Schiffes bedeckt.

Frederiks Vater und seine Brüder waren eifrig bemüht, das Strandgut zu bergen. Frederik war entrüstet darüber. Als sie gegen Abend zum Hause zurückkehrten, sprach er seine Entrüstung offen aus. Ein heftiger Streit entspann sich, Frederik beschuldigte seine Brüder offen, das Schiff angebohrt zu haben, er wußte ja, daß sie es gethan hatten, da fielen Beide über ihn her, warfen ihn nieder und mißhandelten ihn in der rohsten Weise. Der lang gehegte Groll gegen ihn, ließ sie kein Mitleid empfinden. Und sein Vater stand daneben und wehrte den Rohen nicht, das junge Mädchen, dessen Herz er erworben zu haben wähnte, sah es und eilte ihm nicht zu Hilfe.

Als die Brüder ihren Zorn gefühlt hatten, ließen sie ihn hilflos liegen und traten mit seinem Vater und der jungen Verwandten in das Haus ein.

Er war übel zugerichtet und glaubte sterben zu müssen, sein ganzer Körper war von den Rohen zerschlagen, heftiger aber noch als die Schmerzen brannte das Gefühl in ihm, daß weder sein Vater, noch die, welche er so innig liebte, ein Wort gesprochen hatten, um seine Brüder zurückzuhalten. Was hatte er ihnen gethan? War seine Entrüstung nicht eine berechnigte gewesen?

Regungslos blieb er liegen, denn er war kaum im Stande sich zu rühren. Die Nacht brach herein. Da raffte er sich endlich auf und schleppte sich bis zu der Bucht, wo das kleine Boot lag. Die letzten Kräfte zusammenraffend schob er es in das Wasser und stieg hinein, denn er hatte nur das eine

Verlangen, fort, fort von der Insel. Sein Versuch, in dem schwachen Boote und mit seinen schwachen Kräften sich dem Meere anzuvertrauen, um das Festland zu erreichen, war mehr als tollkühn, was hatte er indessen zu befürchten? Er wollte hundertmal lieber den Tod in den Wellen finden, als die noch einmal wiedersehen, die kein Mitleid mit ihm gehabt hatten.

Sein tollkühnes Wagniß gelang, die kühle Seeluft stärkte ihn, als der Morgen des neuen Tages hereinbrach, hatte er das Festland erreicht, um die Insel und die Seinigen nie wiederzusehen.

So, wie es gewesen war, stand Alles in der Schrift. Der Todte hatte nichts verschwiegen und nichts übertrieben.

„Ich habe die Meinigen nie wieder gesehen,“ hieß es weiter in der Schrift, „um jede Beziehung mit ihnen abzubrechen, habe ich meinen Namen Naken mit Wybrand vertauscht. Mein Leben ist ein glückliches gewesen. Einige Jahre nach jenem Vorfalle, der mich für immer von der Insel fern hielt, lernte ich Deine Mutter kennen und gewann ihr Herz. Wie glücklich ich mit ihr lebte, brauche ich Dir nicht zu sagen, sie hat mir nur einen einzigen Schmerz bereitet, das war in der Stunde, als sie starb, und diesen Schmerz werde ich wohl nie überwinden. Suche das Andenken an sie für immer in Dir festzuhalten, und Dir kann ich keinen besseren Wunsch zurufen, als: ‚werde wie Deine Mutter!‘ — Mein Vater ist seit Jahren todt, sollte Dich das Geschick je mit einem meiner beiden Brüder zusammen führen, dann hege keinen Groll gegen ihn, was sie mir einst angethan, ist ja zu meinem Glücke ausgeschlagen, sage ihnen, daß ich

ihnen längst vergeben habe und ihnen ein gleiches Glück wünsche, wie ich gefunden habe!"

Als der Bogt nach geraumer Zeit das Schreiben wieder emporgehoben und weiter gelesen hatte, ließ er auf's Neue die Hand niedersinken, als er diese letzten Zeilen las.

Sein Bruder, dem er einst ein so großes Unrecht zugefügt, hatte ihm und seinem Bruder vergeben, er wünschte ihnen sogar Glück und sie — sie hatten ihn ermordet! Dieser Wunsch, der so aufrichtig gemeint war, klang ihm wie Hohn in's Ohr. Konnte er denn noch auf Glück rechnen? In dieser Stunde wurde er gewahr, daß er nie glücklich gewesen war. Er hatte die, welche sein Bruder einst geliebt hatte, geheirathet, sie war sein Weib, allein an ihrem kalten Herzen war sein harter Sinn noch mehr erhärtet. Sie hatten in Vielem übereingestimmt, gemeinsam hatten sie, durch Habsucht geleitet, Gut auf Gut zusammengerafft, aber wirklich glücklich waren sie nicht gewesen.

Stunden lang befanden sich die Brüder bereits in der engen Kajüte.

Jan saß schweigend da, den Kopf auf die Hand gestützt und vor sich hinstarrend. War er nicht eben so schuldig wie sein Bruder?

„Was soll nun werden?“ fragte er endlich.

„Ich weiß es nicht,“ gab der Bogt zur Antwort. Sein Kopf war so dumpf und schwer, als ob er nicht mehr im Stande sei, einen Gedanken zu fassen.

„Sie darf es nie erfahren, daß sie die Tochter unseres Bruders ist,“ bemerkte Jan.

„Weshalb nicht?“

„Würde sie es verschweigen, würde sie uns nicht als nahe Verwandte begrüßen und würde dann nicht Aufte erfahren, daß der — der, welchen wir nicht gerettet haben, unser Bruder war?“

„Du hast Recht, ich werde diese Schrift vernichten, kein Auge soll sie je wieder lesen!“ rief der Vogt und hielt die aus mehreren Bogen bestehende Schrift an das Licht. Hell flackerte das Papier auf, einer der brennenden Bogen entglitt seiner Hand und fiel unter die Bank, weder er noch Jan achteten darauf, ihre Augen waren starr auf die Flamme des Papiers, welches er noch in der Hand hielt, geheftet, denn diese Flamme verzehrte jetzt ein Geheimniß, um welches nur sie allein wußten, welches nur ihre Lippen verathen konnten.

Unter der Bank lag mit Theer getränktes Berg, daneben stand ein Kübel mit Theer, mit dem sie das Boot anstrichen und wasserdicht machten, das Berg fing von dem niedergefallenen brennenden Papier Feuer und loderte kaum eine Sekunde später hell auf.

Erschreckt sprang der Vogt zurück. Die Gefahr, welcher das Schiff ausgesetzt war, wenn es nicht gelang, die Flamme sofort zu löschen, verhehlte er sich keinen Augenblick lang.

Schon füllte dichter Qualm den engen Raum.

„Hole Wasser!“ schrie der Vogt seinem Bruder zu.

Jan sprang empor und stürzte aus der Kajüte, er ließ die Thür in der Hast offen. Der hereindringende Wind ließ das Berg noch heller auflodern.

Der Vogt verlor die Besinnung nicht, er wollte die Flamme, die noch nicht groß war, aber bereits an dem

Theerkübel emporlechte, austreten, in der Hast stieß er mit dem Fuße den Kübel um, der Theer ergoß sich über die Erde, über seine Stiefel und ein Flammenmeer umgab ihn in demselben Augenblicke. Hastig wollte er sich niederbeugen, um den Kasten mit dem Golde zu retten, die Flamme schlug zu ihm empor und versengte sein Gesicht, er mußte aus dem engen Raume fortstürzen, um sich selbst zu retten. Dichter Rauch und Flammen drangen ihm nach, seine Stiefel brannten hell.

„Allmächtiger Gott!“ rief Jan, die Gefahr erkennend. Der Vogt riß ihm den Kübel mit Wasser aus der Hand, um sich dasselbe über die Füße zu gießen. Er taumelte, von dem Qualm halb erstickt, und mußte sich an einem Tau halten, um nicht niederzusenken.

„Wasser — Wasser!“ rief er, in diesem Augenblick selbst zur Hilfe unfähig.

Mit vor Erschrecken zitternden Händen ließ Jan den Kübel an einem Tauende in's Meer hinab und zog ihn wieder empor, er schüttete ihn in die mit Macht aus der Kajüte schlagende Flamme, allein dieselbe schien dadurch nur noch mehr angefaßt zu werden.

Der Vogt raffte sich gewaltsam zusammen und mit der Kraft der Verzweiflung unterstützte er seinen Bruder. Die Hilfe war zu schwach. Schon brach die Flamme aus dem durch die Hitze auseinander getriebenen Dache der Kajüte und bahnte dem Winde einen Weg, das Feuer noch stärker anzufachen. Bald liefen die Flammen über das Deck hin, das ganze Innere des Schiffes war eine Gluth, Rettung war nicht mehr möglich, es galt jetzt für die beiden Männer,

das kleine Boot zu erreichen, sonst waren sie selbst verloren.

Mitten durch die auflobernden Flammen und den erstickenden Qualm mußten sie sich stürzen, um das Boot zu erreichen, und fast ohnmächtig langten sie in ihm an. Der Bogt feuchtete das versengte Gesicht mit Wasser an, dann stießen sie schnell ab, um nicht von einem niederstürzenden Schiffstheile oder einer Raa getroffen zu werden.

In einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten hielten sie die Ruder an. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Die Flamme des brennenden Schiffes flackerte laut prasselnd hoch auf und warf einen feurigen Schein in die dunkle Nacht hinein, auf die unheimlich glänzenden Wogen und auf die bleichen, vom Schreck entstellten Gesichter der beiden Männer.

Der Bogt hätte aufschreien mögen vor Schmerz, das Schiff war noch neu, erst vor drei Jahren hatte er es bauen lassen, es hatte fast viertausend Thaler gekostet und jetzt ging es zu Grunde durch seine Schuld. Seine Hand hatte das Ruder krampfhaft erfaßt, seine Zähne preßten sich so fest auf die Unterlippe, daß das Blut langsam von derselben niedertropfte, er empfand dies nicht.

Sein Gewissen hatte bis dahin geruht, jetzt dämmerte doch die Ueberzeugung in ihm auf, daß es eine Vergeltung gebe. Hatte ihn die Strafe nicht schon ereilt? Vor kaum einer Stunde hatte sein Auge noch mit der freudigen Gier der Habsucht auf dem Golde geruht, welches seinem Bruder gehörte, er hatte den Willen gehabt, dasselbe zu behalten, und jetzt befand es sich inmitten der Gluth, es war ihm

für immer verloren und sein eigenes Schiff fiel seiner Hab-
sucht zum Opfer.

Diese Schnelligkeit, mit der das Geschick ihn ereilte,
hatte etwas Entsetzliches für ihn. War es mit diesem Opfer
befriedigt? Konnte es nicht noch Schwereres über ihn ver-
hängen? Sein Auge irrte über das erleuchtete Meer hin,
aus dem Schaum und dem weißen Kämme der Bogen,
aus ihrem dunkeln Grunde schienen Gesichter aufzutauchen
und ihm höhnnend, grinsend zuzulachen. Eine namenlose
Angst erfaßte ihn.

„Komm — komm!“ rief er seinem Bruder zu und zog
das Ruder an.

„Hast Du etwas gerettet?“ fragte Jan.

„Nichts — nichts!“ entgegnete der Bogt und ruderte
mit aller Kraft, denn er hatte jetzt nur das eine Verlangen,
den Strand zu erreichen.

Hastig sprang er aus dem Boote, schleppte sich keuchend
bis zum Lande und sank dann völlig erschöpft, halb be-
wußtlos auf dem nassen Sande nieder. Er hatte gewähnt,
Ruhe zu finden, wenn er den festen Boden unter sich fühle,
er lag jetzt am Strande, allein konnte ihm das rächende
Geschick nicht auch hierhin folgen, war er im Stande, ihm
zu entfliehen?

Auch hierhin fandte das noch immer hellkodernde Schiff
seinen feurigen Schimmer, er schloß die Augen, allein nun
tauchten die grinsenden Gesichter, welche er in den Fluthen
zu sehen geglaubt hatte, vor ihm wieder auf.

Jan trat zu ihm.

„Soll ich Auste und Heinrich holen?“ fragte er.

„Wozu?“ entgegnete der Bogt. „Wir können sie nicht helfen und das Schiff nicht mehr retten.“

Das Zerstörungswerk, welches das durch den Wind auf das Heftigste angefachte Feuer auf dem Schiffe anrichtete, war von kurzer Dauer. Die beiden Männer befanden sich noch am Strande, als das Hintertheil des völlig ausgebrannten Schiffes sich plötzlich empor hob, ein sicheres Zeichen, daß vorn das Wasser eingedrungen war, einen Augenblick schwankte das Wrack noch, dann versank es mit einem aufzischenden, laut gurgelnden Geräusche.

Es war dunkel ringsum, die Wogen wälzten sich über die Stätte, wo noch vor kurzer Zeit das Schiff sicher vor Anker gelegen, nur noch ein brandiger Geruch, der noch durch die Luft hinzog, verrieth das Geschehene.

Der Bogt erhob sich und kehrte mit seinem Bruder heim. Heinrich und Auste kamen ihnen in größter Aufregung entgegen.

„Habt ihr das Feuer gesehen?“ fragte Heinrich.

„Natürlich,“ gab sein Vater kurz zur Antwort.

„Was war es?“ fuhr Heinrich fort.

„Das Boot ist verbrannt.“

„Wie ist das möglich gewesen?“

Weder der Bogt noch sein Bruder antworteten.

„Waret ihr auf dem Schiffe?“ forschte Heinrich.

Der Bogt zögerte einen Augenblick lang.

„Nein,“ entgegnete er dann.

„Wie kann das Feuer entstanden sein, wenn Niemand auf dem Schiffe war!“ rief Heinrich.

„Haha! Untersuche es!“ gab der Bogt mit erbittertem

Lachen zur Antwort. „Du wirst freilich gut tauchen müssen, denn was das Feuer nicht verzehrt hat, haben die Wogen verschlungen, der Rest liegt sicher im Meere!“

Heinrich wagte nicht weiter zu fragen. Er begriff die Erbitterung seines Vaters, denn der Verlust war ein beträchtlicher, völlig räthselhaft blieb ihm die Entstehung des Feuers. Wenn sein Vater und Jan das Feuer gesehen hatten und zur Rettung an den Strand geeilt waren, weshalb hatten sie ihn und Auste nicht geweckt? Oder waren sie doch auf dem Boote gewesen und war durch ihr Versehen das Feuer entstanden? Er mußte dies glauben, ob schon sein Vater es in Abrede stellte. Was hatten sie aber dort während der Nacht gemacht?

Auste trat an Jan heran.

„Habt ihr den Kasten gerettet?“ fragte er leise.

„Nein — nichts!“

„Was enthielt er?“ fragte der Knecht weiter.

„Schweig,“ rief Jan unwillig und schritt schnell weiter, um den Fragen auszuweichen.

Die Dunkelheit der Nacht hinderte ihn, das grinsende, böshafte Lächeln des Knechtes zu bemerken. Auch die Bogtin und Tine waren auf und kamen ihnen vor dem Hause erschreckt entgegen. Heinrich theilte ihnen mit, daß das Boot verbrannt sei.

„Allmächtiger Gott! Ganz verbrannt, verloren!“ rief die Bogtin.

Ihr Mann antwortete nicht, sondern schritt schweigend an ihr vorüber und trat in das Haus. Seine Frau folgte

ihm. Sie erschrak, als sie sein bleiches, verzerrtes Gesicht im Lampenlichte erblickte.

„Was habt ihr auf dem Boote gemacht?“ fragte sie, vor ihn hintretend.

„Nichts! Schweig!“ rief der Vogt heftig, blickte sie finster, fast drohend an, schob sie zur Seite und trat in das Zimmer.

Hastig leerte er ein großes Glas mit Rum und warf sich dann unausgekleidet auf das Bett, nicht um zu schlafen, sondern weil er kaum noch im Stande war, sich aufrecht zu halten.

Seine Frau war ihm gefolgt, allein sie wagte nicht, eine Frage an ihn zu richten. Sie machte Feuer in dem Kamin und hing den mit Wasser gefüllten Kessel darüber, um Thee zu bereiten, denn es dachte Niemand daran, sich wieder zur Ruhe zu legen, da der Morgen bereits nahte.

Stunden waren vergangen.

Der Vogt lag noch immer regungslos und mit geschlossenen Augen auf dem Bette, ohne daß er schlief. In seinem Innern wogte und stürmte es. Nie in seinem Leben hatte er eine solche Aufregung kennen gelernt.

An dem Feuer saßen Jan, Heinrich, seine Mutter und Tine. Keines von ihnen sprach ein Wort. Das räthselhafte Verbrennen des Bootes, der damit verbundene erhebliche Verlust, das schroffe Schweigen des Vogtes — dies Alles wirkte drückend und unheimlich.

Endlich erhob sich Klaas Aaken. Sein Gesicht schien

in der einen Nacht um Jahre gealtert zu sein, eine Brauen waren finster zusammen gezogen. Ohne zu den Seinigen ein Wort zu sprechen, trank er mehrere Tassen Thee. Seine Frau blickte ihn fragend, besorgt an, er schien dies nicht zu bemerken, denn sein Auge begegnete nicht einmal dem ihrigen.

Er trat an das Bett Mariens. Sie wachte und blickte ihn an. Welcher Schmerz leuchtete ihm aus ihren großen Augen entgegen! Und er hatte ihr diesen Schmerz bereitet, er hatte ihren Vater getödtet und ihr Erbtheil vernichtet. Er mußte das Auge abwenden, weil er fürchtete, daß sie darin das Bewußtsein seiner Schuld lesen könne.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte er, ihre Hand erfassend und fest in der seinigen haltend.

Seine Stimme klang weich.

Marie fühlte sich noch immer sehr schwach. Ihr jugendlicher Körper würden die Beschwerden vielleicht schon überwunden haben, allein der Schmerz um den Tod ihres Vaters rieb ihre Kräfte auf. Allein stand sie unter fremden Menschen und hatte Niemand, an dessen Brust sie sich hätte ausweinen können. Die Brust drohte ihr zu zersprengen. Die beiden einzigen, die ihr unter den Fremden näher standen, die Frau des Vogtes und deren Tochter, hatten noch kein freundliches Wort, keinen beruhigenden Blick für sie gehabt, aus den kalten Zügen sprach nicht das geringste Mitgefühl, die Fragen, die sie an sie richteten, waren schroff und unwillig.

Sie weinte.

„Weinen Sie nicht,“ sprach der Vogt beruhigend. „Sie sollen nicht verflissen sein!“

Die Vog 'n warf einen grossenden, finsternen Blick auf ihren Mann.

Aufste trat ein und sagte, daß er am Strande einen Todten gefunden habe.

„O Gott! Wenn es mein Vater wäre!“ rief Marie schluchzend. „Ich muß ihn sehen, ich muß zum Strande!“

Sie richtete sich empor.

Der Knecht warf dem Vogte einen bejahenden Blick zu.

„Sie sind noch zu schwach, Sie dürfen noch nicht aufstehen,“ sprach er. „Ich selbst werde zum Strande gehen und mich überzeugen. Sie müssen ruhig liegen bleiben.“

Er wandte sich der Thür zu, um dem Knechte, der das Zimmer wieder verlassen hatte, zu folgen. Jan und Heinrich standen auf, um ihn zu begleiten.

„Bleib hier,“ sprach der Vogt kurz zu seinem Sohne. „Gestatte nicht, daß Marie aufsteht, denn — sie ist noch zu schwach!“

Er ging mit seinem Bruder und Aufste zum Strande. Unwillkürlich hemmte er die Schritte, als er sich dem Todten, den das Meer an den Strand geworfen, näherte, an der Kleidung erkannte er schon aus einiger Entfernung, daß es der war, dessen Tod er verschuldet hatte.

„Es ist der Kapitän, der Vater des Mädchens,“ sprach Aufste. „Ich mochte es im Hause nicht sagen, denn ich weiß nicht, ob sie es wissen soll.“

Der Vogt antwortete nicht. Alle Kräfte zusammen raffend trat er an den Todten heran, der auf dem Rücken lag und die offenen, starren Augen auf ihn zu richten schien. Er zuckte zusammen und erfaßte krampfhaft fest Jans Hand,

als ob er sich an ihm halten wollte. Es war ihr Bruder, trotz der starren Züge erkannte er ihn wieder. Wohl hatten die langen Jahre in dem Gesichte eine große Veränderung hervorgerufen, allein ein Zug war geblieben und er genügte, um jeden Zweifel fern zu halten. Da war noch jene Narbe über dem rechten Auge, welche Frederik sich dadurch zugezogen hatte, daß er als Knabe beim Spiele mit seinen Brüdern gefallen und mit der Stirn auf einem nahe am Hause liegenden Anker aufgeschlagen war. Vor seinem Geiste stand deutlich das Bild des lustigen, frischen Knabens, so treu hatte sein Gedächtniß ihm dasselbe seit langen Jahren nicht zurückgerufen.

„Er ist es,“ flüsterte er Jan zu.

Der erwiderte kein Wort, denn auch er hatte den Bruder erkannt.

„Hole einen Spaten und ein Segeltuch,“ befahl der Vogt dem Knechte.

„Wozu ein Segeltuch?“ fragte Auste erstaunt.

„Thu, wie ich Dir gesagt habe!“ rief Klaas Asten kurz. Die drei Brüder waren allein.

„Wenn wir geahnt hätten, daß er es war,“ sprach Klaas.

„Es ist nicht ungeschehen zu machen,“ entgegnete Jan.

„Ich würde viel, viel darum geben, wenn es möglich wäre,“ fuhr Klaas fort. „Glaubst Du, daß sich dies so leicht vergessen läßt? Dies starre Gesicht wird uns verfolgen! Wir haben ihn einst von der Insel vertrieben und haben kaum noch an ihn gedacht, weil wir ihn für längst todt hielten, jetzt ist er zurückgekehrt, und was wir einst gethan haben, rächt sich jetzt doppelt schwer — entsezlich!“

„Wir müssen es tragen,“ sprach Jan vor sich hin-starrend.

„Aber wie — wie!“ rief Klaas.

Er beugte sich nieder und schloß die Augen des Todten.

Der Knecht kehrte mit einem Spaten und Segeltuch zurück. Der Todte wurde auf das Tuch gelegt und mit demselben umhüllt. So trugen die drei Männer ihn zu der nahen Düne, um ihn dort, wo schon so Mancher in dem Sande sein Grab gefunden hatte, zu beerdigen.

Der Knecht mußte das Grab graben. Der Vogt und Jan standen erschüttert daneben.

„Ihm kann es gleichgiltig sein, ob er hier im Sande oder auf dem Festlande in der Erde liegt,“ sprach Auste, während er grub. „Einmal hätte er doch sterben müssen, was thut es, daß er einige Jahre früher dahin gefahren ist. Er hätte freilich — freilich noch leben können!“

Er blinzelte mit boshaftem Blicke zu dem Vogt auf, dieser bemerkte es nicht und schien seine Worte nicht gehört zu haben.

„So, nun ist das Grab fertig,“ sprach Auste endlich.

„Tiefer, tiefer!“ befahl der Vogt. Er schien den Todten nicht tief genug betten zu können, damit er aus dem Grabe nicht wieder emporsteige, um ihn anzuklagen.

Der Knecht gehorchte unwillig; er murmelte Worte vor sich hin, welche der Vogt nicht verstand, dann verzog sich sein Gesicht grinsend. Er hatte seine eigenen Gedanken.

„Haha! Er soll den Kasten nicht holen,“ sprach er halblaut zu sich selbst.

Das Grab war fertig. Der Todte wurde in dem Segel-

tuche hart an den Rand der offenen Grube gelegt, damit er hinabgelassen werde. So viel Umstände waren nie mit einem Todten gemacht.

„Ha! Das können wir leichter haben!“ rief der rohe Knecht und versuchte den Todten mit dem Fuße in das Grab hinabzustößen.

„Berruchter!“ schrie Klaas Aalen auf und stieß den Knecht so heftig zur Seite, daß er in den Sand taumelte.

Vergerlich raffte sich Auste wieder auf, der Zorn seines Herrn war ihm unbegreiflich. Fühlte er Gewissensbisse, weil er den Kapitän hatte ertrinken lassen?

„Ha, das würde ihn weniger geschmerzt haben, als daß er absichtlich ertrinken mußte!“ entgegnete er trozig.

Der Zorn des Bogtes loderte auf, sein Auge funkelte unheimlich, die Worte des Knechtes trafen ihn wie ein Dolchstoß in die Brust, nicht zum zweiten Male sollte sein Mund dieselben aussprechen. Kaum wissend, was er that, ergriff er den Spaten, schwang ihn hoch empor und stürzte mit dem halb heiseren Rufe: „Du lügst — Du lügst!“ auf den Knecht zu, der durch sein steifes Bein zu unbehilflich war, um ihm auszuweichen.

Zur rechten Zeit sprang Jan hinzu und hielt den Arm des Bruders auf, ehe derselbe den vernichtenden Schlag ausführte.

„Nichte kein Unheil an!“ rief er.

Kraftlos ließ der Bogt den Spaten niedersinken. Der Knecht suchte eiligst dem erzürnten Mann zu entkommen und eilte dem Hause zu.

„Jetzt wird er Alles verrathen!“ rief Jan besorgt.

„Nein,“ entgegnete der Bogt, „er wird es nicht thun, weil er weiß, daß er dann nicht einen Tag lang mehr leben würde. Und könnte er irgend etwas beweisen? Ist er dabei gewesen?“

„Er hat es vom Boote aus gesehen.“

„Aber nichts gehört.“

Langsam ließen die beiden Brüder den Todten in die Grube hinab, ihre Hände zitterten doch, es war, als ob der Todte immer schwerer und schwerer werde und sie mit sich hinabziehen wolle. Klaas Aken athmete keuchend und trocknete den Schweiß von der Stirne. Dann ergriff er den Spaten und schaufelte heftig Sand auf den Todten, nur um ihn nicht mehr zu sehen.

Frederik Aken hatte die heimathliche Insel nie wieder betreten wollen, und jetzt ruhte er in dem Sande derselben.

Unwillkürlich zogen die beiden Männer die Hüte ab, sie konnten nicht mehr beten, aber ihre Stimmung war doch die eines Gebetes. Sie hatten eine schwere, schwere Arbeit beendet. Das Grab war vollendet und dennoch blieben sie stehen.

„Klaas,“ sprach Jan. „Soll Marie erfahren, daß wir ihren Vater hier begraben haben?“

„Jetzt nicht, sie ist noch zu schwach. Vielleicht später — dann wird es sie beruhigen, wenn sie das Grab ihres Vaters kennt.“

„Und was soll aus ihr werden?“ fuhr Jan fort. „Sie steht uns nahe.“

„Wir dürfen sie nicht verlassen — ich wenigstens werde es nicht thun. Jetzt weiß ich, weshalb ich sogleich vom

ersten Augenblicke an Mitleid mit ihr empfand — es liegt ein Zug ihres Vaters in ihrem Gesichte.“

„Willst Du Deiner Frau mittheilen, wer sie ist?“

„Nein, außer uns darf es nie Jemand erfahren.“

„Deine Frau und Lina sind schroff gegen sie, ihr Blick verräth, daß sie die Arme hassen.“

Der Vogt richtete sich auf.

„Ich werde sie zwingen, freundlicher zu sein!“ rief er.

Jan schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe, denn er kannte den starren, trohigen Sinn der Mutter und Tochter.

„Die zwingst Du nicht,“ entgegnete er, „ihr Haß wird dadurch nur um so größer werden.“

„Ich werde sie zwingen, denn noch bin ich Herr hier!“ versicherte der Vogt.

Sie kehrten zum Hause zurück.

Marie schien ihre Heimkehr mit Ungeduld erwartet zu haben.

„War es mein Vater?“ fragte sie mit ängstlichem Blicke.

„Nein — ich kannte ihn nicht — ein Fremder — ein Matrose, wie seine Kleidung verrieth,“ entgegnete Klaas Aken, indem er sich abwandte, um der Unglücklichen nicht in's Auge zu sehen.

Marie erholte sich langsam. Je freundlicher der Vogt, Jan und Heinrich gegen sie waren, je mehr Theilnahme sie verriethen, um so schroffer wurden die Vogtin und Lina gegen sie.

Nach einigen Tagen war Marie soweit gekräftigt, daß sie das Bett verlassen konnte, ihre Kleidung war indessen zu dünn für das undurchwärmte Zimmer, dessen Thüre

obenein stets offen gehalten wurde, um dem Rauche Abzug zu gestatten.

Heinrich machte seine Mutter darauf aufmerksam, als sein Vater und Tine zugegen waren.

Die Vogtin antwortete nicht. Was kummerte die Fremde sie.

„Sie muß wärmere Kleidung haben,“ versicherte Heinrich. „Ihr zarter Körper verräth, daß sie wenig abgehärtet ist.“

„Was geht es mich an,“ versetzte die Frau mitleidslos. „Mögen die dafür sorgen, die sie hieher gebracht haben! Ihr Bett hat Tine bereits abtreten müssen, vielleicht soll sie ihr ihr bestes Kleid auch ablassen!“

Es lag ein herausfordernder Trotz gegen ihren Mann in diesen Worten und dem Vogte entging derselbe nicht. Ihn erbitterte die mitleidslose Kälte seiner Frau gegen das arme unglückliche Mädchen. Hatte sie Marie schon ein einziges Mal ein freundliches Gesicht gezeigt?

„Ja, das soll sie!“ rief er auffahrend, „und ich denke, das Kleid wird nicht zu schlecht für sie sein!“

„Nimmermehr!“ entgegnete die Frau, sich hoch aufrichtend. „So tief lasse ich mein Kind nicht herabsetzen, daß ihr Kleid von einer fremden schiffbrüchigen Dirne getragen werden soll! Wer ist dieselbe? Weil sie eine blasse Larve trägt, seid ihr Alle vernarrt in sie!“

„Schweig!“ rief der Vogt befehlend. Die Worte seiner Frau erschienen ihm zu thöricht, um mehr darauf zu antworten, denn er hatte kaum gesehen, daß Marie hübsch war.

„Ich werde nicht schweigen,“ fuhr die erregte Frau fort.

Der Vogt blickte sie drohend an.

„Tine, hole das Kleid,“ befahl er seiner Tochter.

Das Mädchen rührte sich nicht.

„Hast Du nicht gehört?“

„Ich gebe mein Kleid nicht her,“ erwiderte das Mädchen trotzig.

„Haha! Du wagst mir zu trotzen!“ rief der Vogt laut und erbittert auflachend. „Sieh, ich hätte Dir ein neues gekauft, sobald ich nach dem Festlande gekommen wäre, jetzt thue ich es nicht! Jetzt hole Dein Kleid, sofort!“

Seine Stimme klang so heftig und erregt, daß Tine trotz des größten Unwillens gehorchte.

„Tine, da die fremde Dirne hier jetzt mehr gilt als wir,“ rief die Bogtin, welche ihre Erbitterung und ihren Groll nicht länger zu beherrschen im Stande war, „da wir ihretwegen leiden müssen, da uns Unrecht geschieht, so ist es am besten, wir Beide verlassen das Haus!“

Der Vogt hatte in seinem Leben manches Unrecht gethan, aber gerade in diesem Falle, wo er mit Marie ein gerechtes Mitleid empfand, wo er sich bewußt war, für sie nicht mehr als billig war, verlangt zu haben, jetzt berührte ihn dieser Vorwurf doppelt. War es denn möglich, der Unglücklichen auf andere Weise warme Kleidung zu verschaffen, da er durch das Verbrennen seines Bootes verhindert war, zum Festlande hinüber zu fahren? Wußte seine Frau dies nicht ebenso gut wie er?

Er zitterte vor Erregung und Zorn, er erfaßte den Arm seiner Frau und hielt ihn krampfhaft fest.

„Wer hat Dir Unrecht gethan? Sprich!“ rief er.

Die Frau schwieg trotzig.

„Sprich!“ wiederholte er mit noch lauterer Stimme.

„Inwiefern mußt Du der Unglücklichen wegen leiden? Gib mir Antwort! Du forderst Lina auf, mit Dir das Haus zu verlassen — haha! Ich will Dir nur das Eine sagen: ehe ich dulde, daß der Fremden durch euch das geringste Unrecht geschieht, eher mögt ihr Beide das Haus verlassen! Danach richtet euch, denn ich setze meinen Willen durch!“

Erregt verließ er das Haus.

Die Frau blickte ihm nach, ohne ein Wort zu erwidern; ihr Gesicht schien noch kälter und starrer geworden zu sein, sie grollte ihrem Manne, sie haßte die Fremde, wie sie nie einen Menschen gehaßt hatte, und würde laut aufjubelt haben, wenn dieselbe todt vor ihren Füßen gelegen.

Man konnte kaum sagen, daß der Frieden in dem Hause des Bogtes gestört war, denn wirklicher Frieden hatte in ihm nie geherrscht, es war mehr die Ruhe der Gleichgiltigkeit und des Abgestumpftseins gewesen, jetzt war es das Schweigen des Grobsten, der Feindschaft und des schlecht verheilten Hasses.

Marie konnte jetzt fast den ganzen Tag außerhalb des Bettes zubringen. Die Bogtin und Lina betraten kaum das Zimmer, in einem anderen Zimmer hielten sie sich den ganzen Tag über auf, kaum daß sie das Nöthigste in der Wirthschaft besorgten. Um Marie bekümmerten sie sich nicht, mußten sie das Zimmer, in dem sie war, betreten, so warfen sie nicht einmal einen Blick auf sie. Am bittersten ärgerte es sie, daß weder der Bogt, noch Jan, noch

Heinrich ihnen irgend einen Vorwurf machten, sondern sie ruhig gewähren ließen.

Marie fehlte es nicht an Pflege. Heinrich verließ sie kaum einen Augenblick lang und bot Alles auf, sie in ihrem Schmerze zu zerstreuen und aufzuheitern. Er erzählte ihr aus seinem Leben und von seinen Reisen und suchte ihren Lebensmuth wieder zu heben. Schüchtern hielt er sich immer in gewisser Entfernung von ihr, und wenn sein Herz auch noch so heftig und leidenschaftlich pochte, kein Wort verrieth ihr, was in ihm vorging. Und die Unglückliche, die nach dem Tode ihres Vaters Niemand mehr besaß, dem sie sich hätte anschließen können, die ganz allein und verlassen da stand, faßte Vertrauen zu ihm; war er doch der Einzige, mit dem sie über ihren schweren Verlust sprechen konnte.

Der Vogt und Jan waren freundlich gegen sie, allein bei ihrem schroffen, düsteren Wesen hatte selbst ihre Freundlichkeit etwas Rauhes.

Marie wußte durch den Vogt, daß der Kasten, in welchem ihr Vater sein ganzes Vermögen geborgen hatte, zu Grunde gegangen war, sie hatte nicht einmal die Hoffnung, die Versicherungssumme für das Schiff und die Ladung zu erhalten, da ja auch die Papiere darüber mit vernichtet waren, völlig hilflos stand sie da, und durch ihren Vater, der fast jeden ihrer Wünsche erfüllt hatte, verwöhnt, blickte sie mit Bangen in die Zukunft. Der Vogt versprach ihr zwar, daß er sie nie verlassen und für sie sorgen werde, was konnte sie indessen von einem Fremden verlangen, dem sie ohnehin schon ihre Rettung und Pflege verdankte? Sie

glaubte seinem Versprechen, konnte sie dasselbe aber annehmen, da sie nur zu wenig darüber in Zweifel sein konnte, daß des Vogtes Frau und Tochter sie haßten?

Es war ihr nicht entgangen, daß ihretwegen in der Familie des Vogtes Zwist und Groll entstanden war, und wenn sie sich auch völlig unschuldig fühlte, wenn sie schon in Heinrichs und des Vogtes Blicken nicht den geringsten Vorwurf las, so war dies Verhältniß ihr doch peinlich. Sie sehnte sich fort und dies Sehnen wuchs mit jedem Tage.

Es war unmöglich, sie zum Festlande überzusetzen, da das Boot verbrannt war. Der Vogt mußte die Gelegenheit abwarten, bis ein Schiff sich der Insel näherte, das ihn aufnahm und zum Festlande brachte, wo er sich ein neues Boot kaufen mußte, da er ein solches nicht entbehren konnte.

Diese Gelegenheit bot sich bald. Ein vorübersegelndes Schiff erbot sich, ihn, Jan und Auste aufzunehmen.

Ghe er das Haus verließ, zog er Heinrich bei Seite.

„Verlasse Marie nicht,“ sprach er. „Du weißt, daß Deine Mutter und Schwester gegen sie sind.“

Heinrich versprach es und fügte die Frage hinzu, wann sein Vater zurückzukommen gedenke?

„Das kann ich noch nicht bestimmen,“ entgegnete der Vogt. „Ich weiß nicht, ob ich sofort ein für mich passendes Boot finden werde, und wenn ich es finde, so zögert sich der Abschluß des Kaufes vielleicht hin. Es können leicht mehrere Tage vergehen, ehe wir wiederkommen. Ich will mich auch umsehen, um ein Unterkommen für Marie zu finden, denn sie sehnt sich von hier fort und ich kann es ihr nicht verargen.“

„Wovon soll sie leben?“ warf Heinrich besorgt ein.

„Laß — laß nur,“ bemerkte der Vogt. „Ich habe ihr versprochen, sie nicht zu verlassen, und ich halte mein Wort. Das kannst Du ihr noch einmal sagen und hinzufügen, daß sie meine Unterstützung ohne Bedenken annehmen könne, weil ich nicht arm sei.“

Die drei Männer fuhren ab.

Heinrich war mit Marie allein im Zimmer, bald traten seine Mutter und Schwester ein und es entging ihm nicht, daß sie gegen Marie freundlicher waren als bisher. Sie fragten wenigstens nach ihrem Befinden und eine solche Frage hatte er aus ihrem Munde noch nicht vernommen.

Sollte nur ein Gefühl des Trostes gegen seinen Vater sie zurückgehalten haben, sich der Unglücklichen zu nahen? Er vermuthete dies und war auf das Höchste erfreut, als seine Mutter sogar eine Unterhaltung mit Marie anknüpfte. Er selbst wurde heiterer. Ohne jede Mißstimmung schwand der Tag.

Als er am folgenden Morgen wieder mit Marie im Zimmer saß, trat seine Mutter ein und theilte ihm mit, daß ein Schiff am Riffe gestrandet sei.

„Wie ist das möglich!“ rief er. „Die Nacht ist ruhig gewesen, der Wind ist sehr günstig und nicht stark, und gestern gegen Abend bemerkte ich zwei Lootsenboote, welche hinter dem Riff kreuzten.“

„Was weiß ich, wie es möglich gewesen ist,“ entgegnete die Vogtin, über den Einwurf unwillig. „Ich bin nicht auf dem Schiffe gewesen.“

„Sehen Sie nach, vielleicht ist noch Hilfe möglich!“

rief Marie, die mit Schrecken an das Scheitern des Schiffes ihres Vaters zurückdachte.

Heinrich erhob sich und verließ das Zimmer. Er hielt es noch immer nicht für möglich, daß bei solchem Wetter ein Schiff an dem Riffe scheitern könne.

Als er ungefähr zehn Schritte vom Hause entfernt war, blickte er sich um. An dem Fenster eines Nebenzimmers bemerkte er den Kopf seiner Schwester, der aber sofort und mit sichtbarer Hast zurückfuhr. Weshalb hatte sie ihm nachgeblickt, da sie doch wußte, wohin er ging? Weshalb fuhr sie so schnell zurück, da doch nichts Verhängliches darin lag, wenn sie durch das Fenster blickte.

Ein unruhiges Gefühl erfaßte ihn. Anstatt sich zum Strande zu begeben, eilte er auf die nächste Düne, von deren Gipfel aus er einen Ueberblick über das Riff hatte. Er langte oben an und ein einziger Blick überzeugte ihn, daß kein Schiff gestrandet war. In einiger Entfernung vom Riffe fuhr ein Schiff, allein dasselbe hielt den ganz richtigen Kurs inne.

Konnte dies Schiff seine Mutter getäuscht haben? Dies war nicht möglich, denn sie war zu lange auf der Insel und ihre Augen waren zu scharf. Es mußte ihre Absicht gewesen sein, ihn aus dem Hause zu entfernen, aber weshalb — weshalb? Er dachte an seine Schwester, die ihm sehen nachgeblickt, um zu sehen, welche Richtung er einschlug; sie mußte wähnen, daß er sich zu dem entfernteren Strande begeben habe.

Eine unsagbare Angst erfaßte ihn, es war ihm, als ob Marie von einer Gefahr bedroht werde, und so schnell als

seine Beine ihn trugen, eilte er zum Hause zurück. Mit pochendem Herzen stand er, in dem Hause angelangt, einen Augenblick vor der Stubenthüre, welche angelehnt war, still. Seine Mutter und Schwester befanden sich bei Marie.

„Ich kann den Thee nicht trinken, er hat einen so unangenehmen Geruch,“ hörte er Marie sagen, worauf seine Mutter mit fast befehlender Stimme antwortete: „Trinken Sie, der Thee ist gut, trinken Sie!“

Rasch trat er in das Zimmer. Seine Mutter und Lina erblickten und fuhren erschreckt zurück.

„Geben Sie mir den Thee, ich will ihn kosten,“ sprach er zu Marie; ehe er die Tasse indessen aus ihrer Hand empfing, hatte die Bogtin sie bereits an sich gerissen und eilte mit derselben, von Lina gefolgt, aus dem Zimmer.

Einen flüchtigen Augenblick lang stand Heinrich regungslos da, ein entsetzlicher Gedanke tauchte in ihm auf und er eilte seiner Mutter nach. Hastig goß sie den Inhalt der Tasse aus dem Fenster. Heinrich warf einen Blick auf den Tisch. Eine Menge Streichhölzer, von denen die Köpfe abgebrochen waren, fielen ihm auf; er streckte die Hand nach dem auf dem Tische stehenden Theetopfe aus. Gleichzeitig stürzten seine Mutter und Schwester auf ihn zu, gewaltfam drängte er sie zurück und erfaßte den Topf. Ein Blick in denselben ließ ihn eine Anzahl abgebrochener Phosphorköpfe erkennen.

„Unglückselige, was habt ihr gethan?“ rief er.

Seine Mutter stand regungslos da und blickte ihn finster an.

„Nichts!“ entgegnete Lina, sich zusammenraffend. „Aus Versehen sind die Streichhölzer in den Topf gerathen.“

„Aus Versehen sind die Phosphorköpfe abgebrochen!“ rief Heinrich. „Hat sie bereits davon getrunken? Sprecht, spricht die Wahrheit, sonst werde ich selbst euch dem Gerichte überliefern.“

„Leider noch nicht,“ entgegnete die Bogtin mit fast stumpfsinniger Ruhe. „Ich wollte, sie hätte dies Alles getrunken, sie wäre unrettbar verloren, dann möchtest Du hingehen und Deine Mutter dem Gerichte überliefern, euch würde sie wenigstens die Köpfe nicht mehr verdrehen.“

Heinrich zuckte erschreckt zusammen, diese Ruhe seiner Mutter war ihm fast noch entsetzlicher, als ihr verbrecherisches Vorhaben.

„Was hat die Unglückliche euch gethan?“ rief er. „Durch kein Wort, selbst nicht durch einen Blick hat sie euch beleidigt.“

„Sie hat die Ruhe und den Frieden aus diesem Hause vertrieben,“ fuhr die Bogtin fort. „Seit der Stunde, in der Dein Vater sie über die Schwelle des Hauses brachte, ist er selbst ein Anderer geworden, er hat nur Augen für sie und ist nur um sie besorgt. Der fremden Dirne hat Eine ihr Bett abtreten und ihren besten Anzug überlassen müssen, und selbst dieser schien Deinem Vater nicht gut genug zu sein. Seinen sonst so ruhigen Sinn hat sie berührt, ihretwegen ist er schroff und hart gegen uns — die Person hofft vielleicht, uns aus diesem Hause zu vertreiben und meine Stellung hier einzunehmen, aber ich habe geschworen, daß sie eher sterben soll, ehe ich dies Haus verlasse, und müßte ich dann selbst mein Leben im Kerker beschließen!“

Heinrich erfaßte den Arm seiner Mutter, krampfhaft fest umschloß er ihn.

„Du sollst nicht solche Worte sprechen!“ rief er. „Willst Du zur Verbrecherin werden?“

„Ich vertheidige mein Recht.“

„Du bist blind, die Leidenschaft hat Dir Verstand und Augen geraubt,“ fuhr Heinrich fort. „Du willst nicht sehen, daß nur das Mitleid den Vater treibt, sich der Unglücklichen anzunehmen. Sie hat Alles — Alles verloren!“

„So mag sie selbst auch verloren gehen!“ entgegnete die Frau finster. „Dein Vater hat ja früher nie Mitleid empfunden! Ich soll blind sein, meine Augen sehen leider nur zu deutlich, daß sie auch Dir und selbst Jan den Kopf verrückt hat!“

„Mutter, Du weißt nicht, was Du sprichst! Die Unglückliche sehnt sich ja fort von hier, sie erwartet mit Sehnsucht die Stunde, in welcher der Vater mit einem Boote zurückkehrt, um sie nach dem Festlande zu bringen.“

„Das hat sie Dir gesagt. Sie sehnt sich, daß Dein Vater zurückkehrt, nach ihm verlangt es sie, sie wird sich hüten, dies Haus zu verlassen.“

Wie eine fixe Idee hatte dieser Gedanke die Frau erfaßt, zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie das Gefühl der Eifersucht kennen gelernt und völlig wurde sie von dieser Leidenschaft beherrscht.

Es währte lange, ehe es Heinrich gelang, sie von der Thorheit ihrer Befürchtung zu überzeugen und bis sie an Mariens Verlangen, die Insel zu verlassen, glaubte. Sie hatte sich gesetzt und blickte starr vor sich hin.

„Dein Vater wird sich in seinem Zorne nicht kennen,

wenn er erfährt, was wir im Sinne hatten," sprach sie endlich. „Ich will Dir glauben, daß sein Herz nichts mit ihr zu thun hat, er zeigt aber ein größeres Mitleid mit ihr, als er je empfunden hat.“

„Weil sie völlig hilflos und verlassen im Leben dasteht. Sie hat ihren Vater und ihr Vermögen verloren und besitzt hier keine Verwandten und Freunde, sie ist zart und schwächlich, welches Geschick würde ihr bevorstehen, wenn sich Niemand ihrer annähme?“ entgegnete Heinrich. „Wer soll euer Vorhaben dem Vater sagen? Ich werde schweigen, wenn ihr mir das feste Versprechen gebt, ihr nicht das geringste Leid zuzufügen.“

Die Frau und Lina schwiegen.

„Ich verlange dies Versprechen," fuhr Heinrich fort. „Ich werde ohnehin bei ihr bleiben und sie bewachen.“

„Das hast Du nicht nöthig," sprach die Frau. „Sie mag die Insel ungefährdet verlassen, ich werde ihr nicht wieder entgentreten.“

„Und Du, Lina?" fragte Heinrich die Schwester, als dieselbe noch immer schwieg.

Lina blickte ihn finster an, sie schien Marie noch mehr zu hassen als ihre Mutter.

„Ich mag sie gar nicht wieder sehen," entgegnete sie.

„Ich verlange das bestimmte Versprechen von Dir.“

Das unschöne Mädchen kämpfte mit ihrem Hass und ihrem Troste.

„Lina, Du vergißt, daß ich Dich völlig in meiner Hand habe!" rief Heinrich. „Willst Du mich zum Neufßersten treiben?"

„Ich verspreche es,“ sprach das Mädchen endlich mit dumpfer, klangloser Stimme.

„Und wenn nun sie selbst es verräth?“ warf die Frau ein. „Wenn sie uns anschuldigt, sobald sie auf dem Festlande ist?“

„Sie wird dies nicht thun — ich büрге dafür,“ versicherte Heinrich. „Hoffentlich ahnt sie nicht, was ihr gegen sie im Sinne hattet.“

Die Frau schwieg. Lina trat an den Tisch, um sich des Theetopfes zu bemächtigen, Heinrich kam ihr zuvor und nahm denselben an sich.

„Was willst Du damit?“ fragte das Mädchen trozig.

„Ich werde den Topf sammt seinem Inhalte aufheben,“ gab Heinrich zur Antwort. „Ich weiß ja nicht, ob ich dieses Beweises nicht noch bedürfen werde, er zwingt euch, euer Versprechen zu halten.“

Er verließ mit dem Topfe das Zimmer und verschloß denselben an einem sicheren Orte. Dann wollte er sich zu Marie begeben, allein er war noch zu heftig erregt. Seine Mutter und Schwester hatten einen Mord begehen wollen! Er fuhr mit der Rechten über die Stirne hin, um diesen entsetzlichen Gedanken zu verscheuchen. Er hatte ja keine Ahnung gehabt, daß ihr Haß gegen die Unglückliche so tief gewurzelt war, und nimmermehr hätte er sie einer solchen That für fähig gehalten. Seine Mutter war durch einen thörichten Wahn irre geleitet, welchen Grund hatte indessen Lina, um Marie zu hassen?

Er war über die Eifersucht seiner Mutter im ersten Augenblicke überrascht gewesen, er selbst hatte dieselbe eine

Thorheit genannt, er konnte sie auch jetzt noch nicht anders bezeichnen, allein trotzdem stiegen leise, ohne daß er es anfangs selbst gewahr wurde, Zweifel in ihm auf und drangen, wie Wasser in die Ritzen eines Felsens, immer tiefer in seine Brust ein.

War sein Vater nicht in auffallender Weise freundlich gegen Marie gewesen, war seine Besorgniß und Fürsorge um sie nicht eine sehr aufrichtige und weitgehende? War es wirklich nur das Mitleid, welches ihn dazu trieb? Er würde hieran nicht gezweifelt haben, wenn der Sinn seines Vaters ein weniger harter und schroffer gewesen wäre. Seine Mutter hatte Recht, er hatte früher nie ein solches Mitleid gezeigt, weshalb erfüllte dasselbe jetzt und gerade für Marie seine Brust.

Der Zweifel und das Mißtrauen umschlangen ihn wie eine schnell wuchernde Pflanze mehr und mehr, er bebte bei dem Gedanken, daß sein Vater das Mädchen wirklich lieben könne, unwillkürlich zusammen, denn er selbst liebte sie ja mit einer leidenschaftlichen Gluth; da rang er sich gewaltiam aus der Fessel dieser thörichten Gedanken los und gestattete seinem Verstande wieder die Herrschaft. Ja, es war Thorheit, eine solche Befürchtung zu hegen, er hielt das Herz seines Vaters einer solchen Liebe nicht mehr fähig, und wenn er gegen Marie anders war, als gegen Andere, so war es der Zauber ihrer echten Weiblichkeit und kindlichen Hilfslosigkeit, der auch auf seinen schroffen und rauhen Charakter seinen Einfluß ausübte.

Er begab sich zu Marie in das Zimmer.

Dieselbe saß am Feuer und blickte sich ängstlich um,

ihre Wangen waren auffallend bleich, aus ihren Augen sprach eine unsagbare Angst. Sie schien in Heinrichs Gesicht lesen zu wollen. Sich zusammennehmend trat er mit größter Ruhe zu ihr.

„Was war in dem Thee?“ fragte sie.

„Nichts — nichts, die Tasse war nicht ganz reinlich gewesen.“

Marie schüttelte ungläubig mit dem Kopfe.

„Weshalb erbleichte Ihre Mutter, als Sie in das Zimmer traten? Weshalb riß sie Ihnen die Tasse fort, als Sie den Thee kosten wollten? Weshalb eilte sie so bestürzt aus der Stube?“

Es wurde Heinrich schwer, auf diese Fragen eine beruhigende oder ausweichende Antwort zu finden. Zeigten dieselben nicht deutlich, daß Marie Alles errathen hatte?

„Sie haben sich getäuscht,“ entgegnete er. „Es war nichts — nichts.“

„Ihr eigenes Gesicht, die Bestürzung, welche in demselben sich ausprägt, verräth mir nur zu deutlich, daß ich mich nicht getäuscht habe,“ fuhr Marie fort. „Ich sollte vergiftet werden . . .!“

„Marie — Marie!“ unterbrach sie Heinrich erschreckt. Er besaß doch nicht den Muth, zu sagen, daß es nicht wahr sei.

Die Unglückliche weinte. Heinrich versuchte sie vergebens zu beruhigen.

„Was habe ich Ihrer Mutter und Schwester gethan, daß sie mich hassen,“ fuhr das arme Mädchen schluchzend fort. „Noch habe ich aus ihren Augen keinen einzigen

freundlichen Blick gesehen, nicht einmal einen Blick des Mitleids. Sie wünschen mich los zu sein und doch habe ich mich hier nicht eingedrängt, bewußtlos bin ich hieher gebracht worden. Ihr Vater ist gut gegen mich, er meint es aufrichtig mit mir und doch hätte er mir keinen größeren Dienst erweisen können, als wenn er mich hätte ertrinken lassen, dieselben Wogen, die meinem Vater das Leben geraubt, hätten auch mich mitgenommen!“

Heinrich erfaßte die Hand der Weinenden und behielt sie in der seinigen.

„Sie dürfen so nicht sprechen,“ rief er.

„Ich wünschte zu leben, als ich mit meinem Vater an dem gebrochenen Mast angebunden war,“ fuhr die Arme weinend fort, „der Tod trat in gar zu unfreundlicher und grauser Gestalt an mich heran, ich lebe und jetzt wünsche ich, die Wogen hätten in jener Nacht weniger Mitleid mit mir gehabt, ich lebe und welche bitteren Schmerzen und Enttäuschungen wird mir die Zukunft noch bringen, ich habe ja keinen — keinen Menschen, dem ich angehöre!“

Sie entzog Heinrich ihre Hand und preßte beide Hände heftig schluchzend auf das Gesicht.

Unruhig stand Heinrich neben ihr, er wollte der Unglücklichen helfen und wußte nicht wie.

„Doch, Marie — doch, Sie haben einen Menschen!“ sprach er schüchtern, halb verlegen.

Die Schluchzende schien ihn nicht zu hören.

„Sie haben einen Menschen, der Sie nie verlassen wird,“ fuhr er fort, „der sich glücklich schätzen wird, wenn er Sie beschützen und für Sie sorgen kann. Es ist nur

ein schlichter Mensch, aber er besitzt ein ehrliches und treues Herz, welches unwandelbar festhält, was es einmal in Liebe in sich aufgenommen hat.“

Die Unglückliche hörte noch immer nicht. Es war nicht der rechte Augenblick, um ein Liebesgeständniß zu machen, allein Heinrich konnte seine Lippen, nachdem sie einmal so viel verrathen hatten, nicht mehr zum Schweigen bringen.

„Mein Herz hat Ihnen von dem ersten Augenblicke an, in dem ich Sie gesehen, gehört,“ sprach er weiter, „nicht jetzt wollte ich Ihnen gestehen, daß ich Sie liebe, ich wollte warten, bis Ihr Herz den gerechten Schmerz über Ihren Verlust überwunden, bis es wieder Hoffnung für das Leben gewonnen und Sie mich näher kennen gelernt hätten, erst dann wollte ich Ihnen Alles offenbaren und Sie fragen, ob Sie Ihr Herz einem Menschen anvertrauen wollten, der Ihnen vielleicht nie eine glänzende Lebenslage, aber eine treue und ehrliche Liebe bieten könne. Marie, Ihre unglückliche Lage hat mich hingeworfen, Sie stehen allein und bedürfen des Schutzes, weisen Sie eine Stütze nicht zurück, die Sie jederzeit festhalten wird, ich werde Sie höher schätzen als mein Leben und schwöre Ihnen, daß Niemand — Niemand Ihnen zu nahe treten soll!“

Das junge Mädchen weinte noch leidenschaftlicher, seine Worte hatten ihr die Hilflosigkeit ihrer Lage offen gezeigt.

„Sie können kein Vertrauen zu mir fassen,“ sprach Heinrich, „Ihr Herz empfindet nichts für mich! Ich hätte schweigen und mein Herz für immer verschließen sollen!“

„Nein — nein!“ rief Marie und reichte ihm ihre Hand. Er erfaßte dieselbe mit ungestümm Innuigkeit.

„Marie, soll diese Hand mir gehören?“ fragte er.

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe.

Heinrich hätte aufjubeln mögen, des Mädchens Schmerz hielt ihn zurück. Er schlang den Arm um sie, zog sie an sich und küßte sie auf die Stirne und den Mund.

„Du sollst es nie, nie bereuen! Von dieser Stunde an gehört mein Leben Dir!“ rief Heinrich.

Marie ließ ihre Hand in der seinigen. Sie wußte, daß sie ein treues und ehrliches Herz gewonnen hatte, allein noch vermochte die Freude keinen Eingang in ihre Brust zu finden.

„Wirst Du auch Geduld und Nachsicht mit mir haben?“ sprach sie. „Ich kann den Schmerz über den Tod meines Vaters so schnell nicht überwinden, Du hast ein Recht, ein Zeichen des Glückes von mir zu empfangen und meine Augen können jetzt nur weinen.“

„Ich habe Geduld!“ entgegnete Heinrich. „Ich würde Dich nicht lieben können, wenn Du im Stande wärst, Deinen Vater so schnell zu vergessen. Ich will Deinem Schmerze nicht wehren, weiß ich doch, daß die Zeit ihn mildern wird.“

Ein dankbarer Blick aus dem Auge Mariens traf ihn.

„Deine Mutter wird unseren Bund nicht zugeben, sie haßt mich,“ sprach sie besorgt.

„Sie wird es thun, wenn auch nicht sofort,“ entgegnete Heinrich beruhigend. „Sie hat sich jetzt selbst verloren, ein thörichtes Wahn hat sie erfaßt, allein sie wird sich wieder finden. Und braucht sie jetzt zu erfahren, daß unsere Herzen einander gehören? Sobald mein Vater zurückgekehrt

ist, bringen wir Dich zum Festlande, denn hier kannst Du nicht bleiben, da Dir hier jede Pflege mangelt."

"Und dort werde ich wieder allein — ganz allein sein?" warf die Unglückliche ängstlich ein.

"Nein. Ich werde Dich zu lieben und guten Menschen bringen und ich selbst werde bei Dir bleiben, so lange mein Urlaub währt," versicherte Heinrich. "Du sollst Dich nicht verlassen fühlen, auch wenn ich von Dir scheiden muß, und wenn ich dann zurückkehre von der Reise, zu der ich noch verpflichtet bin, dann wirst Du mir mit glücklichem und heiterem Auge entgengetreten."

Mariens Auge bemerkte beim Blicke in die Zukunft den ersten schwachen Lichtschimmer wieder. Heinrich wich auch nicht einen Augenblick lang von ihr, denn jetzt war er doppelt um sie besorgt.

Der Bogt kehrte gegen Abend mit Jan und Auste zurück. Er hatte ein neues Boot gekauft und sein Blick war ruhiger geworden. In freundlicher Weise reichte er Marie die Hand zum Gruße.

"Jetzt habe ich wieder ein Boot und kann Sie morgen schon zum Festlande übersetzen, wenn Sie es wünschen," sprach er. "Sie werden dort in einer mir befreundeten Familie, die Sie gerne aufnehmen will, einen Platz finden, an dem Sie sich weniger verlassen als hier fühlen werden. Hier weht eine rauhe Luft, die hat uns sämmtlich mit den Jahren rauh gemacht," fügte er hinzu, gleichsam um dadurch das schroffe und unfreundliche Wesen seiner Frau und Tochter zu entschuldigen.

Marie erfaßte seine Hand.

„Werde ich je den Dank für das, was Sie an mir gethan haben, abtragen können?“ sprach sie.

Unwillkürlich zog Klaas Aken seine Hand zurück, denn diese Worte trafen ihn tief. Die Unglückliche dankte ihm, ohne zu ahnen, daß ihn die Schuld an dem Tode ihres Vaters traf, und daß durch ihn ihr ganzes Vermögen vernichtet war. Würde sie sich nicht mit Abscheu von ihm abgewandt haben, wenn sie dies gewußt hätte!

Er konnte ihr nicht in das Auge sehen, welches mit dem Ausdrucke des Dankes auf ihn gerichtet war.

„Ich verlange keinen anderen Dank, als daß Sie sich bald beruhigen und glücklich fühlen mögen,“ entgegnete er.

Er machte sich an dem Feuer zu schaffen, nur um sein Gesicht nicht zu zeigen. Heinrichs Auge ruhte forschend auf ihm. Es lag allerdings etwas Auffallendes in dieser seiner Fürsorge für die ihm Fremde, allein in seinem Auge lag nicht das Geringste, was den Verdacht seiner Mutter hätte bestätigen können.

Der Vogt verließ nach kurzer Zeit das Zimmer wieder, Heinrich folgte ihm.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Vater,“ sprach er.

„Nun?“ fragte der Vogt.

„Nicht hier; laß uns hinausgehen in die Dünen oder an den Strand,“ fuhr Heinrich fort.

Der Vogt ließ über seinen Sohn einen besorgten, halb scheuen Blick hingleiten. Was hatte ihm derselbe zu sagen? Konnte er das Geheimniß, welches so schwer auf ihm ruhte, errathen haben? Es war nicht möglich, und doch bereitete sein Gewissen ihm Unruhe.

Schweigend verließ er das Haus und schritt auf die Dünen zu.

„Was willst Du?“ fragte er dann endlich, indem er stehen blieb.

Heinrich zögerte mit der Antwort; es fehlten ihm die Worte zu dem, was er sagen wollte.

„Vater, Marie steht ganz allein und verlassen da,“ sprach er dann verlegen.

„Nun, ich habe ihr gesagt, daß ich für sie sorgen werde,“ gab der Vogt zur Antwort.

„Sie kann hier auch nicht länger bleiben,“ fuhr Heinrich fort.

„Morgen werde ich sie zum Festlande bringen. Der Kaufmann Teerling will sie in seiner Familie aufnehmen, und dort wird sie gut aufgehoben sein.“

„Ja, es sind aber auch für sie sämmtlich fremde Menschen.“

„Sie wird sich bald an sie gewöhnen,“ bemerkte der Vogt, dessen Brust leichter athmete, da seine Befürchtung sich nicht bestätigte.

„Sie hat eigentlich keinen Menschen, dem sie näher steht und an den sie sich halten kann,“ fuhr Heinrich fort. „Dies fuhr mir heute Morgen, als ich mit ihr allein war, durch den Kopf hin, sie that mir leid, sie ist noch so jung und scheint nicht die Kraft zu besitzen, sich allein durch das Leben zu ringen, da fragte ich sie, ob ich sie beschützen dürfe, ich sagte ihr, daß ich es ehrlich meine, daß ich glücklich sein werde, wenn sie sich mir für immer anvertrauen wolle, und da . . .“

„Und da?“ unterbrach der Vogt seinen Sohn.

„Und da reichte sie mir ihre Hand und unsere Herzen sind einig geworden.“

„Sie will die Deinige werden?“ rief Klaas Aken.

„Ja. Bist Du nicht damit einverstanden, Vater?“ fragte Heinrich nicht ohne Besorgniß.

„Doch, doch,“ fuhr der Vogt fort, die Hand seines Sohnes erfassend. „Ich habe es im Stillen sogar gewünscht, nur das Eine lege ich Dir an's Herz, sei lieb und gut gegen sie, denn sie ist eine Unglückliche.“

„Ich liebe sie ja mehr als mein Leben!“ rief Heinrich, über die Zustimmung seines Vaters auf's Höchste erfreut.

„Weiß Deine Mutter bereits darum?“ fragte Klaas Aken.

„Nein, ich befürchte, sie wird damit nicht einverstanden sein.“

„Sage es ihr nicht, bis Marie fort ist von hier, dann, wenn es Zeit ist, werde ich selbst es ihr sagen, und wenn sie dagegen sein sollte, so wird meine Einwilligung Dir genügen. Ich hoffe, Du wirst mit dem Mädchen glücklich werden, und was in meiner Kraft steht, will ich dazu beitragen. Die Sorge für sie überlaß mir, und wenn Du Dir einen eigenen Herd gründen willst, dann sage es mir. Ich besitze mehr, als Du vielleicht ahnst, denn seit langen Jahren habe ich gespart und hier auf der Insel haben wir wenig Bedürfnisse. Willst Du dem Meere treu bleiben, so werde ich Dir ein Schiff kaufen, dem Du Dich dreist anvertrauen kannst und dessen Du Dich wahrlich nicht zu schämen brauchst. Früher hoffte ich, Du werdest mein Nachfolger

hier werden, allein jetzt wünsche ich es selbst nicht mehr, Du paßtest nicht in dies einsame und rauhe Leben und Marie würde sich hier auch nicht glücklich fühlen.“

Heinrich erfaßte die Hand seines Vaters und hielt sie dankend fest. Er hatte so viel Güte nicht erwartet. Es entging ihm nicht, daß sein Vater seit wenigen Tagen ein ganz Anderer geworden zu sein schien, er war milder und freundlicher, in seinem eigenen Glücke dachte er nicht weiter darüber nach, denn er selbst hätte ja alle Menschen an sein Herz drücken mögen.

Als der Vogt in das Haus zurückkehrte, reichte er Marie die Hand.

„Heinrich hat mir Alles gesagt und ich freue mich darüber,“ sprach er leise zu ihr. „Ihr werdet glücklich werden, denn auch er hat ein gutes Herz.“

Dann führte er sie zu dem Grabe ihres unglücklichen Vaters, wo Beide tiefbewegt lange Zeit verweilten; endlich aber mußte Marie sich von diesem ihr so theuren Fleck Erde losreißen, da der Abend bereits hereindämmerte. In ernstem Schweigen kehrten Beide heim. —

Am folgenden Morgen setzte der Vogt Marie und Heinrich zum Festlande über, Jan und Auste fuhren mit ihm, weil er auf der Rückfahrt ihrer Hilfe zur Leitung des Bootes bedurfte.

Die Vogtin und Lina konnten sich nicht entschließen, der Verhafteten Beibewohl zu sagen. Der Vogt wollte auffahren und sie mit Gewalt dazu zwingen, Heinrich hielt ihn zurück und beruhigte ihn: er wußte ja, weshalb die Beiden sich scheuten, vor Marie hinzutreten. Er selbst

athmete freier auf, als er sich mit der Geliebten auf dem Boote befand und ein frischer Wind sie weiter und weiter von der Insel entfernte.

Die Ueberfahrt war eine ruhige und glückliche. Als Marie in das Haus des Kaufmanns Teerling eintrat, fühlte sie, daß sie dort gern bleiben werde, denn in freundlichster Weise wurde sie empfangen. Heinrich blieb bei ihr, und als auch er nach einigen Wochen, da sein Urlaub beendet war, von ihr scheiden mußte, war sie bereits ruhiger geworden und Heinrich ließ sie ohne Sorge zurück, wußte er doch, daß sie in der Frau des Kaufmanns und in deren Töchtern aufrichtige Freundinnen sich erworben hatte.

Der Winter war nach manchen und schweren Stürmen zu Ende gegangen, die Wiese auf der Insel prangte in frischem Grün, auf den Dünen blühten die Brombeersträucher und der Sanddorn. Rinder waideten in dem saftigen Grase und die zahlreichen Möven hatten in dem Sande ihre Nester bereitet. Auch über dies kleine Giland war der Hauch des Frühlings hingeweht.

In dem Hause des Vogtes waren mehrere Veränderungen vorgegangen. Der alte Knecht war gestorben, er hatte sich einfach zu Tode getrunken. Der Vogt hatte einen willigen Arbeiter in ihm verloren, den Tod desselben aber doch wenig bedauert, denn mit Auste war mehr als ein düsteres Geheimniß, welches seine Lippen treu bewahrt hatten, in das Grab gesenkt.

Klaas Aaken und Jan athmeten doch freier auf. Sie waren Andere geworden, weniger düster und verschlossen,

mit festem Willen waren sie entschlossen, mit ihrer Vergangenheit zu brechen, und der Sandhügel über dem Grabe ihres Bruders mahnte sie täglich daran, ihren Entschluß durchzuführen.

Die Bogtin hatte eingesehen, daß ihre Eifersucht eine Thorheit gewesen war, ihr Mann war freundlicher gegen sie als je zuvor und auch ihr Wesen schien etwas von seiner starren Kälte zu verlieren.

Den Groll gegen Marie hatte sie freilich noch immer nicht überwunden, ja derselbe wurde sogar wieder gesteigert, als sie die Verlobung Heinrichs mit derselben erfuhr. Sie hatte gewünscht, daß ihr Sohn sich ein reiches Mädchen aussuche, und vermochte schwer zu fassen, daß er sein Herz an eine, die nichts besaß, verschenkt habe. Etwas änderte sie ihre Ansicht, als Marie durch die Bemühungen des Vogtes und des Kaufmanns Teerling die Versicherungssumme für das Schiff ihres Vaters und die Ladung desselben ausgezahlt erhielt, denn dieselbe war nun nicht arm mehr.

Marie fühlte sich in dem Hause des Kaufmanns Teerling glücklich, denn ihr Geschick fand die aufrichtigste Theilnahme. Der Vogt und Jan besuchten sie, so oft sie zum Festlande kamen. Und als der Sommer zu Ende ging, da kehrte auch Heinrich zurück, frei von jeder Verpflichtung, denn es war seine Absicht, nur in eigenem Schiffe wieder über den Ocean zu fahren und nicht allein, sondern begleitet von seiner jungen Frau.

Der „Alte im Bart“.

Bur Säkularfeier des 11. August 1778.

Von

H. Scheube.

(Nachdruck verboten.)

„Wenn ich etwas dazu thun könnte, daß Deutschland zu Einem Staate würde, so wollte ich gern mich lebendig rädern lassen“, so sprach 1815 ein deutscher Mann, der um seiner Bestrebungen willen, Gedanken und Wünsche der deutschen Einheit in den Köpfen und Herzen namentlich der vaterländischen Jugend zu entzünden, des Bittern und Harten nachher genug erfahren sollte. Ein glücklicheres Geschlecht, haben wir erreicht, was nur gewollt zu haben unseren Vätern zum Hochverrathe angerechnet wurde und viele der Besten der Nation in langwierige Kerkerhaft führte; um so mehr sind wir daher verpflichtet, das Andenken jener Streiter und Märtyrer in dankbarer Verehrung zu bewahren. Diese pietätvolle Erinnerung auch durch ein äußeres Zeichen zu bethätigen, ist uns gegenwärtig eine neue Gelegenheit geboten — am 11. August läuft ein Jahrhundert ab, seit der tapfere Mann geboren ward, dessen markiges Wort den Anfang unserer Mittheilungen zierte, und hoffentlich wird die Nation recht allgemein das Säkularfest des Patrioten begehen, in dem sie zugleich den

Begründer jener systematischen Leibesgymnastik, des Turnens, schätzt, die gegenwärtig ein so wichtiges Element der deutschen Volkserziehung bildet. Der Name des zu Feiernden, Friedrich Ludwig Jahn, wird sicher keinem unserer Leser zum ersten Male an das Ohr schlagen, nur Wenige ihrer aber dürften es sein, denen die so höchst originelle und urwüchsig-e persönliche Erscheinung des bedeutenden Mannes noch aus eigener Begegnung in der Erinnerung lebt. Darum findet ein flüchtig umrissenes Lebensbild desselben vielleicht freundliche Aufnahme.

Die Erdenlaufbahn Friedrich Ludwig Jahn's war eine vielbewegte, an mancherlei Abenteuern und interessanten Schicksalen und Begegnissen reiche, sehr abweichend von dem gleichmäßigen Ginerlei, in dem sonst das Dasein der deutschen Lehrer und Schriftsteller sich abzuspinnen pflegt. Von Jugend an sehen wir Jahn in die Geschichte seiner Zeit verflochten, nicht bloß leidend an den Ereignissen und Kämpfen einer schweren, aber großen und erhebenden Periode betheilig, sondern mannigfach selbstthätig in sie eingreifend. Einer der beharrlichsten und wirksamsten Agitatoren für Deutschlands Befreiung von der Fremdherrschaft, einer der ersten und kühnsten Bahnbrecher unserer politischen Wiedergeburt, war er immer und überall ein rastloser und unentwegter Kämpfer für deutschen Geist und deutsche Art, mit Einem Worte so durch und durch deutsch selbst in geringfügigen Neußerlichkeiten, daß seine „Deutschthümelei“ zuweilen an die Schrunke streifte und einer Lächerlichkeit verfiel, die doch die kernhafte Gesinnung des Sonderlings nimmermehr verdiente. Friedrich Ludwig Jahn

war ein deutscher Mann, wie vor und nach ihm das Vaterland ihrer sich nicht vieler zu rühmen hat, und das ist fürwahr genug, um seinem Gedächtniß die Unvergänglichkeit zu sichern.

Jahn's Wiege stand am Elbströme, in einer landschaftlich reizlosen, doch fruchtbaren Ebene der preußischen Vormark, im wohlhabigen Bauerndorfe Lanz, der hannoverschen Grenze gegenüber. Dort wurde er am 11. August 1778 im Pfarrhause geboren, ehrwürdigen und frommen Eltern, die ihm schon früh in das Kinderherz pflanzten, was er selbst später als „die Quelle seines nachherigen inneren Wohls und äußeren Wehs“ bezeichnete: das unaustilgbare Gefühl von Recht und Unrecht. Ebenso frühzeitig ließen sie indeß den Knaben sich körperlich nach Herzenslust entwickeln und tummeln, ihn dergestalt zu dem Werke geschickt machend, das er nachmals unternahm und mit so glücklichem Erfolge durchführte. Reiten, schwimmen, klettern, laufen — das Alles leistete der Knabe bereits mit einer von mehreren Seiten bezeugten gewissen Meisterschaft, hatte mithin „die Elemente des Turnens schon früh beisammen“. Dabei vernachlässigte der Vater jedoch auch die geistige Ausbildung des Sohnes nicht, zumal suchte er bei Zeiten dessen Interesse für Geschichte und Politik zu erwecken, als hätte den Augen seines Geistes schon die merkwürdige Lebensbahn vorgezeichnet, die dem Kinde dereinst beschieden war. „Im neunten Jahre,“ erzählt Heinrich Pröhle in seinem Friedrich Ludwig Jahn's Leben, dem sich unsere Darstellung im Wesentlichen anschließt, „war er schon ein eifriger Zeitungsleser, und als er durch die Blattern blind war, las ihm

sein Vater die neuesten Nachrichten über den Türkenkrieg aus den Blättern vor, die ein Kandidat fast eine Meile weit über Feld herbrachte."

Aus der väterlichen Unterweisung kam Jahn zuerst auf das Gymnasium des nahen Salzwedel, dann nach Berlin — in beiden Schulen aber scheint er sich keinen sonderlichen Ruhm erworben zu haben. In Berlin ward ihm nach der Prüfung vielmehr die „schimpflichste“ Censur zu Theil, und so ging er, am 17. April 1795, eines Tages heimlich davon und in die Welt hinein, um erst nach einem Jahre wieder zum Vorschein zu kommen und zu Ostern 1796, mit dem Zeugnisse der Reise versehen, sich als akademischer Bürger der Universität Halle an der Saale immatrikuliren zu lassen. Wo er sich während jenes Jahres aufgehalten und was er in der Zeit getrieben, ist auch von ihm selbst niemals eigentlich aufgeklärt worden. „Er habe Deutschland bereist, um sich zu überzeugen, wie es ausfähe,“ das ist Alles, was seine späteren selbstbiographischen Aufzeichnungen über die seltsame Episode enthalten. Auch Jahn's Universitätsstudien mögen nicht eben die regelmässigsten gewesen sein. Gern hätte er selbst sich der Rechtskunde zugewandt, die beschränkten Mittel seines Vaters nöthigten ihn jedoch, die Theologie zu wählen, ohne daß er es darin aber weit gebracht hätte. Bereits in jenen Tagen beschäftigten ihn vor Allem die Zustände des Vaterlandes und deren Verbesserung, insbesondere war es ihm um Belebung des Patriotismus zu thun, der damals allerdings nur als Ausnahmserscheinung angetroffen wurde, und noch als Student schickte er, wenn auch nicht unter seinem Namen,

seine erste darauf abzielende Schrift in die Welt, eine drei Bogen starke Broschüre mit dem Titel: „Ueber die Beförderung des Patriotismus im deutschen Reiche. Allen Preußen gewidmet.“ Es war, sagt sein Biograph mit treffendem Ausdruck, „sein Schatten, den er vor sich her warf“, schon die deutliche Ankündigung dessen, was der Verfasser seinem Volke später werden sollte, ein Büchlein voller Kraft und Schwung, voll jenes prophetischen Geistes, der mehr oder weniger alle Kundgebungen seiner Feder kennzeichnet, dabei von wirkungsvollster Einfachheit in der Darstellung; eine warme Lobrede zugleich auf die Gediegenheit des altpreussischen Wesens.

Schon von Halle aus durchstreifte er, von einer immer regen Wanderlust getrieben, Deutschland wiederholt im Norden und im Süden; ebenso von Greifswald aus, wohin er sich nach vierjährigem Verweilen an ersterem Orte begab, um die nordischen Sprachen zu studiren. Nachdem sehen wir den Unsteten sich kurze Zeit als Hauslehrer versuchen, hierauf wiederum in Göttingen, mit dem Gedanken, sich hier als Hochschullehrer zu habilitiren; endlich als im Jahre 1806 der Krieg Preußens mit Napoleon ausbrach, machte er sich auf den Weg, das preussische Heer aufzusuchen, das sich in Thüringen sammelte. Der Erlös aus einer verkauften französischen Grammatik und einem seidenen Halstuche lieferte ihm das einzige Reisegeld, über das er verfügte. Bei furchtbarem Sturm- und Regenwetter überstieg er den Harz, um bald darauf — es war gerade am verhängnißvollen Schlachttage, am 14. Oktober — bei Artern in der gelblichen Aue mitten unter die fliehen-

den Trümmer der geschlagenen preussischen Armee zu gerathen. Von einem Vorwärtsbringen konnte nunmehr natürlicher Weise auch für Jahn nicht die Rede sein. Er machte also, wie er in einer handschriftlichen Schilderung seiner abenteuerlichen Irrfahrt selbst berichtet, am folgenden Tage die Flucht über Sangerhausen nach Mansfeld mit, wanderte von da nach Halle, und als auch dies von den Franzosen besetzt wurde, auf weiten Umwegen vier Tage danach gen Magdeburg, bis er, allenthalben von Flucht und Rathlosigkeit, von Wirriß und leider auch von Verrätherei umgeben, zu Anklam in Pommern anlangte, auch nur jedoch, um Zeuge von dessen Einnahme durch Napoleons Truppen zu sein. Unter unsäglichen Beschwerden, das Herz voll des bittersten Leides über das Unglück des Vaterlandes, zog unser glühender junger Patriot durch die schwedisch-pommer'schen Städte längs der mecklenburgischen Küste nach Lübeck, in das sich soeben Blücher auf seinem bewundernswürthigen Rückzuge geworfen hatte.

Es war ein entseßlicher Marsch des vaterlandstreuen Jahn, der sich rühmlich auszeichnete von so vielen der damaligen deutschen Geistes Träger, die der Zauber des korbischen Eroberers in seinen Bannkreis fesselte. Man muß seine eigenen Aufzeichnungen lesen, um ihm all die Seelenpein nachzufühlen, die er auf seiner Irrfahrt erduldet hat, und wird sicher seinen Worten glauben, wenn er erzählt, daß er, während seiner Wanderung, „erst kürzlich neunundzwanzig Jahre alt geworden, in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober zu Artern plötzlich graue Haare bekommen habe, nachdem er am Abende vorher die flüchtige

preußische Kriegskasse hatte nach Magdeburg vorbeifahren sehen.“

Die Jahre der schwersten Noth waren es, die nun für den niedergeworfenen Staat des großen Friedrich aufgingen. Zahn verlebte diese härteste Prüfungszeit seiner Heimath anscheinend amt- und geschäftslos im Elternhause zu Lanz, offenbar jedoch bereits mit einer Anzahl anderer eifriger Patrioten zur Anbahnung eines Wandels der Dinge verbündet und von den Führern der Bewegung mit mancher bedeutungsvollen Sendung betraut, die eines unerschrockenen Herzens und findigen Kopfes bedurfte. So begegnen wir ihm bald in Hannover und Hamburg, bald in Halle und in Berlin, bald auf den Gütern mecklenburgischer Edelleute, und überall, ohne daß seine häufigen Kreuz- und Querzüge den feindlichen Behörden auffällig wurden, weil er rundum Freunde hatte, durch deren Besuch er seine geheimen Aufträge und Absichten maskiren konnte. Sogar in die Hauptquartiere der Franzosen drang er zu wiederholten Malen ein, und Niemand ahnte dort, zu welchen Zwecken dies geschah. Einmal gelang ihm die Rettung eines vornehmen Engländers, der wichtige Papiere aus Oesterreich nach Hamburg zu bringen hatte, deren Ergreifung für die Franzosen von höchstem Werthe gewesen sein würde. Auf Nebenstraßen leitete er das Gefährt des Boten seinem Ziele zu; ja eines Abends ließ er den Wagen geflissentlich umwerfen, damit derselbe die Nacht über nicht im Gasthause des Dorfs, dessen Eigener ihm verdächtig war, sondern bei dem ihm bekannten gut deutsch gesinnten Schmied stehen blieb, und überbrachte schließlich die Depeschen des Eng-

Länders einem der deutschen Gesandten zur Verwahrung, von dessen Patriotismus er aus früherer Bekanntschaft überzeugt sein durfte. Nach dem zweiten Einzuge der Verbündeten in Paris, im Jahre 1815, sah er hier den also durchgeholfenen brittischen Diplomaten wieder, der Jahn's Anwesenheit in der französischen Hauptstadt aus den Zeitungen erfahren hatte und seinen Retter aufsuchte, um diesem erneuert für den gefahr- und aufopferungsvollen Dienst zu danken, welcher ihm und der guten Sache acht Jahre früher von dem müthigen Deutschen erwiesen worden war.

Am Tage vor Weihnachten des Jahres 1809 zog das schwer geprüfte preußische Königs Paar, Friedrich Wilhelm III. und Luise, aus dem östlichsten Winkel der Monarchie in Berlin wieder ein; um dieses vaterländische Freudenfest mit zu feiern, war auch Jahn kurz vorher nach der Hauptstadt gekommen, wo er bald danach in der damals wohlangeesehenen, nach Pestalozzi'schen Grundsätzen organisirten Erziehungsanstalt eines Dr. Plamann eine Lehrerstelle erhalten zu haben scheint. Mehr noch als seine pädagogischen Obliegenheiten aber nahmen ihn auch jetzt patriotische Bestrebungen in Anspruch. Alle Bessergefinnten erkannten das Eine, was Deutschland noth that: die Hebung der Volksfittlichkeit und Volkskraft; denn nur dadurch war eine Abschüttelung des Napoleonischen Joches möglich. Aus diesen Gedanken ging u. A. die berühmte Denkschrift des Freiherrn v. Stein vom März 1810 hervor, welche auf die Erziehung der deutschen Jugend im nationalen Sinne drang; aus ihm entsprang die im nämlichen Jahre, mitten in äußerer Bedrängniß, bewirkte Gründung der Berliner

Universität, die mit vollem Rechte als „das höchste Beispiel einer thätigen Anerkennung für die Wissenschaft und für die Idee“ gerühmt worden ist; aus ihm wuchs schließlich die über alle Worte herrliche Erhebung des deutschen Volkes heraus, die ihren Schimmer noch über die späteste Nachwelt breiten wird.

Wie man leicht ermessen kann, lebte und webte Zahn in diesem Gedanken, dem vorher schon der Philosoph Johann Gottlieb Fichte in seinen im Winter von 1807 zu 1808 gehaltenen berühmten „Reden an die deutsche Nation“ einen wuchtigen Ausdruck verliehen hatte, und man wird nicht fehlgreifen, wenn wir ihn als eifriges Mitglied manches geheimen Bundes betrachten, der sich in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung, zwischen dem Frieden von Tilsit (7. und 9. Juli 1807) und dem Untergange der „großen Armee“ in Rußland (1812), mit den mannigfaltigsten, oft freilich recht abenteuerlichen Entwürfen für die Rettung des Vaterlandes trug. Daß Zahn auch während dieser Berliner Jahre mehrere geheime Sendungen und Reisen ausführte, steht fest. Den Kern seines Denkens und Trachtens aber legte er in einem im Jahr 1810 veröffentlichten Buche nieder, das wir unstreitig als die bedeutendste seiner Schriften anzusehen haben, wenn sie literarisch auch dem Tadel vielen Anhalt bietet und des Wunderlichen und Barocken die Fülle enthält. Wie er selbst mittheilt, begann er die Abfassung des Buches bereits vor der Schlacht von Jena, auf seinen dieser folgenden Kreuz- und Quersügen büßte er indeß fast alle seine Bücher und Handschriften ein, unter ihnen auch das Manuscript

des gedachten Werkes. 1807 und 1808 setzte er es denn von Neuem auf, erst zwei Jahre später jedoch erschien es zu Lübeck unter dem damals fremdartig auffälligen und viel bekrittelten Titel „Deutsches Volksthum“, denn dieses Wort selbst, sowie das von ihm abgeleitete „volks-thümlich“, beides uns jetzt so ganz geläufige Ausdrücke, sind in der erwähnten Schrift zum ersten Male gebraucht worden, eine Erfindung Jahn's, der bekanntlich in Wortbildungen, zum Theil sehr absonderlicher und bizarrer Art, seines Gleichen suchte, namentlich wo es galt, ein übliches Fremdwort durch einen deutschen Ausdruck zu ersetzen, den dann freilich gar manchmal Niemand zu deuten vermochte.

Mit seinem „Volksthum“ dagegen that er einen höchst glücklichen Griff; „es wurde gleichsam zum Zeichen der sich ihrer endlich selbst bewußt werdenden Nation“, in Tageblätter, Zeitschriften, Bücher, in öffentliche Staatsreden und Urkunden übergehend, „die Losung des Tages“. Das Ziel des Buches aber ist die Einheit Deutschlands, die „mit Feuer und Schwert durchgeführt werden müsse“, auf die jedwede Volkserziehung in erster Stelle ihr Augenmerk zu lenken habe. Man kann sich vorstellen, wie zündend die Schrift einschlug in jener erregten Zeit, wie wesentlich sie beigetragen hat, die Gemüther zu dem großen Befreiungskampfe zu stacheln, der Napoleons Weltherrschaft über den Haufen warf, und wie daher, zumal im Süden und Westen Deutschlands, die Franzosensfreunde Ach und Weh schrieen über „die Missethäter und Hochverräther, die den Boden des — rheinischen Bundes besudelten“. Unleugbar steht viel Seltsames und Phantastisches in dem

Buche über Volksfeste, über die Stadt „Teutona“, die als Hauptstadt im Mittelpunkte des Reiches an der Elbe erbaut werden solle, über Zollwesen und Gerichtsverfassung, über Volkserziehung und Bildungswesen, über Literatur und Zeitungen u. s. w., allein auch gar Vieles, was jetzt ausgeführt und bewährt erfunden worden ist, und noch Manches, was auch heutigen Tages allgemeine Aufmerksamkeit und Beherzigung verdient, wie der echtdeutsche Herzschlag, der das Werk durchzittert, alle die Schrullen und Wunderlichkeiten vergessen macht, die es durchranken. Ein Zeugniß aus großen Tagen, ein heller Mahn- und Weckruf zu Rationalbewußtsein und Deutschtum, hat es Anspruch auf historische Geltung.

Um dieselbe Zeit vollbrachte Jahn aber noch eine andere That, die viel tiefer in das Volk griff und eine weit größere Tragweite gewann als die genannte Schrift. Mit den seiner Obhut anvertrauten Knaben des Plamann'schen Institutes wanderte er an den schulfreien Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen hinaus in Feld und Haide und unterwies sie in verschiedenartigen schmeidigenden und kräftigenden Leibesübungen, für die er selbst, nach altdeutschen Anklängen, das Wort „Turnen“ erfann, das jetzt jedem deutschen Knaben so lieb und vertraut geworden ist und auch manchen alten Gefellen wohl gemuthet. Das geschah im Jahr 1810. Zwölf Monate danach, nachdem ein Stamm dieser ersten deutschen Turner auch während des Winters getreulich zusammen gehalten hatte, wurde, im Frühommer von 1811, der erste deutsche Turnplatz in der Hasenhaide, am südwestlichen Saume Berlins, eröffnet,

da wo jetzt Jahn das wohlverdiente Denkmal aufgerichtet steht, und nun sehen wir, „öffentlich und vor Jedermanns Augen“, Knaben und Jünglinge in Gesellschaft der neuen Kunst des Turnens obliegen. „Die Sache machte Aufsehen,“ sagt Pröhle; „selbst französische Tagesblätter gedachten ihrer. Im Winter wurde sie in den nöthigen Zusammenhang mit früheren verwandten Bestrebungen gebracht: man machte feine literarischen Studien über die Turnkunst. Die größeren und herangereiften Turner zeigten sich schon von der Idee des Turnens ergriffen; sie übten sich daher tüchtig und konnten im nächsten Sommer als Vorturner auftreten.“ Unter ihnen befand sich bereits Jahn's späterer Gehilfe auf dem Turnplatze und bei der Herausgabe des „Turnbuchs“, Ernst Eiselen, der „nachher den Samen des Turnens in Berlin unter den schlimmsten Umständen keimfähig erhielt.“ Auch einer der edelsten aller deutschen Turner gehörte schon damals dem Vereine an, als der Ordner in dessen Versammlungen, Jahn's Colleague in der Plamann'schen Lehr- und Erziehungsanstalt, Friedrich Friesen aus Magdeburg, ein leuchtendes Vorbild der deutschen Jugend in Manneftugend und vaterländischem Sinne, eine der höchsten Zierden der bald durch die Lande braufenden Freiheitskämpferschaar von Likhov's „wilder, bewegener Jagd“, die mit der Turnerei in so engem Zusammenhange stand.

Denn als sie endlich schlug, die von jedem wahren Deutschen so heiß ersehnte Stunde der Befreiung, als am 3. Februar 1813 Friedrich Wilhelm III. von Preußen sein Volk unter die Waffen rief gegen den fremden Drän-

ger, da blieb kein echter Turner daheim, und Allen voran eilte ihr Meister Friedrich Ludwig Jahn zu den Fahnen nach Breslau, um Schöpfer und Seele des „in Gemäßheit einer unter dem 18. Februar erlassenen königlichen Verordnung“ durch die Majore v. Sühow, v. Sarmowsky und v. Petersdorf errichteten Freicorps zu werden, das die Erlaubniß erhielt, außer der Linie zu operiren und mit der wohlbekannten schwarzen Montur bekleidet wurde. Diesem Freicorps strömten die gebildetsten Leute aus ganz Deutschland zu, unter ihnen, wie alle unsere Leser wissen, auch der jugendliche Dichter von „Leher und Schwert“, Theodor Körner aus Dresden. Selbst mehrere Frauen und Jungfrauen kämpften, als Männer verkleidet, in der tapfern Schaar mit, so jene Eleonore Prohaska, die von Friedrich Rückert so schön besungen worden ist, die zarte Johanna Büding, „die mit ihrer kleinen Büchse von einem Vorposten bei Jülich mit wahrer Fröhlichkeit gegen die ausfallenden Franzosen tirairte“ 2c. 2c.

Jahn war Lieutenant bei den Sühowern, sein Einfluß aber auf die jungen Freischärler, die „Enfanterie“ (Kinderrei), wie sie Napoleon spöttisch zu nennen pflegte, auch sein persönliches Auftreten und selbstständiges Handeln bewirkten, daß er allgemein nur der „Hauptmann“ hieß und sogar von Behörden und Ministerien diesen Titel erhielt. Wir würden die Geschichte der Befreiungskriege schreiben müssen, wollten wir Jahn auf seinen Kriegszügen folgen; es genüge daher die Bemerkung, daß er bis zur zweiten und endgiltigen Niedertwerfung des Franzosenkaisers im Jahre 1815 thätigen Antheil nahm an den Unternehmungen

der Lützower, vielleicht zwar nicht sowohl im Vordergrunde ihrer einzelnen kriegerischen Aktionen, doch nach wie vor das treibende Element des Freicorps, durch Schrift und Wort anfeuernd und zumal auch zu mancher heißen Mission und Reconoszirung gebraucht, wie er u. A. einmal vom General Scharnhorst den Auftrag empfing, sich mit einer Sektion des Corps nach dem Spreewalde zu begeben und dort den falschen Lärm zu verbreiten, als sei die Gegend von einer großen Armeeabtheilung besetzt. Daß Jahn als Lützower dem Vaterlande sehr wesentliche Dienste geleistet, ist vom Staate öffentlich anerkannt worden; besagte doch ein Erlaß der Statthalterschaft zwischen Elbe und Oder: Der gute Geist, der die jungen Freiwilligen belebe, sei vorzüglich Jahn zu verdanken. Auch wurde ihm nach der Einnahme von Paris ein Jahrgeld von tausend Thalern ausgesetzt, wie der preussische Staatskanzler Fürst Hardenberg schreibt: „Wegen seiner in der Stunde der Gefahr um das Vaterland erworbenen bleibenden Verdienste.“

Seit dem 30. August 1814 mit einer Mecklenburgerin, Helene Kolloff, einer „rechten Kernfrau“, verheirathet, hatte sich Jahn nach den Feldzügen in Berlin niedergelassen, literarischen Beschäftigungen und deutschen Sprachstudien hingegeben, wie er denn die „Berlinerische Gesellschaft für deutsche Sprache“ stiftete. Vor Allem aber widmete er Kraft und Zeit, ja auch seine materiellen Mittel der Fortbildung der Turnkunst, in deren Interesse er im Jahre 1816 das allen nachmaligen ähnlichen Schriften zur Grundlage dienende Werk: „Die deutsche Turnkunst zur Errichtung

der Turnplätze, dargestellt von Friedrich Ludwig Jahn und Ernst Giefelen“ auf seine Kosten veröffentlichte, nachdem er das kleine Vermögen, das ihm seine Gattin in die Ehe gebracht, zur Herstellung des Berliner Turnplatzes verwandt hatte. Darin ist indeß das Turnen weit weniger als hygieinische Leibesgymnastik, denn als Mittel zur Belebung des Nationalgefühles aufgefaßt, wie er es von Anfang an immer zunächst als politisches Institut, als Mittel zur Erreichung der ihm am Herzen liegenden deutsch-patriotischen Zwecke betrachtet hatte.

Ganz die nämliche Tendenz verfolgten die öffentlichen Vorlesungen, die er vom Januar des Jahres 1817 in Berlin zu halten begann — sie waren der zuweilen freilich allzu kräftige und nach manchen Seiten hin ohne Noth verletzende Ausdruck seines Kern- und Urdeutschthums, des „Nationalbewußtseins auf seiner schwindelndsten Höhe“ und drangen wieder und wieder, immer lauter und entschiedener auf Deutschlands staatliche Einigung. Das waren nun Mahnungen, die in der Zeit der sich erhebenden Reaktion und Demagogensuche an maßgebender Stelle nicht angenehm berührten, um so weniger, als einzelne der leitenden Männer sich von Jahn's schroffen Ausdrücken persönlich getroffen glaubten. Zwar wurden auch im Jahr 1818 die Vorlesungen wieder aufgenommen; zwar wuchs der Zulauf zu den Turnplätzen in Berlin und andernwärts fort und fort; zwar dehnten sich die Turnfahrten seiner Berliner Zöglinge immer weiter und weiter aus, bis nach Pommern und Rügen; zwar stieg Jahn's Geltung in der Meinung seiner Zeitgenossen immer höher, ertheilten ihm doch zwei deutsche

Universitäten, Kiel und Jena, zugleich „Ehren halber“ die Würde eines Doktors der Philosophie — allein schon zogen sich die Gewitterwolken über seinem Haupte zusammen, deren Strahl seiner reichen Thätigkeit ein jähes Ende bereiten sollte.

Auf einen ungerechten und unverzeihlichen Angriff hin, den der Professor Heinrich Steffens in Breslau gegen das Turnen als „staatsgefährliche Umtriebe“ geschleudert, wurden vorerst die Turnplätze zu Breslau und Siegnitz von der Regierung geschlossen und nachher, im März 1819, diese Maßregel auf den gesammten preußischen Staat ausgedehnt, wiewohl vor nicht langer Zeit erst Jahn vom Ministerium selbst aufgefordert worden war, „das Turnen in Preußen zur höchsten Vollkommenheit zu bringen!“ Damit waren die Wege gebahnt, nun auch gegen den „Turnvater“ selbst vorzugehen, dessen deutschnationales Wirken schon längst „unbequem“ geworden war und mit argwöhnisch-ängstlichen Augen beobachtet wurde. In der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1819 fiel endlich der wohlvorbereitete Schlag — auf Befehl des Fürsten Staatskanzlers v. Hardenberg, seines vormaligen warmen Gönners und Schützers, ward Jahn in seiner Wohnung verhaftet und zuerst nach Spandau, sodann nach Küstrin transportirt, wo man den Gefangenen eine Zeit lang sogar Ketten tragen ließ. Und dazu herrschte eben schwere Krankheit in seinem Hause, der zwei seiner Kinder erlagen, während der Vater im Kerker festgehalten wurde!

Es ist hier nicht der Ort, näher in den Jahn'schen Prozeß einzutreten — es war nur eine jener vielen unseligen Demagogenuntersuchungen, wie sie bald in so manche deutsche Familie Schmerz und Verzweiflung tragen sollten

und die Stimmung des deutschen Volkes gegen seine Regenten naturnothwendig fast unheilbar verbittern mußten. Sechs Jahre lang blieb Jahn in Untersuchungshaft, seit 1820 allerdings einer sehr milden, indem ihm gestattet war, mit seiner Familie in der Stadt Kolberg in Pommern wohnen und sich, mit der Beschränkung, eine gewisse Entfernung jenseit des Festungsrayons nicht zu überschreiten, fast ganz frei bewegen zu dürfen. Am 15. März 1825 sprach das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. d. O., dem das Erkenntniß in der Sache übertragen war, den Untersuchungsgefangenen völlig frei, denn alle die ihm zur Last gelegten Verschuldungen: Mitglied einer geheimen Verbindung zum Sturze der deutschen Fürsten und zur Einführung der Republik gewesen zu sein u. s. w. — hatten sich nicht im Geringsten beweisen lassen, wie dies vom Decernenten im Prozesse, dem Kammergerichtsrath und bekannten romantischen Erzähler G. L. A. Hoffmann zu Berlin in seinem bereits im Jahre 1820 abgefaßten vortrefflichen Referate auf das Schlagendste dargethan worden war.

Nur eine erschwerende Bedingung war an das freisprechende Erkenntniß geknüpft; eine Kabinettsordre König Friedrich Wilhelms III. bestimmte, daß Jahn „in Zukunft weder in Berlin und einem Umkreise von zehn Meilen, noch in einer Universitäts- und Gymnasialstadt der Aufenthalt erlaubt werde, und daß er da, wo er seinen Wohnsitz wähle, unter polizeilicher Aufsicht bleiben solle“ — eine Verfügung, die erst von Friedrich Wilhelm IV. aufgehoben worden ist, welcher Jahn seine unbeschränkte Freiheit zurückgab; wie er auch den Gefinnungsgeoffen des Ersteren, den

Sänger des Nationalliedes: „Was ist des Deutschen Vaterland“, Ernst Moritz Arndt, in die ihm in derselben schmählichen Reaktionsperiode entzogenen Rechte als Professor wieder einsetzte.

Jahn erkor sich das anmuthige echt deutsche Thüringen zum Wohnorte; dort hat er, hoch oben auf der Steilwand über der reizenden Anstrut, unweit des alten Markgrafen-schlosses zu Freiburg angesiedelt, ein halb literarisches Stillleben geführt bis an sein Ende, seinen Garten bauend und seine Reben pflanzend, heimgesucht von alten und jungen Gästen aus der Nähe und der Ferne, zumal von den Studenten des benachbarten Jena, bis zuletzt ein origineller Kernmensch durch und durch, oder, sagen wir es immer, in manchen Dingen ein gar wunderlicher Heiliger, dessen äußere Erscheinung schon in Widerspruch stand mit der gewöhnlichen Tracht und Mode. Mit dem kurzen schwarzen altdeutschen Rocke angethan, über den sich der breite Hemdtragen legte, den Hals entblößt, auf dem kahlen Scheitel das schwarze Sammetkappchen, um Kinn und Wangen einen dichten weißen Bart, der bis auf die Brust herabwallte — damals noch eine auffallende Erscheinung, so daß der greise „Turnvater“ auch weit und breit nur „der Alte im Bart“ genannt wurde — also wanderte der auch in hohen Jahren noch körperlich und geistig frische und rüstige Mann im grünen Lande umher und lenkte gar manchen Blick und wohl auch manches Lächeln auf sich, wenn er, wie ein Patriarch der Vorzeit, sich inmitten der modernen Gesellschaft zeigte und da und dort seine mit seltsamen Worten und Wendungen verquickten, immer jedoch gedanken-

reichen und anregenden Reden hielt. Also kam er auch, vom sechzehnten Wahlbezirke der preussischen Provinz Sachsen dahin gesandt, im Jahre 1848 zum deutschen Parlamente nach Frankfurt am Main, auch hier, wie man sich denken kann, eine viel bestaunte, fremdartige Gestalt, ein Ueberbleibsel aus entschwundenen Tagen, wie dies der Alte in gewissem Sinne auch geistig war, ohne wahre Fühlung mit der Gegenwart, die er, das Schicksal so mancher einst bedeutender Menschen, nicht recht zu begreifen vermochte.

In seinem Hause zu Freiburg, das ihm die Sammlungen der Nation gebaut haben, nachdem seine frühere Wohnung mit all seiner fahrenden Habe, seinen Büchern, Handschriften und Andenken ein Raub der Flammen geworden war, ging der Alte am Abende des 15. Oktobers des Jahres 1852 zur ewigen Ruhe ein, nachdem in seinen letzten Jahren ihn leider noch mancher herbe Schicksalschlag getroffen hatte. Und wenn wir nun Alles in Allem nehmen, so werden wir ihm nachrufen müssen: er war ein Mann, ein Mann in einer schweren Zeit, und nicht ihm zuletzt sind wir es schuldig, daß staatlich eine andere und bessere Zeit über dem deutschen Vaterlande aufgegangen ist. Es war einer unserer getreuen Eckardte, was wir ihm nimmermehr vergeffen wollen. Dies auch dem jüngeren Geschlechte der Leser dieser Blätter zu Gemüthe zu führen, das ist der Zweck dieser flüchtigen Lebensskizze aus der Feder eines Mannes, der, selbst schon weißbärtig, den originellen „Alten im Barte“ noch gar manches Mal von Angesicht zu Angesicht geschaut und seiner kernigen, fast biblisch-prophetischen Rede gelauscht hat.

Das Bellengefängniß.

Eine Skizze

von

Schmidt-Weissenfels.

(Nachdruck verboten.)

Verbrechen wird es immer geben, so lange Menschen in irgend einer gesellschaftlichen Verbindung mit einander leben. Die Begierden, Versuchungen und Leidenschaften, welche zum Verbrechen reizen, sind den Menschen so natürliche, daß man ihre Wirkungen auch als unvermeidliche Uebel einer staatlichen Gesellschaft hinnehmen muß. Dieser Umstand schließt freilich nicht aus, daß das Verbrechen bestraft werden muß und die Gesellschaft sich gegen diejenigen ihrer Mitglieder zu schützen sucht, welche sich ihr gefährlich gezeigt haben. Im Allgemeinen und besonders da die Todesstrafe in Folge einer mehr sittlichen Auffassung des Menschenlebens durch den Staat in der europäischen Welt immer seltener verhängt wird, müssen die Gefängnisse dem Zweck entsprechen, die Verbrecher zeitweise oder für immer der Gemeinschaft mit der Gesellschaft zu entheben, und neuerdings hat man damit auch die lobenswerthe Absicht verbunden, auf den Gefangenen bessernd einzuwirken, wenn in dieser Beziehung auch nur sehr ausnahmsweise Erfolge zu verzeichnen sind.

Am meisten versprach man sich für beide Zwecke von der Einschließung des Verurtheilten in ein Zellengefängniß, wo eine mehr oder weniger streng durchgeführte Vereinigung und undurchbrechbare Schweigsamkeit den Gefangenen zum Nachdenken und zur Reue führen sollte, dann aber vor Allem ihn des Verkehrs mit den anderen Gefangenen beraubte, wodurch die noch unverdorbenen Naturen den unvermeidlichen Einflüssen der verderbten und nicht mehr zu bessernden Genossen entzogen wurden. Dies System der Isolir- oder Zellenhaft wurde zuerst im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, in Philadelphia, zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in Anwendung gebracht und hat darnach den Namen des pennsylvanischen Systems erhalten. Es währte sehr lange, ehe dasselbe in Europa zu ernstlicher Beachtung gelangte. Erst als man hier in einzelnen Staaten dem Gefängnißwesen als einer sehr wichtigen und leider immer größeren Umfang annehmenden Aufgabe näher trat, fand nach und nach auch das Zellen-system, gleichsam wie zur Probe, eine Aufnahme. In der Mitte dieses Jahrhunderts waren in den meisten Staaten schon Gefängnisse dieser Art als kostspielige und oft auch sehr großartige Bauten aufgeführt worden und wurden in ihnen die Verurtheilten, in Belgien und Frankreich auch oft die Untersuchungsgefangenen, einer milderen oder strengen Durchführung des pennsylvanischen Systems unterworfen. Milder war sie, wenn die Verhafteten bei Tage in gemeinsamen Arbeitsjalen, aber unter Beobachtung eines absoluten Schweigens, unter Aufsicht von Beamten versammelt und nur Nachts in ihren einzelnen Zellen eingeschlossen gehalten

wurden, oder aber, wenn ihnen in den Hölirzellen Arbeit nach freier Wahl und eine Beköstigung aus eigenen Mitteln gestattet wurde. In dieser letzteren Beziehung zeigte man sich namentlich in Belgien und Frankreich duldsam, indem man den Hauptzweck der Haft nicht in einer gänzlichen Aufhebung der individuellen Freiheit sah, deren Verlust den Menschen vollständig zu einer Maschine herabwürdigt und ihn damit entweder heuchlerisch oder stumpf gegen die ihm aufgedrängten Morallehren werden läßt.

Wie stark die Erfahrungen der Gefängnißbeamten für dies Zellenystem sprachen, bewies ihr Kongreß im Jahre 1877 in Stuttgart. Fast ohne Widerspruch einigten sie sich zu dem Beschluß, das Zellengefängniß als das grundsätzlich beste den Regierungen zu empfehlen, damit es in Zukunft, wenn irgend möglich, zur Verbüßung aller längeren Haftstrafen und selbst gegen Untersuchungsgefangene in Anwendung käme. Damit scheint, hundert Jahre nach dem ersten Versuch in Amerika, dies System auch in Deutschland zu allgemeiner Aufnahme zu gelangen, und es dürfte von weiterem Interesse sein, über den Aufenthalt in einem solchen Gefängniß und dessen Einrichtung Näheres zu erfahren. Eine Verschiedenheit in Einzelheiten, wie sie die Hausordnungen dieser Gefängnisse bieten, kann dabei als unwichtig nicht weiter in Betracht kommen.

Einem Festungswerk an Mächtigkeit der Mauern gleich, meist in strahlen- oder fächerartiger Form, so erhebt sich das Zellengefängniß in einem der entlegenen, geräuschärmeren Viertel größerer Städte. Ein hohes eisenbeschlagenes Thor

öffnet sich erst, sobald der Wagen mit den einzuliefernden Gefangenen vorgefahren ist und der Führer desselben das ihm bekannte Signal mit dem Glockenzug gegeben hat. Durch das Thor, an der Wache vorbei, holpert der Wagen in den kleinen Hof, wo die Beamten des Hauses bereits zum Empfang des neuen Gastes bereit stehen. Dieser hört, wie das eiserne Thor dröhnend hinter ihm wieder in's Schloß geworfen wird — es scheidet ihn fortan von der übrigen Menschheit, innerhalb deren er bisher gelebt. Mit dem Tritt, den er aus dem Wagen macht, hat er den Boden des Grabes unter den Füßen, in dem er als lebendige Kreatur Monate, Jahre seines Daseins nun zubringen muß.

Die Beamten geleiten ihn mit einem einfachen Wink in den breiten, hellen Korridor, der den Eingang des riesigen Gebäudes bildet. Eine Wartezelle, ähnlich derjenigen in einer Fluß-Badeanstalt, nimmt ihn hier auf und damit beginnt das System der Isolirung und der schweigenden Berrichtungen, dem er fortan unterworfen ist. Nach einer Weile führt man ihn durch einen besonderen Gang in das Bureau des Hauses, wo seine Persönlichkeit festgestellt, seine Taschen untersucht und geleert werden und ein sehr genaues Signalement von ihm und ein Verzeichniß seiner Sachen aufgenommen und in die Bücher verzeichnet wird. Dann gelangt er erst durch einen anderen Gang in das eigentliche Innere des Gebäudes, an eine große Glasrotunde, in welcher sich Tag und Nacht die Oberaufseher aufhalten und von welcher sie bequem in alle Theile des Hauses hineinblicken können. Denn strahlenförmig gehen von dieser Glasrotunde

als gemeinsamem Mittelpunkt die langen Flügel aus, in denen sich stochweis über einander die Zellen für die Gefangenen befinden.

Hier, in diesem lichten, durch den Anblick der mehrfachen sich öffnenden Hallen feierlich stimmenden Vorsaal hat der neue Ankömmling nichts weiter zu thun, als eine auf Holz oder Eisenblech gemalte Nummer in Empfang zu nehmen. Es ist die Nummer seiner Abtheilung und seiner Zelle; sie ist jetzt der Inbegriff seines ganzen Seins in diesem Hause, wo er nur noch als eine Nummer genannt, gekannt und behandelt wird. Ein Blick darauf und er ahnt es, daß er das freie Menschenthum nunmehr gegen ein maschinenartiges Dasein ausgewechselt hat.

Man zeigt ihm den Flügel, in dem seine Zelle sich befindet, und im Trabe, dem üblichen Gefangenen Schritt zur Fortbewegung in diesem Hause, begibt er sich dahin. Ein Wärter empfängt ihn schon am Eingang des Flügels und ladet ihn ein, in eine der geöffneten Badezellen zu treten und hier sein Bad zu nehmen. In aller körperlichen Reinlichkeit muß er der Bewohner dieses Palastes werden. Hat er das Bad genommen, so sagt ihm der Wärter, in welchem Geschoß seine Zelle liegt; er trabt dahin, reicht seine Nummertafel dem Schließer und wird von demselben dem Raume zugewiesen, der Alles umschließt, was nunmehr sein Reich ist.

Es ist nicht viel, das denkbar Wenigste, was nothwendigem Bedürfniß eines Menschen genügen kann. Eine längliche, schmale Zelle von etwa vier Meter Länge und zwei Meter Breite; der Thür gegenüber ein großes viereckiges Fenster über Manneshöhe angebracht und mit Scheiben aus

gerilltem Glas, die wohl das Licht hereinlassen, aber keinen Blick hinaus, auch nicht zum Himmel hinauf, gestatten. An der einen Seitenwand befindet sich ein Holztisch, über welchem ein Gasrohrstück im Winter während der Abendzeit bis sieben Uhr der Spender des Lichts wird, und ein dreibeiniger runder Holzstempel. Die Wand gegenüber birgt in der Ecke nächst der Thür ein befestigtes Brett, auf welchem die Matraze, Decke und Leintücher vorschriftsmäßig zusammengerollt ihren Platz während des Tages haben. Unter diesem Brett ist ein Kloset. Dann gibt es noch einen Besen in der Ecke, eine Blechkanne mit Wasser in der anderen; einen Napf und eine Blechschüssel mit Holzlöffel, die auf einem Leisten oberhalb der Thür aufbewahrt werden.

Mit einem Blick hat der Neueingetretene seine kleine, dürftige Behausung überschaut. Je nach dem Temperament desselben tritt gleich darauf die Wirkung dieses Anblicks einer trostlosen Wirklichkeit bei ihm hervor. Das Gefühl, hier von aller Welt abgeschlossen, wie begraben leben zu müssen, erschüttert selbst noch verhärtete Naturen und bringt besonnene ohne jedes Schuldbewußtsein zu einem Ausbruch von Verzweiflung. Als der General Cavaignac z. B. in der Nacht zum 2. Dezember 1851 mit vielen anderen Republikanern und Gegnern des Napoleonischen Staatsstreichs von den Helden desselben verhaftet und nach dem Zellengefängniß Mazas in Paris gebracht worden war, ging er lange Zeit mit verschränkten Armen und kopfschüttelnd auf und ab in seiner Zelle, bis er in seiner Wuth den Tisch mittelst des Stempels zererschlug, so sehr dies auch der Hausordnung zuwider war und wie schwierig es sicherlich

gewesen. Andere weinen, Andere schimpfen, Manche brechen zusammen oder versuchen gar einen Selbstmord; aber meist genügt ein hier verlebter Tag solcher Seelenmarter, daß der Gefangene sich in's Unabwendbare schickt und in jeder Unterbrechung der todtenstillen Klausur einen Trost findet, mit dem er einen Tag nach dem anderen immer ruhiger übersteht.

An solchen, ihm so wohlthätigen Unterbrechungen fehlt es auch nicht. Um sechs Uhr des Morgens ertönt die große Glocke, welche den Beginn des Tagelbens für die Gefangenen anzeigt. Die Todtenstille geht in ein geheimnißvolles Summen über, welches das Haus erfüllt. Die Schließer laufen draußen auf und ab, die Reinigung der Gallerien beginnt. In den Zellen aber erheben sich deren Inwohner von ihrem Lager; sie haken die Hängematte, welche das Bett getragen, von den beiden Langwänden ab, rollen Matratze und Decken und stellen sie an ihren Platz zurück. Dann kehren sie den steinernen Fußboden der Zelle, sammeln den Schmutz dicht an der Thüröffnung, stellen daneben den Wasserbehälter und reinigen sich darnach selber.

Der Schließer öffnet Thür um Thür, setzt schnell den Schmutz hinaus und nimmt die Wasserkanne hinaus. Eine unsichtbare Hand stellt bald darauf diese Blechkanne mit frischem Wasser gefüllt wieder an den Eingang der Zelle zurück. Keine Stunde und in jedem der sechs Flügel sind die hunderte von Zellen desselben in vorschrittmäßiger Ordnung und Alles versinkt wieder in Grabesruhe.

Bis acht. Dann läutet abermals die Glocke und gibt das Signal für ein unheimliches Rasseln und Klappern in

den Flügelhallen. Näher und näher kommt es der Zelle. Plötzlich öffnet sich eine kleine Klappe in der Thür unterhalb des Guckloches, durch welches der Wärter von außen immer in das Innere jeder Zelle blicken kann. Auf das Brettchen hinter der Klappe fliegt der Napf mit dampfender Suppe und das leere, dorthin schon vom Gefangenen gestellte Geschirr verschwindet dagegen. Das Thürchen schließt sich und draußen verhallt allmählig das Klirren und Klappern, welches der Transport der vielen Blechgeschirre, leeren wie gefüllten, auf einer auf dem Galleriegeländer fortgerollten Platte verursacht.

Die Suppe ist verzehrt und der Gefangene beginnt jenen Umlauf innerhalb seiner Zelle, wie man ihn wohl in den Käfigen zoologischer Gärten bei den wilden Thieren beobachten kann. Bald öffnet sich die Thürklappe wieder und der Wärter wendet sich diesmal an den Menschen, dem ein gewisses freies Bestimmungsrecht noch zugestanden wird. Er fragt nämlich nach den Bedürfnissen des Gefangenen und notirt dieselben. Es ist wenigstens in Frankreich und Belgien den Untersuchungsgefangenen, namentlich den politischen, gestattet, sich von der Kantine, dem Viktualienhandel des Hauses, Wein, Brod, Fleisch, Käse, Butter, Tabak, Tinte, Federn, Papier für das ihnen belassene Geld zu kaufen; außerdem ist dies der Moment, den Besuch des Arztes, des Direktors oder Priesters zu wünschen, ebenso ein Buch aus der Hausbibliothek, selbstverständlich nur religiös im Inhalt. Diese liberale Einrichtung bezüglich einer theilweisen Selbstbeföchtigung und namentlich der Erlaubniß des Tabakrauchens existirt aber in den Zellengefängnissen mit strengem

System nicht und verbietet sich schon von selbst, wo die Strafgefangenen des Morgens in die gemeinsamen Arbeitsjale geführt werden, nicht aber in ihren Zellen sich selbst beschäftigen oder auch durch die Anstalt mit einer täglichen Arbeitsaufgabe versehen werden.

Je nach der Reihenfolge, welche seine Nummer trifft, wird dem Gefangenen täglich eine Stunde Spaziergang in der Luft gewährt. Dann öffnet sich der Riegel seiner Thür, der Wärter kündigt mit kurzem, einförmigem Ruf ihm diesen Moment an und es ist ihm freigestellt, zu gehen oder zu bleiben. In letzterem Fall wird die Thüre wieder geschlossen; im ersteren öffnet sie sich vollends und der Zellenbewohner verläßt seine vier Wände mit dem vorgeschriebenen besüßelten Schritt, durchläuft so die Gallerie, eilt die Treppe hinunter und durch einen Gang in seinen Gartentheil, ohne daß er Jemand gesehen oder gehört hat. Sobald beim Austritt aus der Zelle ihm die Richtung seines Laufes gezeigt worden ist, gelangt er auch mit einer mathematischen Bestimmtheit an sein Ziel; ein Abweichen und Irren ist bei der systematischen Einrichtung aller Gänge unmöglich. Zum Ueberfluß müssen die Gefangenen, ehe sie ihre Zelle verlassen und die Flügelhalle betreten, in manchen Anstalten noch eine Maske vor das Gesicht nehmen.

Jenes Gartenstück, welches den Genuß der Bewegung in frischer Luft, den Anblick des Himmels und wohl auch einiger Blumen auf einem Rasenplatz gestattet, ist eigentlich weiter nichts als eine dachlose Zelle, der Theil eines großen Kreises, welcher durch hohe Mauern radienartig in vielleicht zwanzig Abschnitte zerlegt worden ist. Es gehen

in ihnen zu gleicher Zeit zwanzig Menschen neben einander spazieren, ohne sich sehen oder sprechen zu können. Einer nach dem anderen ist aus dem Hause in den kleinen Mittelbau dieser Zellengärten gekommen, wo jeder derselben seine besondere, hinter ihm sich schließende Eingangsthür hat. Dieser Mittelbau, wo die Radien des Kreises münden, hat eine obere Gallerie, von der aus ein patrouillirender Wächter in alle Gärtchen hinunter sehen und derartig alle Spaziergänger darin stets beobachten kann. Ein anderer Wächter macht vor dem äußeren Gittertheil der Gärtchen seine Runde. Ist die gemessene Zeit vorbei, so kehrt jeder einzelne dieser umhegten und bewachten Spaziergänger auf demselben Wege wieder in seine Zelle zurück, auf dem er sie verlassen.

Nur ein flüchtiger Blick konnte immer, wenn der Gefangene außerhalb seiner Zelle war, über die Halle schweifen, von deren Bewohnern er einer ist. Aber er macht diesen flüchtigen Blick oft, vielleicht täglich, und bald hat er sich ein klares Bild von diesem Raum gemacht. Man könnte ihn einen immensen langen Saal nennen, in seinem luftigen Aufbau und bei der außerordentlichen Sauberkeit, die hier waltet, von elegantem Eindruck. Die ganze Länge ist mit einer Glasdecke überwölbt, von der Hofseite her blickt auch noch ein Fenster hinein, so hoch, wie der Bau selber. Der Fußboden ist ein Steinparquet; darüber erheben sich zwei breite gußeiserne Gallerien mit eisernem Gitter, auf welche die Zellen hinausgehen, die in den beiden oberen Geschossen sich befinden.

Sonntags oder an Feiertagen wird diese Halle, die in

der That einem Kirchenschiffe gleicht, im katholischen Frankreich und Belgien auf kurze Zeit zum Gottesdienst benutzt. Alle Zellentüren werden zu diesem Behufe nur so weit geöffnet, daß eine fingerschmale Spalte den Blick hinaus gestattet. Alle diese Türen öffnen sich nur nach einer Seite, jener, wo der gemeinsame Mittelpunkt der ausstrahlenden Flügel ist, die erwähnte Glasrotunde der Oberaufseher. Aus ihr wird jetzt eine Altarnische, in welcher der Priester seine Messe hält, an welcher unsichtbar hinter den Thürspalten die hunderte von Zellenbewohnern Theil nehmen. Das Glöcklein schallt, der Weihrauch wallt empor und dringt bis in die Zellen. Dann schließen sich deren Türen wieder fest. In den protestantischen Ländern gibt es eine eigene Kirche im Zellengefängniß, wohin die Gefangenen zum Anhören der Predigt geführt werden und wo sie nach dem System der Isolirung wie in einem eigenen Stuhl sitzen, so daß Einer nicht den Andern zu sehen und zu berühren vermag.

Um Mittag öffnet sich noch einmal das kleine Thürfenster und das Essen wird in derselben Weise hineingestellt, wie Morgens das Frühstück mit dem Brod. Die Hälfte des Tages ist vorüber; die Unterbrechungen haben die Zeit gekürzt. Desto länger und qualvoller die zweite Hälfte, während welcher der Wärter, der auf der Gallerie zuweilen auf und ab geht, keine Veranlassung mehr hat, sich mit der einzelnen Zelle zu beschäftigen. Höchstens daß er leise den Schieber vor dem Guckloch in der Thür vorrückt und nachsieht, was der Gefangene in seiner Einsamkeit treibt. Er darf nicht liegen und auch nicht schlafen — glücklich,

wenn er durch Arbeit Viertelstunde auf Viertelstunde zu kürzen vermag. Denn der Gefangene sucht das Kleinste mit dem Instinkt des Lebens zu erfassen, um sich wieder in eine, wenn auch nur ideelle Gemeinschaft mit der Welt da draußen, vor diesen Mauern und Riegeln, zu setzen. Er hört die Glocken von den Kirchen schlagen und lauscht auf jeden Viertelstundenschlag, weil jeder ihm ein Ruf der Freiheit dünkt.

Wie eine Erlösung begrüßt er das Geläut des Hauses um sieben Uhr, das ihn zum Schlafengehen mahnt. Ein Tag der Gefangenschaft ist wieder vorbei und der Schlummer nimmt das Bewußtsein und damit das Leid und die Pein. Er langt vom Brett die zusammengerollten Bestandtheile seines Lagers, haßt die Hängematte an den beiden gegenüberstehenden Wänden ein, legt die Matratze darauf, die er mit einem Leintuch bedeckt, ein anderes schlägt er um die wollene Decke. Viel besser ist hier sein Bett vielleicht, als er es jemals gehabt, besser als wohin Tausende in der Freiheit ihr müdes Haupt legen. Und doch, wie gern vertauschte er es gegen ein Strohlager, könnte er die Freiheit genießen! Wie würden fast Alle, die Unglück und Laster, Leichtsinn und Fehltritt in diese Vermauerung brachte, das Kreuz des menschlichen Glends auf sich nehmen gegen diese sichere Leibversorgung in der Zelle, die nur Gram und Reue, Seelenqual und oftmals Hoffnungslosigkeit für alle Zukunft nährt! Wohl ihm, nachdem er sich gebettet, wenn halb der Schlaf ihn als ein treuer Freund im Unglück umfängt, vielleicht ein holder Traum aus der Kindheitszeit ihn der traurigen Wirklichkeit geistig entführt!

Kreuzung und Selbstbefruchtung im Pflanzenreiche.

Von

Dr. W. Geß.

(Nachdruck verboten.)

Wenn im Laufe des Frühlings die holde Flora ihr blüthenreiches Füllhorn über die starre Erde ausgeschüttet hat, dann freut sich wohl jeder Mensch der mannigfaltigen Blüthenpracht und athmet mit Wollust die von zarten Düften durchwürzte Luft. Aus den beengenden Mauern eilt ein Jeder hinaus in den blühenden Garten, auf die bunte Wiese oder unter das zartgrüne Laubdach des schützenden Waldes und pflückt die lieblichen Kinder des Lichts zum zierlichen Strauß, zum festlichen Kranz.

Wenn wir jedoch die mannigfaltigen Gestalten der Blumen betrachten, so drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, woher diese große Verschiedenheit derselben stammt, warum die eine Blüthe diese Gestalt, Farbe und Geruch hat, die andere jene. Schon im Jahre 1793 versuchte Konrad Sprengel in seinem ausgezeichneten Werke: „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen“ diese Frage zu lösen. Durch genaue Beobachtung mehrerer hundert Blumenarten kam er zu dem Schlusse, daß der Honig der Blumen nur der Insekten wegen abgeseh-

bert werde, daß die bunten Farben die Aufmerksamkeit dieser Thiere auf die Honigquelle richten und bestimmte, auffallend gefärbte Flecke und Linien ihnen die Oeffnungen anzeigen, durch welche sie zu ihnen gelangen können; ferner, daß die Honig holenden Insekten den Blütenstaub von den Staubgefäßen abstreifen, auf die Narbe bringen, und dadurch die Befruchtung vermitteln, was um so wichtiger ist, da viele Pflanzen nur auf diese Weise befruchtet werden können. So betrachtet Sprengel die Gestalt der Blüthentheile, die Farbe und den Wohlgeruch der Blumen als in naher Beziehung zur Befruchtung stehend und von ihr abhängig.

Aber diese hübsche Theorie hat eine schwache Seite. Man sieht nicht ein, weshalb bei einer Reihe von Pflanzen eine Vermittelung durch Insekten nothwendig sein soll, da der Pollenstaub ohne Weiteres auf die Narbe fallen kann. Indessen muß es doch auffallend erscheinen, daß bei den meisten Pflanzen eine Kreuzung nicht nur nicht ausgeschlossen ist, sondern die Blüten vielmehr so eingerichtet sind, daß sie gelegentlich oder regelmäßig durch den Pollenstaub anderer Blüten derselben Art befruchtet werden. Die Einrichtungen, welche die gegenseitige Befruchtung sichern, bestehen bei einer großen Zahl der Pflanzen darin, daß Staubgefäße und Pistille sich nicht gleichzeitig, sondern nach einander entwickeln, bei anderen in der Trennung der Geschlechter oder in einer mechanischen Vorrichtung, welche verhindert, daß der Pollenstaub auf die Narbe derselben Blüthe fallen kann. Bei anderen Pflanzen ist die Selbstbefruchtung zwar nicht völlig verhindert, allein es wird bei

ihnen eine solche Menge von Pollenstaub entwickelt, daß er in größerer Zahl aus fremden Blüten als aus der eigenen auf die Narbe fällt.

Diese mannigfaltigen Vorrichtungen, welche die Kreuzungen begünstigen, legen die Vermuthung nahe, daß letztere für die Fortpflanzung von besonderer Bedeutung sind. Schon in seinem Hauptwerke „über die Entstehung der Arten“ macht Darwin auf die Vortheile der Kreuzung und die dadurch bedingte Naturauslese, welche die Eigenthümlichkeiten der Blumen hervorbringen soll, aufmerksam. In einem seiner neuesten Werke über die Wirkungen der Kreuzung und der Selbstbefruchtung im Pflanzenreiche bietet er uns eine weitere Ausführung und Begründung dieser Annahme, um die Sprengel'sche Theorie zu ergänzen. Welch eine Fülle werthvoller Untersuchungen birgt dieses Werk!

Die Veranlassung zu den Untersuchungen gab die Beobachtung, daß von zwei Sämlingen der *Linaria vulgaris*, welche von einer und derselben Pflanze abstammten, von denen aber der eine durch Selbstbefruchtung, der andere durch Fremdbefruchtung entstanden war, der letztere bedeutend kräftiger wurde als der erstere. Da Sämlinge von *Dianthus caryophyllus* dieselbe Erscheinung zeigten, so zweifelte Darwin nicht mehr, daß die Ursache in der Verschiedenheit der Befruchtung liege, und begann genaue Untersuchungen im großen Maßstabe.

Im Verlaufe von elf Jahren wurden von ihm mehr als tausend Pflanzen theils durch Kreuzung, theils durch Selbstbefruchtung erzielt, ihr Wachsthum vom Keime bis zur Ausbildung verfolgt und durch genaue Messungen verglichen.

Darwin verfuhr bei diesen Versuchen folgendermaßen: An den durch Netze gegen Insektenbesuch gesicherten Pflanzen wurde ein Theil der Blüthen mit deren eigenen Pollen befruchtet, ein anderer Theil mit Pollen einer Pflanze derselben Art. Beide wurden natürlich in verschiedener Weise bezeichnet. Der völlig reife Samen wurde alsdann auf verschiedenen Seiten eines mit feuchtem Sande gefüllten Glaskastens zum Keimen gebracht und die Keimpflänzchen zweier zu gleicher Zeit keimenden Samenkörner, von denen der eine durch Kreuzung, der andere durch Selbstbefruchtung entstanden war, auf die entgegengesetzten Seiten eines Blumentopfes gepflanzt und unter möglichst gleiche Lebensbedingungen gebracht.

So war es möglich, beide in Bezug auf die Keimung, auf das Wachsthum und die Höhe, welche sie erreichten, auf das gleichzeitige oder ungleichzeitige Aufblühen, auf die Fruchtbarkeit und das Gewicht der erwachsenen Pflanze genau zu vergleichen. Darwin setzte diese Versuche elf Generationen hindurch fort und kam zu dem Schlusse, daß Kreuzung im Allgemeinen vortheilhaft und Selbstbefruchtung schädlich ist.

Seine Versuche zeigten nämlich, daß im Allgemeinen durch Fremdbefruchtung entstandene Pflanzen größere Höhe und mehr Gewicht, kräftigere Konstitution und Fruchtbarkeit besitzen. Allerdings scheint die Fremdbefruchtung bei der einen Pflanze vortheilhafter zu sein als bei der anderen, und daher erklärt sich auch, daß die Einrichtung der Blüthen für die Fremdbefruchtung und gegen die Selbstbefruchtung verschieden ist.

Darwin begründet dieses allgemeine, für die Erklärung der Blumenwelt, sowie für die praktische Blumenzucht gleich wichtige Ergebniß durch folgende aus seinen Versuchen resultirende Sätze:

Wenn Pflanzen viele Generationen hindurch mit fremden Pflanzen derselben Art gekreuzt sind, dann aber durch Selbstbefruchtung fortgepflanzt werden, so wird dadurch die Kräftigkeit und Fruchtbarkeit ihrer Nachkommen bedeutend geschädigt.

Wenn Pflanzen, welche viele Generationen hindurch, sei es durch Selbstbefruchtung oder Kreuzung, unter sich fortgepflanzt sind, mit einer fremden Pflanze derselben Art gekreuzt werden, so werden die Nachkommen kräftiger und fruchtbarer.

Die Kreuzung gewährt jedoch wenig oder gar keine Vortheile, wenn sie ohne Zuhilfenahme fremder Stöcke zwischen Pflanzen vorgenommen wird, welche durch Generationen hindurch durch Selbstbefruchtung oder durch Kreuzung unter einander entstanden sind, oder auch wenn Blüthen mit Blüthen derselben Pflanze oder mit Blüthen, welche derselben Pflanze entstammende Schößlinge tragen, gekreuzt werden.

Die Vortheile der Kreuzung scheinen also daraus zu entspringen, daß die Individuen verschiedenen Lebensbedingungen ausgesetzt gewesen sind und dadurch etwas variirt haben. Daher hat die Kreuzung keine Vortheile, wenn sie zwischen Pflanzen, die unter denselben Lebensbedingungen gewachsen sind, stattfinden. Es wurden Pflanzen von *Ipomaea purpurea* und *Mimulus luteus* sieben Generationen hinter einander durch Selbstbefruchtung gezüchtet und dann mit

einander gekreuzt, ohne daß ein Vortheil bemerkt wurde, der aber sofort hervortrat, als die Pflanze mit einer aus einer anderen Zucht stammenden gekreuzt wurde. In einem anderen Falle wurden Pflanzen von *Mimulus luteus*, welche acht Generationen hindurch selbstbefruchtet waren, mit anderen gekreuzt, welche acht Generationen gekreuzt, aber unter denselben Bedingungen gewachsen waren. Zugleich wurden auch die ersteren durch Selbstbefruchtung entstandenen Pflanzen mit anderen aus einer anderen Gegend bezogenen gekreuzt und nun verhielt sich die Höhe der jungen Pflanzen der letzten Zucht zu denen der ersten wie 100 : 52 und die Fruchtbarkeit wie 100 : 4.

Für Landwirthe und Gärtner sind diese Resultate von praktischem Werth. Diese werden hiernach bei ihrer Zucht die besten Resultate erlangen, wenn sie unter verschiedenen Bedingungen gewachsene Pflanzen mit einander kreuzen. Gegentwärtig lassen sie Samen von anderen Orten kommen, um die langjährige Zucht unter denselben Bedingungen zu vermeiden. Nach dem oben Gesagten würde es jedoch besser sein, wenn sie den fremden Samen zwischen ihren Samen ausfäeten, so daß die Pflanzen sich kreuzten. Durch derartige Kreuzung entstandene Pflanzen von *Ipomaea purpurea* verhielten sich zu Pflanzen, welche innerhalb desselben Stammes erzeugt waren in der Höhe, wie 100 : 78, in der Fruchtbarkeit wie 100 : 52.

Es liegt nahe, diese Resultate auch auf die Viehzucht anzuwenden. Wer nahe verwandte Thiere kreuzen will, muß diese unter möglichst verschiedenen Bedingungen erziehen, doch ist hier nicht der Ort, auf diese Frage näher einzugehen.

Es bleibt jedoch noch immer zu erklären, weshalb bei einer Reihe von Pflanzen keine Vorrichtung zur Erleichterung der Kreuzung zu finden ist, ja letztere bei einigen sogar durch den Bau ausgeschlossen erscheint. Müller beantwortet diese Frage in seinem Buch: „Die Befruchtung der Blumen durch Insekten“ folgendermaßen:

„So oft aus Selbstbefruchtung hervorgegangene Nachkommen mit aus Kreuzung hervorgegangenen in Wettkampf um die Daseinsbedingungen gerathen, werden die ersteren von den letzteren überwunden; es werden daher vorwiegend Kreuzung befördernde Blumeneinrichtungen durch Naturzuchtung ausgeprägt. Tritt dagegen dieser Wettkampf nicht ein, so vermag in vielen Fällen auch Selbstbefruchtung eine unbekannte, vielleicht unbegrenzte Zahl von Generationen hindurch der Fortpflanzung zu genügen und zahlreiche gesunde und fruchtbare Nachkommen zu liefern; in solchen Fällen, in welchen eine Kreuzung durch die natürlichen Transportmittel des Pollens (Wind, Insekten u. s. w.) unsicher wird oder dauernd verloren geht, prägen sich daher häufig Selbstbefruchtung befördernde Eigenthümlichkeiten aus.“

Darwin's Werk enthält sonach allerdings noch keine durchaus abgeschlossene Blumentheorie, zumal sich noch einzelne zweifelhafte Resultate darin finden, aber es bietet uns eine breite Basis für weitere Forschungen, es hat uns, wie jedes Werk Darwin's, ein weites Feld geöffnet, dessen Bearbeitung uns zweifelsohne noch zahlreiche interessante Thatsachen enthüllen wird.

Buchhandel und Publikum vor dreihundert Jahren.

Kulturgeschichtliches Charakterbild.

Von

C. Meiliß.

(Nachdruck verboten.)

Man hat unsere Zeit wohl das Jahrhundert der Federfuchser und Tintentleckser, das massenhaft schreibende und massenhaft druckende genannt, und mit Recht. Denn die Thätigkeit der Presse, dieser gewaltigsten aller modernen Großmächte, ist in riesige Verhältnisse hinauszgewachsen und schwillt noch fort und fort zu immer gigantischeren Proportionen an, so daß der dieser Bewegung ferner Stehende sich der Besorgniß nicht erwehren kann, es müsse solche Ueberproduktion ein Ende mit Schrecken nehmen, der literarisch-publizistische „Krach“ könne nicht ausbleiben, wie er andere Gebiete menschlicher Betriebsamkeit unter anscheinend ähnlichen Verhältnissen nicht verschont hat. Indes liegen die Dinge in Wirklichkeit doch etwas anders. Wird sich auch nicht in Abrede stellen lassen, daß eine Menge von Preßerzeugnissen in die Welt hinaus geschickt wird, welche besser nicht geschrieben und nicht gedruckt worden wären, im Großen und Ganzen jedoch ist die erstaunliche Mühsrigkeit

auf allen Gebieten schriftstellerischer und buchhändlerischer Wirksamkeit nur die natürliche Folge sowohl der wachsenden Menschenzahl und der in immer tiefere Schichten hinabdringenden Bildung, mit welcher das steigende Lesebedürfniß in ganz natürlichem Zusammenhange steht, als einer geistig, politisch, social und volkswirthschaftlich ungewöhnlich bewegungsvollen Epoche, welche der Mittheilung und Belehrung, der Mahnung und Anregung, der Aufmunterung und Beruhigung, der Beurtheilung und Erörterung, des Angriffs und der Abwehr durch Schrift und Druck in außerordentlichem Maße bedarf. In allen dergleichen Perioden einer in hohen Bogen gehenden Lebensströmung, von der Niemand völlig unberührt bleibt, zeigt sich, seit Johannes Gutenberg's welterschütternder Erfindung, auch eine gewissermaßen fieberhafte Thätigkeit der Presse und in sämmtlichen sich um dieselbe gruppirenden Berufs- und Geschäftszweigen. So war, obschon die Kunst des Bücherdrucks der Menschheit kaum erst geschenkt war und noch die Schwierigkeiten der Anfangsstadien zu überwinden hatte, um die Mitte des 16. Jahrhunderts während der von Deutschland ausgehenden mächtigen kirchlichen und politischen Bewegung, welche die Welt aus dem Mittelalter in die neue Zeit hinüberführen sollte, die Produktion des deutschen Büchermarktes eine wahrhaft erstaunliche und dabei so eigenthümliche, in so merkwürdige Bahnen und Normen gefaßte, daß wir unseren Lesern eine anregende Unterhaltung zu bieten meinen, wenn wir ihnen ein Bild des literarischen Verkehrs in jenen Tagen zu entwerfen versuchen — auf dem Grunde der eingehenden Quellenstudien, deren Resultate Robert

Calinich in seiner unlängst veröffentlichten inhaltreichen Schrift „Aus dem 16. Jahrhundert“ (Hamburg, Mauke und Söhne) niedergelegt hat.

Der Hauptsitz des damaligen Buchhandels war nicht wie gegenwärtig Leipzig, sondern Frankfurt am Main, wie die Messen des letzteren Ortes bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts die des ersteren an Bedeutung weit übertrafen. Hieß man doch Frankfurt wohl „das Haupt aller Jahrmärkte auf Erden“, oder „den kleinen Inbegriff der Welt“, auch „das Kaufhaus der Deutschen“. Ueberhaupt entwickelten sich Buchdruckerei und Buchhandel im deutschen Süden viel früher als in Norddeutschland, dem nachmals die geistige und literarische Führung Deutschlands zufallen sollte. Lange, ehe hier der buchhändlerische Verkehr zu irgend nennenswerther Bedeutung gelangte, gab es in Basel und Straßburg, in Mainz und Nürnberg, in Ulm und Augsburg, auch in Köln und anderen rheinischen Orten bereits berühmte Buchdruckereien, die zum Theil sehr Gediegenes leisteten. Frankfurt hatte denn auch seine erste Buchhändlermesse und veröffentlichte im Jahre 1564 das erste Verzeichniß der im abgelaufenen Jahre erschienenen Literaturerzeugnisse, während Leipzig mit einem solchen „Messkataloge“, wie das Verzeichniß genannt wurde, erst dreißig Jahre danach, zu Michaelis 1594, vor das Publikum trat. Diese Messkataloge, die uns zum größeren Theile noch erhalten und aus denen 1850 von Gustav Schwetschke in Halle kulturgeschichtlich sehr interessante Auszüge mitgetheilt worden sind, geben uns Aufschluß über den Einfluß, welchen Staat und Kirche auf die literarische Entwicklung ausübten, über den Kampf

zwischen lateinischer und deutscher Sprache in der wissenschaftlichen Darstellung, über die Betheiligung der verschiedenen Buchdruckereien, der einzelnen deutschen Gegenden und Städte am Geistesleben der Zeit, über das Verhältniß, in welchem Katholiken und Protestanten den Büchermarkt versorgten, über die literarischen Liebhabereien und Neigungen der Lesertwelt u. dgl., und thun u. A. dar, daß die Gesamtmenge der im Laufe von 36 Jahren, von 1564—1600, in Frankfurt und Leipzig auf die Messe gebrachten Bücher nicht weniger denn 21,941 betrug, von denen nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil nicht in Deutschland selbst veröffentlicht war. Noch überwogen die in lateinischer Sprache verfaßten Schriften die in deutscher Zunge erschienenen beträchtlich; waren der ersteren doch 14,478, der letzteren bloß 6618 aufgeführt; der kleine Rest fiel auf die französische, italienische und spanische Sprache. Mehr als tausend Bücher enthielten keinerlei Angabe ihres Druckortes, bald aber wurden vom Kaiser schon ziemlich strenge „Preßmandate“ erlassen, welche vor Allem die Angabe der Druckerei verlangten, aus deren Werkstätten das Produkt hervorgegangen war, und so wurden mit jedem der kommenden Jahre der Werke ohne Bezeichnung des Druckortes immer weniger; 1600 ertheilten bloß noch fünf darüber keine Auskunft.

Treten ferner im Jahre 1564 nur zwölf deutsche Verlagsstätten auf — Augsburg, Basel, Budissin (Bauzen), Erfurt, Frankfurt am Main und an der Oder, Köln, Leipzig, Straßburg, Tübingen, Wittenberg und Zürich — so werden im Jahre 1596 schon 59 deutsche Verlagsorte und 117 Buchdruckerfirmen genannt. Die größte Ausdehnung

wie qualitative Bedeutung hatte gegen das Ende des 16. Jahrhunderts das Buchdruckereigeschäft in Frankfurt am Main, Leipzig, Wittenberg, Jena, Magdeburg, Straßburg, Basel, Zürich, Augsburg, Nürnberg, Heidelberg, Tübingen, Köln, Mainz und Ingolstadt — Orten, von denen mehrere in buchhändlerischer Beziehung heute kaum noch eine Erwähnung verdienen. Wie man bei der vorzugsweise theologischen Richtung der Periode sich leicht denken kann, gehören fast zwei Drittel sämmtlicher der damals gedruckten Schriften in das Gebiet der Gottesgelahrtheit, vornehmlich der protestantischen; denn auch was man in jenen Tagen unter Philosophie verstand, trug ein vorwiegend theologisches Gepräge. Ungefähr in gleichem Maße finden wir Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit kultivirt, äußerst dürftig vertreten aber Poesie und schöne Künste überhaupt.

Welcher Art die Literatur war, die dem Geschmacke des Publikums am meisten entsprach, erhellt aus einem vor wenigen Jahren erst an das Licht gezogenen Geschäftsbuche eines der berühmteren der Frankfurter Buchhändler des 16. Jahrhunderts, Namens Michael Harder, dem Memoriale, in welchem er das Ergebnis der Fastenmesse von 1569 eingetragen hat — „Meßmemorial des Frankfurter Buchhändlers Michel Harder. Fastenmesse 1569. Herausgegeben von Dr. C. Kelchner und Dr. R. Wülcker. Frankfurt a. M., J. Vär, 1873.“ Jedenfalls wurde im Verhältnisse zu der Summe der verschiedenen literarischen Erscheinungen ebenso viel, wenn nicht mehr, gelesen als heute, unbedingt jedoch kaufte man in jenen Tagen mehr Bücher, als dies leider gegenwärtig geschieht, wo selbst in gebildeten Häusern

die Anlegung einer nur einigermaßen reichhaltigen Bibliothek für einen Luxus gilt, dem man sich in allerletzter Linie hingibt, während man doch kein Bedenken trägt, für sehr nichtige und vergängliche Genüsse und lächerliche Modethorheiten jährlich Tausende von Reichsmark zu opfern. Einzig und allein Michel Harder verkaufte auf der erwähnten Messe nahezu 6000 (5918) Bücher, deren Mehrzahl populären Inhalts, mithin auf die allgemeine Leserkwelt berechnet war. Einer besonderen Beliebtheit erfreuten sich allerhand possirliche Erzählungen und Schwänke, die mit ihrer etwas derben, nichts weniger als salonfähigen Komik zugleich eine belehrende Tendenz verfolgten, wie z. B. „Die Siben weisen Meister. Wie Pontianus der Kaiser zu Rom, sein Son Diocletianum den Siben weisen Meistern befehlt, die Siben freien Künste zu lehren. Und wie derselbig hernach durch untrew seiner Stieffmutter sibenmahl zum Galgen geführt“, und ähnliche Geschichten, wie sie in unserer Zeit zum Theil von Karl Simrock in seinen „Deutschen Volksbüchern“ neu herausgegeben worden sind.

Nächst dergleichen scherzhaften Erzählungen wurden Ritterromane am eifrigsten begehrt: „Das Buch und Lobliche histori von dem edlen Königsjun aus Galicia genannt Pontus. Auch von der Sodonca Königin aus Britania. Welch Histori gar lustig und gar kurzweilig zu hören ist“; oder „Ritter Galmj us Schottland. Eine schöne und liebliche History von dem edlen vnd theuren Ritter Galmien vnd von seiner züchtigen Liebe, so er zu einer Herzogin getragen hat“; auch: „Der weiß Ritter, wie er so getruwlich beistund ritter Leuwen, des Herzogen jun von

Burges, das er zulezt ein künigreich besaß". Alte Volksfagen erzielten ebenfalls einen ansehnlichen Absatz, so: „Fortunatus von seinem Sackel und Wunschhütlin mit schönen lustigen Figuren“; „die schöne Magelone, ein fast (sehr) lustige vnd kurtweilige Histori, durch Magister Veiten Warbeck aus Frankbösischer sprach in die teutsche verdolmetscht mit einem Sendbrieff Georgii Spalatini“ (bekanntlich des gelehrten Erziehers des nachmaligen Kurfürsten Johann Friedrich des Beständigen von Sachsen); „Von der Frouwen genannt Melusina, die ein Mersey vnd darzu ein geborne Königin vnd auf den Berg Aualon kommen war“; „Kayser Octavianus, das ist: eine schöne anmuthige historie, wie Kayser Octavianus sein Weib samt zweyen sönen in das Elend verschicket hat und wie dieselben hernach doch wunderbarer Weise in Frankreich bei dem frommen König Dagoberti wiederum zusammen kommen sind“ u. s. w. u. s. w.

Außer dieser unterhaltenden Literatur weist Harder's Meßmemorial auch noch eine ziemliche Anzahl populärwissenschaftlicher und für das praktische Leben bestimmter Bücher auf, die, seinen Vermerkungen nach, als sehr gangbare Waare bezeichnet werden müssen. Da geschieht eines Hausarzneibuches mit dem Titel: „Das Handbüchlein Apollinaris“ Erwähnung, von welchem während der gedachten Messe mehr als 200 Exemplare verkauft wurden, obschon es ziemlich hoch im Preise stand; da lesen wir von einem anderen gesuchten Buche, von „Johannes de Parisiis neuer Wundartzney“; von einer „Bauernpraktik oder Wetterbüchle, wie man die Losung der Zeyten durch das ganze Jahr erlernen vnd erfahren mag“, und von einer astrologischen

Schrift: „Das kleyn Planeten Büchlin. Eins jeden Menschen Art, Natur vnd Composition, nach dem er under einem Planeten geboren ist, anzuerkennen.“

Hieran schließen sich nun die verschiedenen Rechenbücher, an der Spitze derselben der noch heutigen Tages viel citirte Adam Riese, von welchem Michel Harder die beträchtliche Anzahl von 150 Exemplaren als in der Fastenmesse des Jahres 1569 abgesetzt verzeichnet. Adam Ries oder Riese, um das Jahr 1489 zu Staffelstein bei Bamberg geboren, ward später Bergbeamter und Rechenmeister zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge, wo er am 30. März 1559 starb. Er war der Erste, welcher in Deutschland eine methodische Anweisung zum praktischen Rechnen verfaßte, und veröffentlichte eine ganze Reihe in dies Fach schlagender größerer und kleinerer Werke, die noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wiederholt aufgelegt wurden und seinem Namen eine gewisse sprichwörtliche Bedeutung als den eines untrüglichen Rechenkünstlers verliehen. Das Buch, dessen wir in unserem Meßmemorial gedacht finden, war eine seiner umfanglicheren Schriften und betitelte sich: Riese, Ad., Rechnung auf der linihen vnd federn in zol, maß vnd gewicht auff allerley handierung“. Von Kochbüchern führte Harder zweierlei, eines, welches zugleich gewisse hygieinische Zwecke erstrebte, hieß es doch: „Neu Kochbuch, wie man franken Personen in mancherley fehl vnd gebrechen warten vnd pflegen sol mit Zurichtung vnd Kochung vieler nützlicher gesunder Speiß vnd Getränke“, und ein anderes mit dem Titel: „Koch- vnd Kellermeysterey, von allen Speisen vnd Getrencken, viel guter heimlicher Künste, auch wie man

Ratwergen, Salsen, Confect, Conserven vnd Einbeyhungen machen, von mancherley Früchten, Blumen, Kreutern vnd Wurkeln. Einem jeden im Hauff gar notwendig vnd nützlich zu gebrauchen.“ Die Thatsache, daß von dem lezt-erwähnten Buche allein auf jener Messe über 140 Exemplare an den Mann gebracht wurden, beweist, welche Geltung es in den damaligen kompetenten Kreisen behauptete, und daß es eine Art Davidis oder Strüf des 16. Jahrhunderts gewesen sein muß.

Für die Frauenwelt sorgte ferner ein „Neu Modelbuch von aller Hand Art Nähens vnd Stüdens mit viel Mödel vnd Stalen zugericht“, während sich der Gärtner und Gartenliebhaber die Schrift annahm: „Lustgarten vnd Pflanzungen mit wunderfamer Zierd, artlicher vnd seltsamer Verimpfung, allerley Bäume, Kräuter, Blumen vnd Früchte, wilde vnd heimische, künstlich vnd lustig zuzurichten“, und Notarien, Advokaten und Schreiber sich Rathes erholen konnten in dem Buche: „Rhetorik vnd Formular in allen Gerichtshändeln, Kunst vnd Regel der Notarien vnd Schreiber, Titel- vnd Kanzleybüchlin“. In noch höherer Gunst als die seither genannten Schriften stand beim Publikum eine aus drei Theilen bestehende Sammlung merkwürdiger Vorbedeutungen, unter dem Titel: „Wunderzeichen. Wahrhaftige Beschreibung vnd gründlich Verzeichnuß schrecklicher Wunderzeichen vnd Geschichten, die von dem Jahr an 1517 bis auf jehziges Jahr 1556 geschehen vnd ergangen sind“. Unser Frankfurter Buchhändler oder „Buchführer“, wie man in jenen Tagen sagte, kann den Verkauf von nahezu 180 Exemplaren dieses Wunderartikels in seiner Liste registriren.

Einen für die Zeit charakteristischen Literaturzweig bilden die verschiedenen „Teufel“, d. h. gegen die als Teufel dargestellten Laster und Sünden des Jahrhunderts gerichteten Mahn- und Strafschriften. Da gab es einen „Saufteufel“, von dem Harder 69 Exemplare absetzte, woraus ersichtlich, daß die Trunksucht unter den üblen Gewohnheiten jener Tage am weitesten verbreitet war; ferner einen Hof-, einen Ehe-, einen Spiel-, einen Fluch-, einen Jagd-, einen Wucher-, einen Tyrannei-, einen Gefindeteufel, von denen wir je von 20 bis zu 67 Exemplaren gebucht finden. Darf man den Stand der Sittlichkeit der einzelnen deutschen Städte nach der Zahl beurtheilen, die sie von diesen „Teufeln“ begehrten, so würde das heilige Köln am Rhein als der unmoralischste Ort des damaligen Deutschlands zu gelten haben; ihm am nächsten kommt Leipzig, dann Magdeburg, weiterhin Heidelberg und Wittenberg, Münster und Regensburg, Tübingen und Halberstadt, Stuttgart, Schweinfurt, und als letztere der Reihe, mit nur zwei Exemplaren von „Teufeln“, erscheint Speier. Einen sehr beliebten Verlagsartikel des 16. Jahrhunderts machte endlich eine Art Reisegesundheitslehre aus, die, im Jahre 1566 von Peter Schmidt in Frankfurt am Main gedruckt, binnen Kurzem in ganz Deutschland anzutreffen war und sich lange Zeit hindurch im Gebrauche erhielt. Auf dem Titelblatt des Buches stand zu lesen: „Sehr wohl erfahrene und heilsame Rathschläg, wie sich alle die, so in frömdte und unbekante Land, zu Roß oder zu Fuß, reisen wollen, ihr Gesundheyt erhalten mögen, oder wenn sie die um Angelegenheit des Lustes, Landes oder sunst verloren, durch was Mittel sie

die wieder erholen mögen. Sammt einem angehengten Regiment für Kaufleut, Kriegsleut und andere, die sich dem Meer oder anderen Wassern vertraun und ergeben wollen.“

Vor allen Anderen aber wurde den Spott- und Schmähschriften im Norden wie im Süden Deutschlands das regste Interesse entgegengebracht. Begann sich doch allenthalben der Geist einer neuen Zeit mächtig zu rühren und führte wichtige Schläge wider die ausgelebten und verrotteten öffentlichen Zustände, an die sich die Behörden um so krampfhafter anklammerten, je mehr sie sich selbst davon überzeugen mußten, daß eine Rettung des Alten nicht mehr möglich war. In Liedern und Bildern, in Holzschnitten und Flugblättern, in Pasquillen und in Fabeln machte sich die Volksstimmung Luft und ließ sich, allen dagegen angewandten Maßregeln zum Trotz, nicht mehr beschwichtigen — Schriften und Blätter, die von den Obrigkeiten verboten, mit Beschlag belegt, auf öffentlichen Plätzen verbrannt worden waren, gingen dem lesebegierigen Publikum durch Hausirer zu, die sich heimlich in die Wohnungen einzuschleichen wußten. Kaum war ja die Kunst des Buchdrucks erfunden, so kamen auch schon Censur, Verbot und Konfiskation. Der Urheber der ersteren war Papst Alexander VI. Schon im Jahre 1501 befahl er in einer Bulle, daß jedwedes Manuscript, von welchem Gegenstande es auch handle, ehe es gedruckt werden dürfe, von den Erzbischöfen und ihren Stellvertretern geprüft werden müsse und nur nach der von diesen erteilten Erlaubniß der Presse zu übergeben sei. Die Alexander folgenden Päpste erneuerten das Gebot, u. A. Leo X. im Jahre 1515, wiewohl im Ganzen ohne sonder-

lichen Erfolg, wenn schon „die Herausgabe jeder vom geistlichen Büchencensor nicht gebilligten Schrift mit Verlust und Verbrennung derselben, mit einer Strafe von hundert vollwichtigen Dukaten ohne Hoffnung auf Erlass und mit kirchlicher Exkommunikation belegt“ werden sollte.

Bald ahmten die weltlichen Autoritäten das von den Päpsten gegebene Beispiel nach. Kaiser Karl V. rief für Deutschland die weltliche Büchercensur in das Leben, indem er 1529 auf dem Reichstage zu Augsburg ein Mandat erließ des Inhaltes: „daß jeder Kurfürst, Fürst und Stand des Reichs geistlich und weltlich in allen Druckereien und bei allen Buchführern mit erneuem Fleiße Nachforschung thue, daß hinfürter nichts Neues und sonderlich keine Schmähschriften, Gemälde oder dergleichen weder öffentlich oder heimlich gedichtet, gedruckt oder feil gehalten würden, es sei denn zuvor von den durch die geistliche und weltliche Obrigkeit dazu verordneten Personen besichtigt, des Druckers Namen und Zunamen, auch der Druckort mit wahren Worten darin gesetzt . . .“ Wer gegen die Bestimmungen dieses Mandates handelte, sollte „an Leib und Leben gestraft werden“. Nichtsdestoweniger jedoch und wiewohl auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) ein noch weit schärferes Preskmandat vereinbart wurde, welches u. A. besagte: „daß hinfüro in dem heiligen Reiche keine Schmähschriften, wie sie auch Namen haben möchten, gedruckt, feil gehalten, gekauft und verkauft werden sollten, sondern wo die Dichter, Drucker, Käufer und Verkäufer betreten werden, worauf jede Obrigkeit fleißig zu achten, sollen dieselben nach Gelegenheit der Schmähschrift ernstlich und hart gestraft werden“ — er-

reichten alle diese Verordnungen nur sehr wenig. Nicht nur, daß die Verschweigung von Drucker und Druckort oder die Angabe falscher, durch das ganze Jahrhundert fast die eigentliche Praxis war, wucherten auch die Spott- und Schmähschriften in Prosa und Versen immer üppiger empor, so daß im Jahre 1548 ein neues kaiserliches Mandat erlassen wurde, welches noch viel härtere Strafen und Bußen als die bisher ausgesprochenen, gegen die widerspenstigen Autoren, Drucker, Käufer, Verkäufer und — Obrigkeiten selbst namhaft machte. Als einer der Presse am schärfsten zu Leibe gehenden Regenten aber erwies sich der Herzog Georg von Sachsen, Luther's unerbittlicher Gegner. Er ging erbarmungslos mit Kerker und Schwert gegen die den kaiserlichen Mandaten zuwiderhandelnden Buchdrucker und Buchführer zu Werke, von denen mehr als einer sein Leben unter dem Beile des Henkers endete, als der bekannteste unter ihnen der Buchführer Johann Hergott zu Leipzig, der im Jahre 1524 um des Verkaufs verbotener Schriften halber enthauptet wurde. Der nämliche Herzog Georg von Sachsen ist es auch gewesen, der bestimmte, daß jeder Geistliche, der ketzerische Schriften verfaßte, diese aufessen mußte!

Alle dergleichen Mandate, alle Verbote und Strafen haben indeß ihren Zweck nicht zu erreichen vermocht, nicht verhindern können, daß die Macht der Presse eine unwiderstehliche geworden ist und unbefiegbar bleiben wird, so lange, was ja nimmermehr zu befürchten steht, die menschliche Kultur nicht in rückläufige Bahnen einlenkt.

Auf tiefstem Meeresgrunde.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

Georg v. Stolp.

(Nachdruck verboten.)

Die wissenschaftliche Erforschung des tiefsten Meeresgrundes hat erst vor etwa zwei Jahrzehnten begonnen. So eifrig man auch bereits vordem Naturstudien trieb, Thiere und Pflanzen betrachtete — immer blieb man dabei nur auf dem festen Lande, und wenn man auch einmal den Meeresbewohnern und der Meeresflora einige Aufmerksamkeit schenkte, so begnügte man sich größtentheils mit den Fischen, den Muschelthieren, den Sternthieren und den Pflanzen der Küste, blieb aber immer den größeren Meeres-tiefen fern, weil man der Ansicht war, daß dort alles thierische und vegetabilische Leben fehle. Der ungeheure Druck der hohen Wassersäule, der völlige Mangel an Licht, die niedrige Temperatur, die fast ganz fehlende Wasserbewegung, so meinte man, mache das Gedeihen irgend welchen Lebens unmöglich.

Da tauchte im Jahre 1857 das Projekt auf, England und Amerika mit einem elektrischen Drahte zu verbinden, dasselbe fand sofort großen Beifall, und die englische Regierung sandte in Folge dessen das Kriegsschiff „Cyclop“

ab, die Tiefe und die Bodenbeschaffenheit des Atlantischen Oceans im Hinblick auf das Legen eines Telegraphen-Kabels zu untersuchen. Auf diesem Schiffe wurden sodann eine Reihe von Tiefmessungen vorgenommen, und dabei entdeckte man staunend eine Thierwelt, von deren Vorhandensein man bisher keine Ahnung gehabt hatte. Damit war aber auch der Anstoß zu weiteren Forschungen gegeben, und viele Männer der Wissenschaft, der englische Professor Carpenter, der norwegische Naturforscher Michael Sars, der Jenaische Professor Häckel u. A. machten sich auf, uns dieses neue Gebiet nach allen Richtungen hin zu erschließen. Einige Regierungen, mit besonderer Liberalität die englische, gaben sogar zu diesen wissenschaftlichen Expeditionen Kriegsschiffe her und förderten dadurch die wissenschaftlichen Bestrebungen ganz außerordentlich. Die wissenschaftlichen Reisen des Kanonenbootes „Lightning“, des größeren Kriegsschiffes „Porcupine“ und besonders des stattlichen „Challenger“ sind in Folge dessen berühmt geworden.

Die Resultate waren denn auch bald sehr bedeutende und geben jetzt bereits ein ziemlich vollständiges Bild von dem seltsamen Leben in diesen unheimlichen Tiefen. Zunächst fand man, daß das üppige Thier- und Pflanzenleben, welches sich uns an den flachen Küsten zeigt, nicht so schnell bei größeren Tiefen abnimmt, als man bisher annahm. Noch bei 1000 Fuß unter der Wasseroberfläche, also in einer Tiefe, wo auch bereits in den klarsten Meeren und bei blendendstem Tropensonnenscheine absolute Dunkelheit herrscht, wo bereits auf einem Quadratfuß Bodenfläche die Wasserfäule mit einem Druck von 313 Atmosphären (die At-

mosphäre mit einem Gewicht von 2176 Pfund) lastet und die Temperatur schon eine äußerst niedrige ist, herrscht so ziemlich dieselbe Mannigfaltigkeit, dann aber beginnen die Pflanzen zu verschwinden; die Challenger-Expedition stellte fest, daß bei 1200 Fuß Tiefe so ziemlich alles Pflanzenleben aufhört und nur selten einige niedere Tangarten etwas tiefer steigen. Das Thierleben reicht jedoch wenigstens doppelt so tief, ja selbst bis zu 3000 Fuß hinab, wo also das Wasser schon äußerst stark gesalzen, die Temperatur immer dem Gefrierpunkt nahe ist und die Wassersäule mit einem Gewicht von 939 Atmosphären (20,432 Centnern!) drückt. Professor Sars zog aus dieser Tiefe vermittelt des Schleppnetzes in der Gegend von Norwegen noch 427 verschiedene Arten von Thieren empor, darunter den prachtvollen Seestern *Brisinga endecadnemos*, der etwa eine Elle im Durchmesser hat und von dessen orangerother Scheibe elf lange, zierliche Arme auslaufen, den *Rhizocriens losotensis*, ein zierliches Astrod aus der Klasse der Seelilien, das mit einem schlanken Stiele am Meeresboden festgewachsen ist, und das man bisher nur aus Versteinerungen kannte, und verschiedene kleinere Thiere, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Steinkohlenzeit übrig geblieben sind.

Diese überraschenden Entdeckungen sind jedoch noch bei weitem nicht die werthvollsten; die wichtigste fand man vielmehr in noch weit größeren Tiefen, auf einem Meeresboden, der 20,000, ja selbst 27,000 Fuß unter dem Wasserspiegel liegt. Aus diesen ungeheuren Abgründen, die dem unbewaffneten Auge, könnte es in dieselben hineinschauen, allerdings alles Lebens baar erscheinen würde, bringt das

Schleppnetz einen Schlamm herauf, der für die Naturwissenschaft geradezu epochemachend geworden ist. Diese Masse, welche den Namen *Bathybius-Schlamm* erhalten hat (*bathybius* heißt „in der Tiefe lebend“), erscheint im feuchten Zustande dem bloßen Auge als ein äußerst feinkörniger, zähflüssiger Brei von blaß graubrauner oder gelblichgrauer Farbe, der außerordentlich klebrig ist und bei genauerer Betrachtung sich von seltsamem, geheimnißvollem Leben erfüllt zeigt. Wenn man den Schlamm trocknet, erscheint er als ein grautweißes, schwer zerreibliches, feines kreideartiges Pulver, das man leicht mit dem gewöhnlichen Kalkstaube unserer Chauffeen verwechseln könnte. Bringt man nun aber ein Nadelspitzchen von diesem Schlamm unter das Mikroskop, so gewahrt man überrascht eine ungeheure Menge von größeren und kleineren zierlich geformten Körperchen. Die meisten dieser Körperchen sind winzige Wurzelfüßler, die man *Globigerinen* genannt hat. Sie bestehen aus nichts weiter, als aus einem kleinen Klümpchen Protoplasma, jenem hochwichtigen Urschleim, über den wir weiter unten noch ausführlicher sprechen werden, und einer mehrkammerigen Kalkschale. Die Schalenkammern, spiralig um eine Ase aufgerollt, sind fast kugelig. Die Wände sind von sehr feinen Löchern siebartig durchbrochen, aus denen äußerst zarte Fäden hervorgestreckt werden. Diese Fäden, unmittelbare Verlängerungen der schleimigen Körpersubstanz, sind die einzigen Organe des kleinen Wesens, mit welchen dasselbe kriecht, frißt und empfindet. Ferner erblickt man in der Masse noch viele Kieselzellen, die aber wohl erst im Laufe der Zeit von der Meeresoberfläche, wo ihre Bewohner lebten

und starben, herabsanken, und sodann eine erstaunlich große Menge unregelmäßiger Klumpen von freiem Protoplasma oder Urschleim.

Diese Klumpen sind nun aber von ganz außerordentlicher Wichtigkeit, denn in ihnen sieht der Naturforscher der Gegenwart die Anfänge alles Lebens, die uralten Stammformen, die einfachsten Zellen, aus denen sich dann die höheren Thiergruppen entwickelt haben, zunächst die Globigerinen. Zwar war man bereits seit längerer Zeit durch scharfsinnige Schlüsse zu der Annahme gekommen, daß jeder Organismus aus einfachen Zellen zusammengesetzt sei, aber man hatte das doch nicht so direct beweisen können, hier nun aber zeigten sich die allerniedrigsten Zellen, die sich noch gar nicht zu wirklichen Thieren gebildet, und daneben die niedrigsten Thiere, die sich aus ihnen entwickelt hatten. Häufen sich nun solche niedrigste Zellen, die im wesentlichsten weiche Schleimklümpchen mit einem etwas festeren Kerne (im Groben etwa einer geschälten Kirsche vergleichbar), in größeren Massen an, wie dies auf dem tiefsten Meeresboden der Fall ist, so nennt man diese Masse Protoplasma oder Urschleim. Das Protoplasma ist also der Träger der gesammten „Lebenserscheinungen, der Anfang alles Organischen“. Chemisch besteht dieser Lebensstoff aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff. Der Ausdruck „Urschleim“ ist insofern nicht glücklich gewählt, als man beim Schleim gewöhnlich an eine sehr wasserreiche und zerfließliche Substanz denkt. Allerdings ist das lebende Protoplasma immer weich- oder festflüssig, indem stets eine mehr oder minder ansehnliche Wassermenge die stickstoff-

haltige Kohlenstoffverbindung durchtränkt und aufgequollen erhält, allein während in manchen Fällen das Protoplasma so dünnflüssig wie gewöhnlicher Schleim ist, erscheint es dagegen in anderen Fällen auch dicht und fest, der Naturforscher Häckel hat daher statt „Urschleim“ den weit besseren Ausdruck „Bildungsstoff“ vorgeschlagen.

Damit waren die Haupterfolge aber noch nicht abgeschlossen. Bei der weiteren Durchforschung des Bathybius-Schlammes entdeckte man sogar auch noch den Uebergang vom Protoplasma zum Individuum erster Ordnung, indem man die merkwürdigen Moneren fand. Diese denkbar einfachsten Wesen (das griechische Wort Moneres bedeutet „einfach“) bestehen einzig und allein aus einem nackten strukturlosen Klümpchen von beweglichem Protoplasma und besitzen nicht einmal eine schützende Kalkhülle, dennoch tragen sie einen gewissen selbstständigen Charakter an sich. Von Organen besitzen sie aber noch keine Spur, auch nichts, was auf verschiedenartige Körperteile schließen ließe. Dennoch wachsen sie und ernähren sich, bewegen sich und pflanzen sich fort, sind reizbar und empfindlich. Der strukturlose Urschleim ist hier Alles in Allem; der Theil ist auch gleich dem Ganzen, denn wenn man ein Moner in mehrere Stücke zerschneidet, so lebt jedes Stückchen ebenso leicht und so gut weiter, wie das ehemalige ganze Urschleimklümpchen. Im Ruhezustande sind sie meist kugelig abgerundet, doch ändern sie diese Form fortwährend, wenn sie sich fortbewegen. Die Fortpflanzung erfolgt in der einfachsten Weise, indem das Individuum sich in zwei Hälften oder in eine größere Anzahl Stückchen zertheilt, von denen dann jedes dieselben

Eigenschaften besitzt, die dem mütterlichen Urwesen eigen waren. Die Moneren liefern uns daher auch, sagt Professor Häckel, den unwiderleglichen Beweis, daß die Lebenserscheinungen nicht an einen maschinenartig zusammengesetzten Körper gebunden sein müssen, sondern an eine bestimmte chemische Konstitution der Materie, an das formlose Protoplasma. Die Organisation oder die scheinbar zweckmäßige Zusammensetzung des Körpers aus verschiedenen Theilen ist nicht die Ursache, sondern die Wirkung des Lebens, das sekundäre Produkt der Wechselwirkung von Vererbung und Anpassung.

Eine gewisse Sorte von Moneren, die besonders der englische Gelehrte Huxley eifrig beobachtet und untersucht hat, scheidet bei ihrem Stoffwechsel kleine Körperchen von kohlen-saurem Kalk aus, die sich dann auf dem Grunde des Meeres ablagern. Im Laufe der Jahrtausende sind diese Ablagerungen mit sammt den Kalkschalen gestorbener Globigerinen u. in manchen Tiefen sehr bedeutend geworden, es haben sich ganze große Kalklager gebildet, aus denen dann nach und nach die sogenannte fossile Kreide entstand. Die Kreidelager sind also Tiefseebildungen und finden wir diese auf Gebirgen, wie z. B. auf dem Nummulitengebirge an den Küsten des Mittelmeeres, aus dessen Steinen die egyptischen Pyramiden erbaut sind, so dürfen wir stets annehmen, daß das Gebirge ehemals Meergrund war und durch eine innere Erdrevolution emporgehoben wurde.

Am dunkelsten bei diesen neuentdeckten Wesen ist noch der Punkt: wie findet bei denselben die Ernährung statt? Die ersten Spuren des Bathybius-Schlammes finden sich

erst in einer Tiefe von 3000 Fuß und am massenhaftesten ist er in einer Tiefe von 20,000 bis 25,000 Fuß, wo weder eine Pflanze zu wachsen, noch eine Crustacee zu leben vermag; es kann also weder von einer vegetabilischen, noch von einer Fleischnahrung die Rede sein, vom bloßen Wasser können die Protoplasma-Massen aber auch nicht leben, und so bleibt denn kaum noch etwas Anderes übrig, als die Annahme, daß die freien Urschleim-Körper an Ort und Stelle unter dem Einflusse der eigenthümlichen hier waltenden Existenzbedingungen aus anorganischen Substanzen des Meeresbodens ihre Nahrung ziehen, was bekanntlich sonst kein lebendes Wesen zu thun im Stande ist; damit wäre aber auch der Uebergang, die Brücke vom Anorganischen zum Organischen entdeckt, derjenige Vorgang, den man auch mit dem Worte Urzeugung bezeichnet. Diese Hypothese wird besonders energisch von Professor Häckel vertreten, der auch der Ansicht ist, daß die Entstehung des Bathybius-Schlammes endlich auf die so lange schon gesuchte Spur von der spontanen, mechanischen Entstehung des Lebens leiten werde. Theoretisch, sagt der bekannte Gelehrte, hat diese tiefgreifende, biologische Grundfrage ja keine Schwierigkeiten mehr, seitdem die neuere Lehre und Kunde vom Leben den durchgreifenden Beweis von der Einheit der organischen und der unorganischen Natur geführt hat, und seitdem insbesondere die Moneren die letzten hier noch bestehenden Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt haben. Vielleicht wird schon in nächster Zeit von einem aufmerksamen unverdrossenen Forscher in dem Bathybius-Schlamm irgend ein Vorgang entdeckt, bei dem sich durch Zusammensetzung

von Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff Protoplasma bildet, wodurch dann die Urzeugung oder Archigonie auf rein mechanischem Wege bewiesen würde.

Das hauptsächlichste Gebiet, wo man bis jetzt den Bathybius-Schlamm gefunden hat, ist das sogenannte „Telegraphen-Plateau“, jene ungeheure Tiefsee-Ebene, welche sich in einer durchschnittlichen Tiefe von 12,000 Fuß durch die ganze Breite des nordatlantischen Oceans hindurch bis nach Nordamerika erstreckt und im Süden gegen die Azoren hin in noch bedeutend größeren Tiefen sich hinabsenkt. Dieses ganze ausgedehnte Telegraphen-Plateau ist mit diesem lebenden Protoplasma-Schlamm überzogen. Auch der Meeresboden um Spitzbergen, der ebenfalls vielfach 10,000 bis 12,000 Fuß unter dem Spiegel liegt, ist, wie der norwegische Gelehrte Nordenfjöld 1868 gefunden hat, ganz mit Bathybius-Schlamm bedeckt. Den Grund der südlichen Meere hat jüngst die erst 1876 wieder zurückgekehrte Challenger-Expedition untersucht, man fand dort im Atlantischen Ocean Tiefen von 23,450 Fuß und bei Guinea von 27,450 Fuß, die ebenfalls ganz vollständig mit jenem wunderbaren Schlamme überzogen und bedeckt waren, hat auch noch weitere auf denselben bezügliche Entdeckungen gemacht, die jedoch noch nicht veröffentlicht worden sind. Im wesentlichen werden sie wohl nichts ändern, wahrscheinlich nur noch umfassender bestätigen, daß wir die Lösung der Frage, was das Leben ist, wie es entstand und wie es sich entwickelt hat, auf dem tiefsten Meeresgrunde, in dem Bathybius-Schlamm zu suchen haben.

Mannigfaltiges.

Eine Verbrennungsstätte der Hindus. — Die Hindus bedürfen keiner Friedhöfe in unserem Sinne, denn daß dieselben ihre Todten verbrennen und schon seit Jahrtausenden verbrannt haben, ist eine bekannte Thatsache. Früher mußten ja sogar die Frauen ihrem verstorbenen Manne auf den Scheiterhaufen folgen, welche grausame Unsitte das englische Gouvernement nur mit Mühe hat abschaffen können. Von einer und zwar der größten Verbrennungsstätte in der Nähe von Kalkutta entwirft ein dort wohnender Landsmann folgende interessante Schilderung:

Eines Vormittags fuhr ich mit meinem gbarry-walla (Rutsher) hinaus nach Rimtollah-Ghât, welches hart am Ufer des Ganges oder vielmehr des Hooghly, einem Arm des heiligen Flusses gelegen ist, woselbst wir nach halbstündiger Fahrt anlangten. Nachdem ich einen Hindu, der am Thore die Wache hielt, gefragt, ob man ohne Weiteres eintreten könne, und hierauf eine bejahende Antwort erhalten hatte, überschritt ich die Schwelle und befand mich gleich darauf an der Verbrennungsstätte.

Das Gebäude war eine sehr einfache große Halle, frei dem Fluß zugekehrt; auf dem Boden, der aus gestampfter Erde bestand, befanden sich zehn mit Asche bedeckte längliche Aushöhungen, von denen sechs noch ein Feuer enthielten, um die letzten Ueberreste von todtten Hindus vollends zu verzehren. Am äußersten Ende schürten einige Eingeborene mit hölzernen Stangen an einem Feuer,

welches einen soeben gebrachten Todten in Asche verwandelte, und keine drei Schritte davon entfernt brannte ein anderes Feuer, auf welchem sich eine Hindufamilie, wahrscheinlich die des Portiers, ihr einfaches Mahl, aus Reis bestehend, bereitete. Während ich noch alles dieses betrachtete, brachte man gerade zwei neue Todte herzu; zwei frische Feuer wurden in Bereitschaft gesetzt, einige Scheite Holz quer darüber, auf diese der Leichnam gelegt, und auf denselben wieder Hölzer, bis der Scheiterhaufen fertig ist, den dann dürre Reisler in Brand setzten. Wenn derselbe ausgebrannt, ist nur noch ein kleiner Haufen Asche übrig, welcher Abends in die Fluth des heiligen Ganges geworfen wird.

Einer der Hindus theilte mir auf Befragen mit, auf dieser Stätte würden täglich bis dreißig, vierzig, ja zuweilen wohl fünfzig Todte verbrannt, jedoch gebe es weiter den Fluß hinauf noch eine kleinere Verbrennungsstätte, Kassi-Mitters-Ghât genannt. Diese beiden Stätten sind die einzigen Verbrennungsplätze für die Stadt Kalkutta selbst; fährt man aber Abends mit einem Boot den Fluß hinauf, so gewahrt man auf beiden Seiten viele Feuer, wo die Eingeborenen der verschiedenen an dem Flusse liegenden Dorfschaften ihre Todten verbrennen.

So getrennt wie die Hindus im Leben durch ihre unzähligen Kasten sind, so wird im Tode doch kein Unterschied gemacht, und Reiche oder Arme, Vornehme und Geringe werden alle auf dieselbe einfache Weise verbrannt.

Nachdem ich dem Manne einen Pakschisch von einer halben Rupie gegeben, verabschiedete ich mich — ich hatte genug gesehen. Beim Herausreten erblickte ich ein junges Hinduweib, welches ihr todttes Kind, in Leinen gewickelt, auf dem Arme trug und zur Verbrennung hinbrachte; keine Thränen hatte sie, jedoch der tiefschmerzliche Zug um den Mund verrieth, wie theuer ihr das Liebste gewesen, es war vielleicht ihr Einzigestes.

Auf meiner Rückfahrt von Rintollah-Ghât kam ich auch an

dem sogenannten Sterbehaufe vorüber, welches ebenfalls dem Gange zugewandt liegt. Es hat den Zweck, die sterbenden Gläubigen aufzunehmen, welche Angesichts des heiligen Flusses die letzten Augenblicke zubringen wollen. Die Angehörigen des Kranken begleiten denselben dorthin und halten Wacht, bis der Sterbende verschieden; dauert der letzte Kampf länger als ein oder zwei Tage, so kommt man der Natur zu Hilfe und erlöst den Sterbenden von seinen Qualen, indem man ihn mit heiliger Erde aus dem Gangesbette ersticht, worauf der Todte dann nach der vorhin geschilderten Stätte gebracht wird, um auf die einfachste Weise von der Welt verbrannt zu werden.

Hermann F.

Gelehrtenzerstretheit. — Es ist allbekannt, daß Gelehrte, von ihren wissenschaftlichen Ideen und Interessen absorbiert, im alltäglichen Leben oft eine geistige Zerstretheit äußern, in der sie die verwunderlichsten Dinge und Verwechslungen begehen. Einer der berühmtesten dieser gelehrten Zerstreuten war der ausgezeichnete Arzt und Hochschullehrer Professor Dr. Johann Christian Friedrich Harleß zu Bonn. Einst fuhr er in der damals noch die Hauptkommunikation zwischen den beiden rheinischen Städten bildende Postkutsche nach Köln. Um durch die Fahrt keine Zeit zu verlieren, corrigirte er im Wagen eine Anzahl Druckbogen eines neuen medicinischen Werkes, das er demnächst veröffentlichen wollte, währte sich dabei jedoch in seinem Arbeitszimmer sitzend und ließ den fertigen Bogen jedesmal aus dem offenen Kutschenfenster auf die Landstraße fallen, in dem Glauben, er lege sie gewöhntermassen auf seinem Schreibtische bei Seite.

H. Sch.

Eine Zulpenbörse. — Die niederländische Handelsblüthe in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der ganzen neueren Geschichte. Wir sehen ein kleines, von der Natur vernachlässigtes, mit allen Gütern außer Wasser und Sand kärglich ausgestattetes Land zur

ersten Kriegsmacht, zur ersten Handelsmacht nicht allein der europäischen Meere, sondern auch der beiden Oceane heranwachsen. Der Handel war das erste Interesse des Staates, dem jedes andere weichen mußte. Es lebte aber auch in den Niederlanden kaum ein Mensch, der nicht direkt am Handel interessiert gewesen wäre. Die Niederländer sind das klassische Volk aller Arten von Handelsgesellschaften groß und klein. An dem Gedeihen der beiden großen indischen Compagnien hing das Wohl und Wehe von Tausenden durch den Besitz von Aktien. Freilich wurden die Aktien dieser Compagnie auch zur Spekulation, zum Börsenspiel benutzt, Differenzgeschäfte waren an der damaligen Amsterdamer Börse so gut im Schwung, wie heutzutage. Der hochweise Magistrat hielt das für sehr verderblich und erschwerte den Aktienhandel auf alle mögliche Weise. Allein in nichts ist der Mensch erfinderischer, als in Umgehung der Spielgesetze. Durfte man nicht mehr mit ostindischen Aktien frei handeln, so spekulierte man in irgend einem anderen Artikel. Der Holländer wählte dazu zwischen 1630 und 1640 höchst auffallender Weise die Tulpenzwiebel. Statt in Aktien machte man in Tulpen Differenzgeschäfte. Die List gelang, die Spekulation, die Hoffnung, noch theurer wieder zu verkaufen, trieb die Tulpenpreise sabelhaft in die Höhe, und der Magistrat konnte nichts dagegen thun. Der Mittelpunkt des Tulpenhandels, der Tulpomanie, ward Haarlem. Um zu spekuliren, verließ der Weber den Webstuhl, der Bauer den Pflug, der Kaufmann sein Comptoir. Auf einer eigenen Tulpenbörse schlossen nach Tulpenrecht die Tulpenmaler die Kontrakte mit den Tulpennotaren. Es war ein toller Schwindel. Die Tulpe kostete zum mindesten 300 Gulden das Stück, ja eine Zwiebel des „Semper Augustus“ ward um 5,500 Gulden verkauft. In einer einzigen Stadt wurden in ein paar Jahren 10 Millionen Gulden in Tulpen umgesetzt. Daß die allerergöglichsten Scenen vorfielen, braucht kaum gesagt zu werden. Ein englischer Naturforscher, der in einem Garten ein paar dieser Zwiebeln zu

sich steckte, mußte, als Dieb verklagt, seinen Forschertrieb theuer büßen. Einem Schiffer, der von langen Reisen, mit der Tulpomanie unbekannt, heimkehrte, setzte sein Herr einen Krug Bier vor; der Mann sieht auf dem Tisch eine Zwiebel liegen und verzehrt sie zu seinem Bier. Doch dieses frugale Mahl kostete 500 Gulden, und der Kaufmann mußte noch froh sein, daß es nicht jener theuere Semper Augustus war, den sein Schiffer verspeist hatte. Der Schwindel erstreckte sich bald über die Grenze der Niederlande hinaus; eines Tages aber war die Herrlichkeit vorbei: die Tulpenpreise sanken und die Aermsten, denen die entwertheten Zwiebeln in den Händen blieben, hatten das Nachsehen. S.

Moderne Meteorologie. — Nicht wenige unter den alten Wetterregeln und Prophezeiungen, welche noch heutzutage in unseren sogenannten „hundertjährigen Kalendern“ herumspuken, stützen sich auf den angeblichen Einfluß des Mondes auf den Wechsel unserer irdischen Witterung. Auch den unheimlichen Kometen wurde natürlich keine geringe Rolle dabei vindicirt, und in Hartmann's Kometenspiegel vom Jahre 1605 heißt es:

Achterlei Unglück insgemein entsteht,
 Wenn in der Luft erscheint ein Komet:
 Viel Fieber, Krankheit, Pest und Tod,
 Schwere Zeit, Mangel und Hunger'snoth,
 Groß' Hitz', dürr' Zeit, Unfruchtbarkeit,
 Krieg, Raub, Mord, Aufruhr, Neid und Streit,
 Frost, Kält', Sturmwetter und Wassersnoth,
 Viel hoher Leut' Abgang und Tod,
 Groß' Wind, Erdbeben an manchem End,
 Viel Aenderung des Regiment.

In neuerer Zeit wollte man auch den Sternen und den Sternschnuppenschwärmen die Aufgabe zutheilen, an dem Wettermachen wesentlich mitzuwirken. Gewiß müssen nach dem unsere ganze heutige Naturwissenschaft beherrschenden Gesetze von der „Erhal-

tung der Kraft“ alle diese Himmelskörper einen gewissen Einfluß ausüben, doch ist jetzt nachgewiesen, daß derselbe höchst unbedeutend ist und in den meisten Fällen auch mit den feinsten Instrumenten nicht wahrgenommen werden kann. Weder die Wandelbarkeit des Mondes, noch die Sternschnuppenschwärme haben mit unseren Wetterveränderungen etwas zu thun, und die moderne Meteorologie ist erst zur exakten Wissenschaft geworden, seitdem sie alle diese Fabeln abgestreift und z. B. nachgewiesen hat, daß die angeblichen kalten Nächte bei zunehmendem Monde gar nicht existiren, oder daß der Rückgang der Temperatur im Mai (die „strengen Herren“) und Juni ausschließlich auf irdische Ursachen zurückzuführen ist. Ein ganz besonderes Verdienst um diese Wissenschaft hat sich der französische Astronom Lave all erworben und sein Werk „Sur la météorologie cosmique“ weist auf das Ueberzeugendste nach, daß allein die Sonnenwärme den Gang unserer Witterung regelt und den wahrnehmbaren Witterungswechsel bedingt, während Mond oder Sterne keinerlei Antheil daran haben.

F. R.

Blücher und der Kranich. — Als Blücher das letzte Mal in Moskau war, besuchte er fast täglich seinen alten Schulkameraden und Jugendfreund, den Kommissionsrath D... Dieser besaß einen großen Kranich, der Hans hieß, und auf dem Hofe frei herumließ. Der Kranich war gegen alle Hausbewohner fromm und zuthunlich; desto boshafter aber gegen Solche, die er nicht kannte, und besonders konnte er alte Leute nicht leiden.

Eines Tages sah Blücher aus dem Fenster zu, wie die jungen Leute mit dem Kranich sich neckten, ihn verfolgten und sich jagen ließen, und das possirliche Benehmen des langbeinigen gravitativen Thieres gefiel dem alten „Marschall Vorwärts“ so wohl, daß er plötzlich, die Mütze schief gerückt, den Knebelbart streichend und aus der schönen langen Thonpfeife dampfend, mitten im Hofe stand.

„Goah weg, Blücher!“ schrien die Jungen ihm zu; „goah weg, de Kranich is bissig.“

„Dumme Jungen!“ brummte Blücher, „denkt jü, ick fürchte mir vor det Beest?“ Und damit that er einen grimmigen Zug aus seiner Pseife, trat dicht vor den bei seinem Anblick schon die Federn sträubenden Hans hin und streckte ihm herausfordernd die noch dampfende Spitze seiner Pseife entgegen.

Hans guckte den alten Feldmarschall einen Augenblick von der Seite an, sperrete sodann den Schnabel auf und knicks! war Blücher's schöne neue Tonpseife zerbrochen.

„Infamiges Vieh!“ rief Blücher sehr erboßt und versetzte mit der flachen Hand dem Vogel einen derben Klaps. Doch dieser nahm das Ding krumm und schoß laut schreiend und mit den Flügeln schlagend so wüthend auf den „Marschall Vorwärts“ los, daß dieser, der sich des plötzlichen Anfalles gar nicht versah, fast umgeworfen worden wäre. Die Knaben wollten den Vogel zurückreißen, aber der kannte sich jetzt selbst vor Wuth nicht, rannte zwei der Jungen über den Haufen und setzte seine Verfolgung Blücher's fort — und „Marschall Vorwärts“ begann — auszuweichen, und wie!

Dreimal jagte ihn die wüthende Bestie um den Hofraum herum, wobei Blücher immerfort rief: „Alle Donner, ein Messer, ein Messer!“

Endlich gelang es ihm, das Hofthor schnell zu öffnen, hindurch zu schlüpfen und es hinter sich zuzuschlagen.

Kergerlich, aber doch selbst lachend, gab Blücher beim Abendessen seinem alten Freunde das Abenteuer zum Besten und nahm es durchaus nicht übel, daß dieser ihn gelegentlich mit seinem Besieger aufzog. Der Kranich Hans ist aber noch lange nach Blücher's Tode auf dem Hofe des Kommissionsraths herumstolzirt. Ernst E—l.

Zur Geschichte des Branntweins. — Frankfurt am Main, die von Alters her weintrinkende und rundum mit Wein

gesegnete deutsche Stadt, darf merkwürdiger Weise auch den zweifelhaften Ruhm beanspruchen, der Ort zu sein, wo des Branntweins nicht blos zum ersten Male in der Geschichte Erwähnung gethan wird, sondern wo dieser auch zuerst als Volksgetränk auftritt. Wie es scheint, mußte der Branntwein hauptsächlich der Weinverfälschung dienen, die mithin schon im Mittelalter eifrig betrieben wurde; ein Erlass des Frankfurter Rathes aus dem Jahre 1361 unterjagte nämlich bei strenger Strafe, den Wein mit „gebranntem Weine“ zu vermischen. Auch später ist von dem Branntwein als Mittel der Weinverfälschung in den Rathesprotokollen noch mehrfach die Rede, und 1487 wird bereits über das Ueberhandnehmen der „Weinbrennereien“ in Frankfurt am Main Klage geführt und den Pfarrern empfohlen, das Volk vor dem Genuße des Branntweins zu warnen, wie das Alles in Peterfen's „Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke“ ausführlich nachzulesen ist.

H. Sch.

Das Ohr als Instrument. — Nach der Entdeckung des italienischen Marchese Corti birgt jeder Mensch in seinem Ohr ein mikroskopisches Saiteninstrument nach Art eines Klaviers. Etwa 3000 Fasern von ungleicher Länge und Spannung liegen an der Schneckencheidewand des inneren Ohres wie die Tasten eines Klaviers regelmäßig an einander. Ihre Bedeutung hat Professor Helmholtz mittelst der Sympathie der Töne enthüllt. Es ist bekannt, daß, wenn von zwei gleichgestimmten Saiten, welche sich in der Nähe von einander befinden, die eine zum Tönen gebracht wird, die andere auch mitschwingt, und bei gehöriger Stärke der Schwingung mittönt, während eine nicht gleichgestimmte Saite zwar von der Bewegung der anderen berührt wird, aber ohne ihr Tempo einzuhalten, also ohne mittönen zu können. In gleicher Weise werden die verschiedenen Saiten jenes mikroskopischen Klaviers, des sogenannten „Corti'schen Organs“, im menschlichen Ohre in Bewegung gesetzt, sowie der Ton, auf den

sie gestimmt sind, von außen angeschlagen wird — und dieser Töne gibt es ja unzählige. C. B.

Eine merkwürdige Frucht. — Dies ist die westindische *Juvianuß* (*Bertholetia excelsa*), erst durch A. v. Humboldt genau bekannt geworden. Ihre Ernte ist bei den Eingeborenen ein Fest, wie bei uns die Weinlese, und keineswegs ohne Gefahr. Wenn die reife Frucht von ihrem bis 120 Fuß hohen Baume mit großem Geräusche poltert, eilen Menschen und Thiere herbei und streiten um den Besitz, so daß ihre Beliebtheit jener der Alligatorbirne, einer vorzüglichen Frucht Westindiens, kaum nachsteht. Die Frucht hat die Größe eines Kinderkopfes. In kaum zwei Monaten erreicht die Schale eine Dicke von $\frac{1}{2}$ Zoll und ist nur mühsam mit den schärfsten Werkzeugen zu öffnen. Im Inneren dieser Umhüllung liegen die Samennüsse, fünf bis acht an der Zahl, ungefähr dreimal so groß wie unsere Haselnüsse, nur weit zarter und saftiger. Diese dreieckigen Nüsse sind in Europa unter dem Namen Brasiliennüsse bekannt und werden auch in deutschen Seestädten billig verkauft. S.

Chinesische Reichshistoriographen. — Die Akademie der „Hanlin“ zu Peking wurde im Jahre 620 vom Kaiser Kaotjchu, dem Stifter der Dynastie Tang, gegründet, und erhielt sich unverwüstlich, wie ja fast alle die seltsamen chinesischen Institutionen, bis auf die neueste Zeit. Die Mitglieder dieser privilegierten Schriftstellergesellschaft am kaiserlichen Hofe sind die einzigen wahrhaften Gelehrten des Reichs und werden wegen der Wichtigkeit ihrer Bestimmung in Gegenwart des Kaisers sorgsam geprüft, bevor sie in die Akademie aufgenommen werden. Doch leben sie nicht alle als Schriftsteller. Manche müssen den Schreibepinsel für die Angelegenheiten des Kaisers, der Prinzen und der Minister führen; sie sind wohl die Verfasser der wichtigeren Staatschriften und amtlichen Erlasse, die sich stets durch einen blühenden, bilderreichen Styl auszeichnen. Andere sind mit dem Unterricht

in den hohen Schulen beauftragt, welche an den vier Pforten des Palastes zu Peking angelegt sind, um zukünftige Hanlins zu erziehen. Die Uebrigen aber arbeiten als Schriftsteller an den Werken, welche der Kaiser ihnen aufzutragen pflegt, und mit diesen Letzteren haben wir es hier zu thun. Zu allen ihren literarischen Arbeiten bedürfen die Hanlin der Erlaubniß des Reichsoberhauptes und es wird eine strenge Censur geübt. Wenn sie ein Werk unternehmen wollen, zu dem nicht die erste Idee vom Kaiser selbst ausging, so wird ihm der Plan dazu mit einem Genehmigungsgeſuch überreicht. Erfolgt dann die Erlaubniß, so wird gewöhnlich zugleich damit der Titel bestimmt, den das Werk haben soll. Ist es vollendet, so muß es vor der Drucklegung zuerst dem Kaiser zur Billigung unterbreitet werden, der es bisweilen eigenhändig mit einer Vorrede versieht. Dann wird der Text in Holztafeln geschnitten und davon in sehr kleinen Auflagen abgedruckt. Die Hauptwerke der Hanlin werden nämlich nicht verkauft, sondern vom Kaiser, der die Kosten der Herstellung übernimmt, an die hochgestellten Personen des Reiches verschenkt. Nur selten kommen einige schlechte oder unvollständige Abdrücke in den Handel. Hauptsächlich beschäftigen sich die Hanlin mit Kompilationen, die allerdings Werke des emsigsten Fleißes sind, aber in denen man weder Genialität noch hohen Gedankenflug zu entdecken vermag. Doch glaubt man in China, daß Alles, was aus dem Schreibepinsel der Hanlin komme, an Genauigkeit und Vollkommenheit nichts zu wünschen übrig lasse. Sie liefern treffliche Auszüge aus ganzen Bibliotheken, und ihr Hauptgeschäft ist es, alle hundert Jahre die Reichsamalen umzuarbeiten, so daß die Hanlin gewissermaßen immer von Neuem die Arbeiten ihrer Vorgänger niederreißen und wieder aufbauen. Der Grund liegt darin: das chinesische Papier ist so wenig haltbar, daß es bald von Feuchtigkeit, Staub und Würmern zerstört wird, ein Umstand, der nothgedrungen zu dem beständigen Umarbeiten

älterer Schriftwerke führt. Von Zeit zu Zeit untersucht man die vorhandenen Bücher über diesen oder jenen Gegenstand und zieht das Wichtigste daraus in ein neues Werk nach den Vorschlägen zusammen, die man vorher dem Kaiser zur Genehmigung überreicht hat. Dann überläßt man die benutzten Werke, die meistens auch nur Auszüge früherer Schriften sind, ihrem Untergange. Auf solche Weise sind die Originalwerke der in den chinesischen Reichsannalen angeführten älteren Geschichtsschreiber gar nicht mehr vorhanden; nur auszugsweise existiren sie in den Umarbeitungen der Hanlin. Es ist also begreiflich, daß die chinesische Geschichtsschreibung nicht sehr zuverlässig sein kann, da die Hanlin wohl häufig nach den Befehlen des jeweiligen Kaisers sich allerlei Verdrehungen der historischen Thatfachen erlaubt haben mögen, die jetzt nicht mehr richtig gestellt werden können, da die alten historischen Originalwerke längst völliger Vernichtung anheimgefallen sind und die ausgezogenen Ueberlieferungen eben durch die Hanlin im Verlaufe von Jahrhunderten so vielfache Umschmelzungen erlitten haben, daß dadurch ihr Werth ein höchst zweifelhafter geworden ist.

F. 2.

Hohe Intelligenz der Bienen. — Daß die Bienen eines Stockes den „Bienenwater“ kennen und fremde Bienen zu unterscheiden wissen, ist bekannt. Der französische Zoologe Dujardin brachte einst eine mit Zucker, der in Wasser aufgelöst war, gefüllte Tasse weit entfernt von einem Bienenstand in einer Mauernische an. Kurze Zeit darauf war die Lockspeise schon von einer herumschwärmenden Biene entdeckt. Nachdem diese sich die Lokalität durch Umherfliegen um den Rand der Nische und Anstoßen mit dem Kopfe genau eingepreßt hatte, flog sie heim, um bald darauf mit einer Schaar von Genossinnen zurückzukehren, welche sich der süßen Flüssigkeit bemächtigten. Gleiche Intelligenz legte eine Heubiene an den Tag, von welcher der englische Naturforscher Halliday berichtet. Sie hatte ihr Nest neben

einem gewöhnlich verschlossenen Fensterladen angebracht. Einst mußte sie wahrgenommen haben, daß dieser, wenn man ihn öffnete, das Flugloch verdeckte, denn sie brachte einen Thonklumpen über letzterem an, welcher den Laden von der Wand abhielt.

Th. B.

Der Schäfflertanz und das Reifenschwingen. — Im Jahre 1555 schrieb Olaus Magnus, Erzbischof zu Upsala in Schweden, ein Buch „von den Sitten, Gewohnheiten und Kriegen der nordischen Völker“, das zu Amsterdam 1652 holländisch, zu Straßburg deutsch erschien. Darin erzählt er: „Eine Uebung für Jünglinge ist noch außer dem Schwerdtanze (den die Dithmarsen noch 1747 kannten und vollführten) im Gebrauche, nämlich, daß sie nach gewissen Regeln mit dem Fahren den Tanz anfangen und endigen. Sie halten gespannte (ganzkreisige) Reifen in den Händen, womit sie bei einem anständigen Gesange, der die Thaten der Helden zum Gegenstande hat (wie auf den Farnern die Thaten Sigurd's zum Tanze gesungen werden) oder durch Flöten und Trommeln ermuntert, den Tanz anfangen, indem sie sich nach der Stimme des Anführers richten, welcher König genannt wird. Danach entspannen sie die Reifen, die Bewegungen werden rascher, und durch gegenseitige Zusammenfügung bilden sie, obgleich anders als mit den Schwertern, eine Rose, und stellen eine sechseckige Figur dar. Um dies mit mehr Geräusch zu verbinden, haben sie Schellen oder kleine kupferne Glöckchen, welche sie an den Knien befestigen.“ In München halten die Schächler (Böttcher, Fackbinder) — die bezeichnendsten Vertreter der großen Trinkeinrichtung auf Erden — alle sieben Jahre am Fastnachtsmontage den sogenannten Schächlertanz mit seinen altgewohnten Aufzügen und Feierlichkeiten. Früher wurde dieser Tanz oder das Reifenschwingen von den Rüsergefellen zu Frankfurt, wenn der Main gefror gehalten, wie zuletzt 1827 zu Fastnacht geschah. Da fertigten sie nach altem Herkommen

auf dem gefrorenen Flusse von Morgens bis Abends ein großes „Wunderfaß“ vom ersten Schnitt bis zum Auspichen, das in den Rathskeller kam. Acht Tage nach dem Fastnachtsdienstage kamen die Raiser mit ihrem Wunderfaß, als gerade der große Rath versammelt war (42 Senatoren und 60 Bürgerausschußmitglieder), auf den Römerberg in festlichem Aufzuge und überreichten es ihm mit herkömmlichen Feierlichkeiten. Ein Redner sprach in gereimten Versen einen Segenspruch und trank die Gesundheit des hohen Rathes und der Bürgererschaft. Dann tanzten die Raiser — als wilde Männer gekleidet, dem kleinen Bacchus zu Ehren, der auf dem großen Fasse saß — ihren Tanz und die geübtesten Gesellen schlangen die Reisen mit den gefüllten Weingläsern in kühnen Schwenkungen. S.

Der „Dollar auf Reisen“ hat manchmal seltsame Einfälle. Wie schottische Blätter mittheilen, hat eine amerikanische Dame, Miß Thomson, die seit einiger Zeit in Edinburgh lebt und augenscheinlich mehr Geld hat, als sie unterzubringen weiß, ihr Lieblingspferd mit Hufeisen von massivem Golde beschlagen lassen. Der Juwelier Marshall in Edinburgh hat die Beschläge geliefert, die auch mit goldenen Nägeln befestigt sind. Das Pferd war vor zwei Jahren in Edinburgh gekauft, hat aber schon zweimal mit seiner Herrin den Atlantischen Ocean gekreuzt und soll jetzt wieder nach Amerika übergeführt werden. Einem alten Spruch zufolge bringt das Auffinden eines abgefallenen Hufeisens Glück. Sollte dieses Pferd eines der seinigen verlieren, so dürfte sich dieses Sprichwort jedenfalls bewahrheiten. Der kostbare Beschlag hat die Kleinigkeit von 4000 Mark gekostet. R.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein
in Stuttgart.



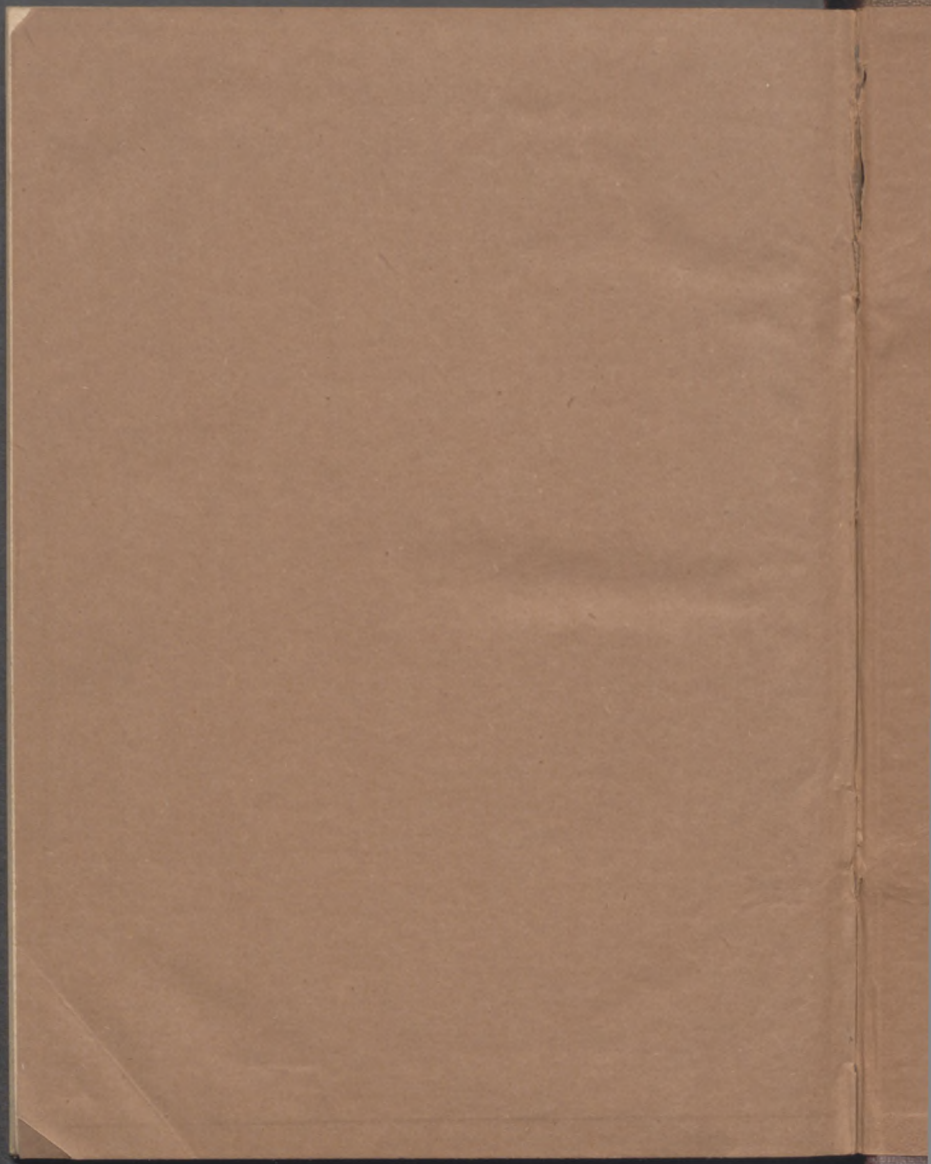


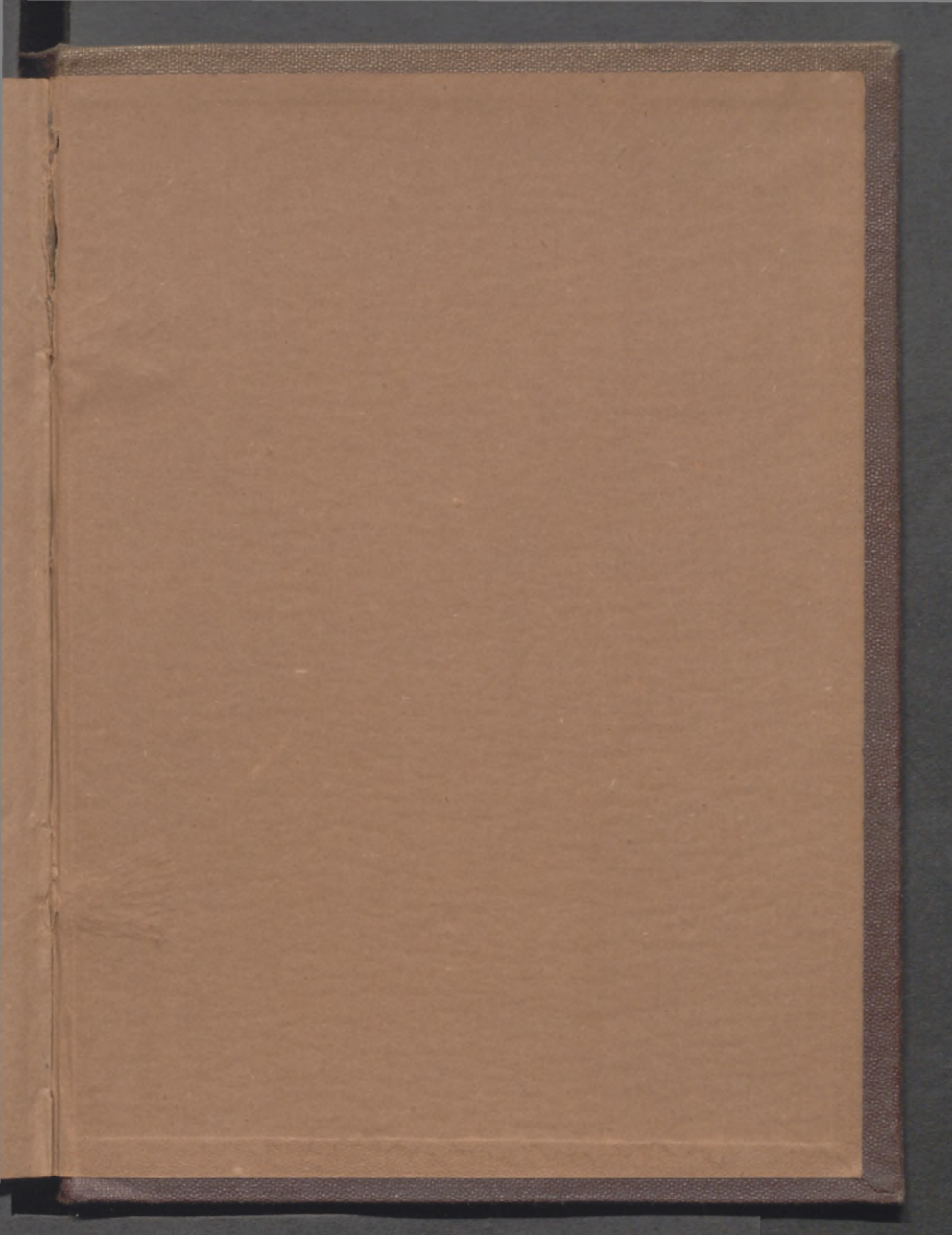
auf dem gefrorenen Flusse von Morgens bis Abends ein großes „Wunderfaß“ vom ersten Schnitz bis zum Auspichen, das in den Rathskeller kam. Acht Tage nach dem Fastnachtsdienstage kamen die Küfer mit ihrem Wunderfaß, als gerade der große Rath versammelt war (42 Senatoren und 60 Bürgerauschußmitglieder), auf den Römerberg in festlichem Aufzuge und überreichten es ihm mit herkömmlichen Feierlichkeiten. Ein Redner sprach in gereimten Versen einen Segenspruch und trank die Gesundheit des hohen Rathes und der Bürgerschaft. Dann tanzten die Küfer — als wilde Männer gekleidet, dem kleinen Bacchus zu Ehren, der auf dem großen Fasse saß — ihren Tanz und die geübtesten Gesellen schlangen die Reifen mit den gefüllten Weingläsern in kühnen Schwenkungen. S.

Der „Dollar auf Reifen“ hat manchmal seltsame Einfälle. Wie schottische Blätter mittheilen, hat eine amerikanische Dame, Miß Thomson, die seit einiger Zeit in Edinburgh lebt und augenscheinlich mehr Geld hat, als sie unterzubringen weiß, ihr Lieblingssperd mit Hufeisen von massivem Golde beschlagen lassen. Der Juwelier Marshall in Edinburgh hat die Beschläge geliefert, die auch mit goldenen Nägeln besetzt sind. Das Pferd war vor zwei Jahren in Edinburgh gekauft, hat aber schon zweimal mit seiner Herrin den Atlantischen Ocean gekreuzt und soll jetzt wieder nach Amerika übergeführt werden. Einem alten Spruch zufolge bringt das Auffinden eines abgefallenen Hufeisens Glück. Sollte dieses Pferd eines der seinigen verlieren, so dürfte sich dieses Sprichwort jedenfalls bewahrheiten. Der kostbare Beschlag hat die Kleinigkeit von 4000 Mark gekostet. R.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein
in Stuttgart.







Biblioteka Główna UMK



300020173769